

P.O. germ. 622^s Himmelftein



Historische Erzählungen

von

Dr. F. X. Simmelstein.

Würzburg.

Zu Commission der Julius Kellner'schen Buchhandlung.

1869.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a series of faint, illegible characters.

Vorwort.

Nachfolgende Erzählungen wurden von dem Verfasser vor Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und erscheinen hier, neu überarbeitet, zu einer kleinen Sammlung vereinigt. Sie beruhen auf historischen Grundlagen; nur die Ineinanderfügung der Begebenheiten und die Ausmalung ist Eigenthum des Verfassers; doch muß zu No. VII „die Hugenotten“ bemerkt werden, daß hier nur rein historische Thatsachen ohne fremde Beimischung dargestellt sind.

IV

Möchten diese historischen Erzählungen den Lesern eine belehrende und den religiösen Sinn anregende Unterhaltung gewähren und Einiges zur Berichtigung weltläufiger Geschichtsfälschungen beitragen.

1819 - 1841

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die Vendeer. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution	1
II. Die Bruderschaft vom Herzen Mariä zu Befehrung der Sünder. Aus unserer Zeit	58
III. Die Einsiedler am Sinai. Aus dem vierten Jahrhunderte	95
IV. Die Tochter des Emir. Aus den Zeiten der Kreuzzüge	110
V. Der Eispalast. Aus dem vorigen Jahrhunderte	153
VI. Maria de Victoria. Aus dem sechszehnten Jahrhunderte	179
VII. Die Hugenotten. Eine historische Skizze	203

Historische Erzählungen.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

I.

Die Vendeer.

Eine Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution.

.....

Geschichtliche Einleitung.

Soll der Taumel ewig währen?
Sprecht, wie lang ihr sucht und irrt?
Wollt ihr nicht zu Jesus kehren,
Welcher winkt, ein treuer Hirt?
Kommt und laßt uns Herberg nehmen,
Kehret bei dem Heiland ein;
Da wird Sehnen bald und Grämen,
Welt und Schmerz vergangen sein.

(M. von Schöndorff.)

In dem Landstriche, welcher früher Nieder-Poitou, nachher das Departement der Vendée genannt wurde, wohnte längs dem Meere, zwischen den beiden Flüssen Loire und Charente ein unschuldiges und arbeitames und darum zufriedenes Volk, dessen Nahrungszweige fast ausschließlich der Ackerbau und die Viehzucht bildeten. Der Grund und Boden war damals fast durchgängig in den Händen des Adels, der denselben, in kleinen Meyereien vertheilt, dem Landmanne für

die Hälfte des Naturalertrags zur Bearbeitung überließ. So stand der Bauer mit seinem Grundherrn in unausgesetzter Verührung und in einem Verhältnisse wechselseitigen Interesses, welches seiner Natur nach nur durch gegenseitiges Vertrauen und durch freundliche Theilnahme und Hilfe gedeihen konnte. Die ganze übrige Welt war dem genügsamen Landmanne fremd, und eine solche Meyerfamilie in ihrer einsamen Hütte, zwischen ihren undurchdringlichen Hecken und Gräben, arm, aber ganz unverdorben, gottesfürchtig und rechtlich, gewährte ein Bild der glücklichsten Einsamkeit, wie man sie im übrigen Frankreich kaum irgendwo fand. — Freilich artete der natürliche Muth des kräftigen Volkes leicht in Wildheit aus; doch gehörten wirkliche Verbrechen zu den größten Seltenheiten. — Auch war es bei der beständigen Einsamkeit nicht zu wundern, daß der Bendeer furchtsam und mißtrauisch gegen alles Fremde war.

Die höheren Stände wichen in Sitte und Lebensart von den niederen Ständen wenig ab. Der Adel war nicht reich, weil er zu zahlreich war: und da er deshalb nur selten in der üppigen Hauptstadt sein Glück machte, so kehrten die Wenigen, die es dort versucht hatten, gewöhnlich sehr bald wieder auf die heimathlichen Güter zurück, um in patriarchalischem Zusammenwohnen mit ihren Landsleuten sich der Verwaltung ihres Besitzthums zu widmen. Sie lebten von ihrem mäßigen Einkommen gewöhnlich höchst einfach und ohne Pracht; ihr größter Luxus war eine reichlich besetzte Tafel, ihr einziges Vergnügen die Jagd, woran auch die Bauern theilnahmen. Der Pfarrer machte die Jagd auf Hirsche, Wölfe und Eber von der Kanzel bekannt, und fröhlich eilte dann der Landmann mit seiner Flinte dem Sammelplatze zu und folgte hier den Anordnungen des Jägers eben so willig und genau, als er späterhin im ernstern Kampfe den Befehlen seines Anführers gehorsam war.

Die schreckliche Frucht des Unglaubens war nach vierzigjährigem Wachsthum für Frankreich endlich zur vollen Reife gediehen. — Aber wiewohl die blutige Revolution schon jahrelang in der Hauptstadt Frankreichs wüthete und die schreckenvollen Zügellosigkeitcn fast über alle Provinzen sich verbreitet hatten, dieser entlegene Landstrich der Vendee war ruhig geblieben. Der Landmann konnte durch die „erklärten Menschenrechte“ wenig gewinnen, und er war zu fromm und rechtlich, um, wie es anderwärts geschah, die neuen Gesetze zur Gewaltthat und Plünderung zu mißbrauchen oder auch nur einen solchen Mißbrauch zu dulden. Denn es erschien ihm jeder Versuch, das gewohnte Ansehen seiner Guts Herrn und ihre so mild und freundlich geübten Rechte zu vernichten, als etwas Heilloßes. Vielmehr baten aus alter treuer Anhänglichkeit beinahe alle Landgemeinden ihre Guts Herrn, die neugeschaffenen Stellen eines Maire oder Nationalgarde-Commandanten anzunehmen. So wurde der Adel durch das Volk selbst gegen Verfolgungen und Gewaltthatigkeiten geschützt und konnte durch seinen Einfluß seine vormaligen Unterthanen gegen manche revolutionäre Neuerungen und Quälereien schützen. Nur die Städte und die Bewohner der mehr östlich und südlich gelegenen, dem Interesse des Handels mehr zugänglichen Landgebiete hatten größeren Eifer für die neue Regierungsweise bewiesen; allein durch den kräftigen Kern des Volkes und die große Masse der ihnen entgegenstehenden Andersgesinnten im Baume gehalten, beschränkten sich auch hier die ersten gewaltsamen Wirkungen der Revolution auf die Plünderung und Einäschcrung weniger adeliger Schlösser in der Ebene.

Als man aber über die eigentlichen Absichten der Revolutionsmänner klarer geworden; als endlich die Edicte gegen die Kirchengüter und die Geistlichkeit erschienen, und namentlich das Dekret vom 27. November 1790 allen Priestern

die Leistung des revolutionären Bürgereides oder augenblickliche Verlassung ihrer Stellen gebot; da wurde auch zwischen diesen ruhigen und sonst so glücklichen Hügeln die Flamme des blutigen Bürgerkrieges entzündet. — Die Geistlichen, fast alle aus dem Lande gebürtig, hatten bisher alle Sitten und Gewohnheiten ihrer Pfarrkinder getheilt, sprachen ihren Dialekt, lebten nach der althergebrachten, landesüblichen Weise, kannten die Bedürfnisse ihrer Gemeinden und waren fromm und rechtlich, und rechtfertigten durch Kenntnisse und durch Tugenden die unerschütterliche Anhänglichkeit des Landmanns. So ist es erklärlich, daß man mit einem geschriebenen Artikel einer neuen bürgerlichen Constitution eben so wenig das Volk von seinen Seelsorgern abwendig machen, als die Priester bewegen konnte, einen Eid zu leisten, der ihrem Gewissen und ihrem Priestergelübde entgegen war. Wirklich ward die Eidesleistung fast allgemein verweigert, und als man nun versuchte, die Stellen der Weigernden mit neugeschwornen Geistlichen aus anderen Provinzen zu besetzen, so konnten diese nirgends ohne militärische Hilfe ihre Einsetzung erlangen, und wo diese zuletzt erzwungen wurde, beeiferte sich die ganze Gemeinde, den meineidigen Priester durch Verachtung, Beschimpfung und Verweigerung jedes Dienstes zur freiwilligen Entfernung zu nöthigen. Oft vermochte der neue Pfarrer nicht Messe zu lesen, weil er von keinem der Pfarrkinder Feuer erhalten konnte, um die Kerzen am Altare anzuzünden. Zahlreiche Gemeinden erboten sich, doppelte Steuern zu bezahlen, wenn man nur die alten Pfarrer wieder einsetzen wolle. Aber an vielen Orten hatte die Absetzung gar nicht bewerkstelliget werden können, und selbst die gewaltsam Abgesetzten blieben durchgängig in ihren Gemeinden, und um sie versammelte sich nach wie vor das ganze Volk, um in Wäldern oder auf freiem Felde Messe zu hören, während die neuen Pfarrer allzeit leere Kirchen fanden. — Wohl versuchte es die revolutionäre

Behörde, solche religiöse Versammlungen, welche sie für gesetzwidrig erklärte, durch Waffengewalt zu zerstreuen; allein die Bauern erschienen nun gleichfalls bewaffnet, wehrten die Gewalt durch Gewalt, und gingen an manchen Orten selbst zum Angriff über.

Die Nachricht von der mißlungenen Flucht und gewaltsamen Zurückführung des Königs regte die Gemüther noch mehr auf; und als die Beschlüsse der Nationalversammlung immer gewaltsamer und blutiger wurden, als der Adel durch persönliche Erniedrigungen aller Art, durch die Vermögensconfiscation der Ausgewanderten, durch die immer engere Beschränkung des königlichen Ansehens, und besonders durch den partheiischen Schutz, dessen die strafbarste Frechheit in jedem Falle sich erfreute, zur Verzweiflung gebracht war; als man endlich die eidverweigernden Priester im gepriesenen Lande der Freiheit und Gleichheit zur Deportation verdamnte, sobald zwanzig Personen, gleichviel welche — solches verlangten; da war der allgemeine Ingrimm auf's Höchste gestiegen, und der nächste Anlaß ließ seinen Ausbruch befürchten. Da erfolgte am 10. August die Einkerkierung und Entsetzung des Königs, und damit war auch der Funke in die Masse des leicht entzündbaren Brennstoffs gefallen. Noch im nämlichen Monate entbrannte der Kampf gegen die Truppen der Republik in der Vendee. — Kaum einige Monate hatte der Kampf wieder geruht, da fiel das Haupt des unglücklichen Königs durch das Beil der blutdürstigen Republikaner am 21. Januar 1793, was alle Gemüther tief erschütterte. Einen Monat später erschien das Edikt, welches eine Aushebung von 300,000 Mann gebot. So sollten auf eine bisher unerhörte Weise die nützlichsten Glieder dieser einsamen Familien gewaltsam aus ihrer Mitte gerissen und in ungekannter Ferne einer Sache geopfert werden, die man aus tiefstem Herzen verabscheute und laut verfluchte. Nur ein Mittel gab es dagegen, nämlich das

Blut, welches für die republikanischen Tyrannen fließen sollte, gegen sie zu verspritzen. Und so geschah es auch.

Nach wenigen Wochen hatte sich die Vendee um die weißen Fahnen geschaart, um ihre Waffen wider die Unterdrücker des Vaterlandes zu kehren und Thron und Altar gegen ihre wahnsinnigen Feinde zu vertheidigen. Das Heer, welches sich das katholische nannte, wurde im Namen Ludwigs XVII., des gefangen gehaltenen Sohnes des hingerichteten Königs, von einem in Chatillon niedergesetzten Kriegsrathe befehligt. — Der Nationalconvent sendete Truppen gegen sie, aber die Vendeer waren, solange sie den Krieg mehr vertheidigungsweise in ihrer Heimath führten, beinahe in allen Gefechten siegreich, denn die Beschaffenheit des wegen seiner Hohlwege und Engpässe schwer zugänglichen, von Flüssen, Morästen und Waldungen durchschnittenen Landes war für sie äußerst günstig. Selbst als sie allmählig, durch ihr fast ununterbrochenes Glück kühn gemacht, die nöthige Vorsicht zu veräumen anfangen, wurden dennoch ihre Unternehmungen nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. — Die republikanischen Generäle rächten sich durch Grausamkeiten und Verwüstungen aller Art für die erlittenen Niederlagen. Die herrschende Partei zu Paris suchte absichtlich den Kampf zu verlängern, da sie darin einen trefflichen Vorwand fand, um immer neue Truppen auszuheben und sie einstweilen zu ihren besonderen Zwecken zu benützen, vorzüglich aber, um die Nationalgarde zu entwaffnen und mit ihren Waffen die gegen die Vendee ziehenden Schaaren auszurüsten. Lange Zeit wurden nur so viele Truppen dahin gesandt, als zur Unterhaltung des Kriegs, nicht aber zu dessen Beendigung erforderlich waren. Die Truppen selbst bestanden größtentheils aus den Schaaren des den Jakobinern ergebenen Pöbels aus Paris und aus den Provinzen. Zahlreich strömte alles Gefindel zu einem Kriege zusammen, der jede Ausschweifung und

jede Schande erlaubte. Die Befehlshaber selbst waren meist Solche, die sich bei den Volksaufständen zu Paris und an anderen Orten als eifrige Freunde der Jacobiner ausgezeichnet hatten. — Endlich aber, nach wiederholten bedeutenden Niederlagen, und bei der immer drohender werdenden Macht der Vendee dachte man daran, regelmäßige Truppen unter kriegsfundigen Führern dahin zu senden. Im Herbst des Jahres 1793 sahen sich die Vendeer plötzlich von einer vierfach stärkeren Macht auf allen Seiten angegriffen. Dennoch verloren sie den Muth nicht und setzten mit äußerster Aufopferung den Krieg bis zum nächsten Herbst fort unter eben so glänzenden Siegen als gräßlichen Niederlagen. — Die berühmtesten Führer des Vendeer-Heeres waren Gigot d'Elbee, Parochejacquelin, Bonchamp, Vescüre, Chatelineau, Charette, Stofflet, Sapineau, Donnissan, Piron, Marigny u. A.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Erzählung.

Die Trauerbotschaft.

Was murret und grollet doch fort und fort?
Was ragen die Wolken so drohend dort? —
Das ist des Gewitters gewaltige Macht;
Hier heiterer Himmel, dort Grabesnacht. —
Ein düsteres Brüten hüllt Wald und Flur,
Es reget sich nirgends des Lebens Spur.
Die Blumen, wie steh'n sie so matt gebückt.
Die Lämmer, wie sind sie zur Erde gedrückt.
Der Hirte — er schreitet bekümmert einher,
Er schweigt und athmet ängstlich und schwer;
Und wie er lauscht mit heimlichen Grausen,
Da hört er's näher und näher brausen.

Der Regen, welcher die ganze Nacht hindurch angehalten hatte, ließ etwas nach, aber noch schüttelte der feuchte Dezemberwind die entblätterten Kastanienbäume vor der Kirche unserer lieben Frau, als Martin, der Küster, in den rauhen Mantel gehüllt, seinen gewohnten Gang nach dem Thurmpförtchen machte, um die Glocke zum Aue zu ziehen. Leicht unterschied sein geübtes Ohr den langsamen matten Hufschlag, welcher vom Hohlweg, der aus der Waldhöhe in's Dorf hinabführte, herüber tönte. „Arme Thiere und noch ärmere Reiter“, dachte er bei sich, „die ihr in solcher Nacht die feuchten Waldwege durchwandern müßt! — Wie lieblich wird euch mein Morgengruß ertönen, der euch die Nähe christlicher Brüder verkündet! — O liebe Mutter“, sprach er für sich weiter, als er am Marienbilde des Kirchenportals vorüber-
schritt, „du hast es auch empfunden, was es heißt, in diesem

Monat reisen, da du vor 1793 Jahren nach Bethlehem hinzuziehen mußt — das göttliche Kind unter deinem Herzen. Tröste die armen Wanderer.“ — Unter diesem Selbstgespräche hatte er die Pforte geöffniet und verschwand im Thurme, und alsbald ertönte der helle Klang der Morgenglocke.

Jetzt nahen zwei Gestalten der Kirche und hielten unter den Kastanien ihre Schritte inne. Es war ein Reiter und ein Fußgänger. Dieser, ein schon betagter Mann, trug Beinkleider von brauner Wolle, ein langes Camisol und über demselben einen weiten Rock von grobem Tuche. Unter der dunkelfarbigen Tuchmütze hervor flatterten die spärlichen grauen Haare um das regenfeuchte Angesicht. Ein Rosenkranz hing um seinen Hals, und auf der rechten Schulter ruhte ein langes Feuerrohr, wie man es sonst nur in den Rüstkammern alter Jäger zu Gesicht bekam. Sein Begleiter war ein junger rüstiger Bursche von kräftigem Wuchse, aber blassem Gesichte. Sein Kostüm war wenig verschieden von dem des Anderen; nur trug er statt der Mütze einen breitkrämpigen Hut mit einer grünen Cocarde, der Rosenkranz hing im Knopfloche seines Rockes, dem an der Brust ein Herz Jesu angenäht war. Sein Säbel, ein mit einem Feste versehenes Sensesisen, war durch eine um die Schulter geschlungene Schnur befestigt, seine Fußbekleidung bestand aus Holzschuhen; so saß er ohne Sattel und Steigbügel auf dem salben Adergaul. Wer erkennt wohl in diesen beiden seltsam ausgerüsteten Männern zwei Krieger aus jenem gefürchteten Heere der katholischen Vendeer, an deren felsenfester Treue gegen Christi Altar und König Ludwigs XVI. Thron die besten Kräfte des pariser Convents scheiterten? Und doch war es so, und ihnen glichen fast alle jene Helden, deren Muth Hunderttausende der tapfersten Soldaten der Republik zerschmetterte.

„Joseph“, so sprach jetzt der Ältere, „sit ab; es läutet zum Ave!“ — Joseph schwang sich vom Gaul, und Beide

knieten mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte auf den nassen Boden nieder und verrichteten ihr Gebet, unter dem so mancher Seufzer aus tiefer Brust aufstieg.

Die Glocke schwieg, das Licht verschwand aus dem Thurne und bewegte sich durch die Kirche vor zum Chore, denn dort warf sich Martin vor dem Tabernakel nieder und flehte mit ausgestreckten Armen und unter reichen Thränen den Allmächtigen laut an um Hilfe für das bedrängte Land, um Sieg für die Waffen der kämpfenden Brüder.

Die draußen mochten ahnen, was das Licht im Chore bedeuete, denn auch sie blieben, die gefalteten Hände fest an's Herz gedrückt, betend knien, bis das Rasseln der Schlüssel die Rückkehr des Rüstlers verkündete.

„Heinrich!“ rief dieser in freudiger Ueberraschung, als er zu den Beiden herangekommen war, und drückte herzlich die dargebotene Rechte, während er ihnen fragend in's Angesicht schaute. „Glückliche Botschaft vom katholischen Heere?“ — „Nicht die beste“, entgegnete der Eine kopfschüttelnd. „Das Kriegsglück wechselt. Doch wir kämpfen für Gott — der Sieg liegt in seiner allmächtigen Hand! Ihm vertrauen wir. Doch für jetzt, Gebatter Martin, macht, daß wir unter Dach und zum Feuer kommen, denn wir sind seit zehn Stunden auf dem Wege und ganz durchnäßt. Dann mögt ihr auch den guten Pfarrherrn wecken, ich habe Briefe an ihn von Donnissan, und wir müssen uns zeitig wieder auf den Rückweg machen.“

„Wecken, sagt ihr?“ entgegnete Martin mit wehmüthigem Lächeln; „da braucht's des Weckens nicht; seit ihr ausgezogen in den heiligen Krieg, gönnt Vater Theobald sich wenige Stunden den Schlaf, sein Betstuhl ist sein Bett. Er müsse, sagt er, mit den Waffen des Gebets gegen die Feinde Gottes streiten, da sein heiliges Amt ihm nicht erlaube, mit Waffen von Eisen zu kämpfen.“

„Und ich sage Euch“, unterbrach hier Joseph die Rede des Rüstlers, „daß diese Priesterwaffen oft gewaltiger auf die Feinde niederschmettern, als unsere Sensen und Hellebarden. O noch seh ich den greisen Priester in Dol mit seinem bleichen Antlitz und den feuersprühenden Augen vor mir, wie er mit hoherhobenem Kreuzbild die Flüchtigen in den tobenden Kampf zurückführte.“

„Was sagst du da?“ fragte Martin in gespannter Erwartung den Erzähler. „Von All' dem haben wir noch nichts vernommen. Doch, Freunde, hier dürft ihr nicht länger mit euren nassen Kleidern und müden Gliedern im kalten Winde stehen; auch dein Kößlein, Joseph, wird ungeduldig. Kommt denn! Zu meiner Hütte mag ich euch nicht geleiten, denn seit der Herr meine Anna zu sich gerufen hat, ist's dort öde und für Gäste schlecht bestellt. Wohl ihr, daß sie im Frieden geschieden ist, ehe die Schrecken des Krieges über unser Land gekommen! Ich führe euch sogleich zum Pfarrhause hinüber, dort seid ihr besser aufgehoben; Vater Theobald wird euch herzlich willkommen heißen und euch erquicken, so weit seine eigene Armuth es erlaubt; auch das Thier wird dort Obdach und Futter finden. Unterwegs aber erzählst du mir die Geschichte von dem Priester mit dem Kreuzbild umständlicher! Nicht wahr, du kühner Reitersmann?“

Joseph nickte freundlich, strich, wie tröstend, dem Pferde einige Mal die Mähne, warf ihm den Zügel über den Kopf zurück und ließ es frei hinter sich herschreiten. Während sie nun zwischen den zerstreut liegenden Hütten und Gehöften, aus denen da und dort ein wachsender Hund laut schlug, hingingen, erzählte Joseph die vorerwähnte Begebenheit: „Es war in der Stadt Dole“, hub er an; „wir hatten sie den Blauen*) um viel Blut abgekauft und darin die Kerker und

*) So wurden die Republikaner wegen ihrer Rodfarbe gewöhnlich von den Bendeern genannt.

Kellergewölbe voll von verstümmelten und ausgehungerten Gefangenen gefunden. Am jämmerlichsten waren die gefangenen Priester zugerichtet. Wenige von ihnen konnten von der wiedererlangten Freiheit noch Gebrauch machen; die Meisten starben bald in Folge der erlittenen schrecklichen Mißhandlungen. Unter den Wenigen, deren Körperkraft all' das Elend überdauern konnte, war auch der Pfarrer von St. Marie auf der Insel Ré. Von Dole aus unternahmen wir, unseren tapferen General Larochefauquelin selbst an der Spitze, einen Sturm gegen Granville. Die gewaltigen Mauern mit ihren fort und fort donnernden Feuerschlünden schreckten uns nicht; sechs und dreißig Stunden währte der Kampf, schon war ein Thor gesprengt und der vorderste Haufe drang ein auf die dichten Massen der Feinde, da verzagt einem Feigen das Herz und er ruft: Rette sich, wer kann! Zwar streckt den Elenden augenblicklich eine Kugel nieder, aber die Verwirrung nimmt überhand, und es folgt der unordentliche nächtliche Rückzug. Kaum sind wir in Dole angekommen und beginnen die Feuer zu schüren, um die erschöpften Glieder zu erwärmen, da hört man Alarmsruf. Die ausgesendeten Rundschaffter eilen mit der Nachricht zurück, daß ein furchtbares Heer der Republikaner im Anzuge sei. Die Trommeln wirbeln, und Alles greift wieder zu den Waffen. Die Stadt hat nur eine Straße; in dieser werden nun die Wagen mit dem Gepäcke in einer Reihe aufgestellt. Aber welch' ungeheures Gedränge entsteht jetzt! Das Geschrei der Weiber, Kinder und Verwundeten, die den sicheren Tod erwarten, mischt sich in das Trommelgerassel und in den Donner der Haubitzen, deren Blitze auf Augenblicke die schreckliche Nacht erleuchten. Doch solche Musik ist das Ohr der Bendeer schon gewöhnt; langsam, aber in guter Ordnung, ziehen wir aus der Stadt, und nach kurzem Marsche erblicken wir die breiten Kolonnen der Blauen. Es erschallt der Ruf: Es lebe der

König! Cavallerie vorwärts! Und in tausendem Galopp stürzen wir Reiter auf den Feind und treiben ihn zwei Stunden Wegs zurück. Die Nacht tritt dazwischen, doch kaum bricht der Tag wieder an, so entbrennt ein neuer wüthender Kampf. Ich socht auf dem linken Flügel, vor dem der Feind zurückwich, aber unser rechter Flügel wankt, Schrecken ergreift die Bauern, und Alles flieht der Stadt zu, ohne daß Larochajaquelin die Schaaren zurückzuhalten vermag. Hätte nicht der dicke Nebel den Feind an der Verfolgung gehindert, so war Alles verloren. In der Stadt ist die Unordnung fürchterlich, die Verwundeten schleppen sich langsam und ächzend fort. Zornentbrannt, den Säbel in der Faust, versperrt Marnigny mit seiner Cyklopengestalt den Flüchtigen den Weg, die Weiber drängen sich ihnen entgegen und werfen ihnen ihre Kinder in den Weg — Alles vergeblich. In diesem Augenblicke erhebt sich die hohe hagere Gestalt des Pfarrers von St. Marie aus der Menge. Hoch empor hält er das Crucifix. „Kinder!“ ruft er mit herzdurchschneidender Stimme, „wollt ihr die Sache Gottes und eures Königs den Feinden preisgeben? Wollt ihr eure Weiber und Kinder von den blutdürstigen Republikanern hinschlachten und zertreten lassen? — Soll euer General in die Hände der Feinde kommen? Auf, ihr Flüchtigen! Zurück in den Kampf, ich selbst will euch führen!“ — „Es lebe der König! Es lebe Larochajaquelin!“ tönt's jetzt aus allen Kehlen, und mit doppelter Kampfeswuth stürmen sie zurück zum Schlachtfeld. — Der Sieg ist uns! Der alte Pfarrer von St. Marie stimmt weithin schallend das Te Deum laudamus an, und jubelnd ziehen wir in die gerettete Stadt zurück.“

„Glaubt aber ja nicht, Freund Martin“, so nahm jetzt der Ältere der beiden Bendeer das Wort, „daß unchristliche Nachsicht den Pfarrer zu dieser Heldenthat stachelte. O nein, er war, wo es galt, auch den Feinden ein schützender Engel.

Es war nach der Schlacht bei Fougère." — „Ja", sprach Joseph dazwischen, „das war eine Schlacht, so schrecklich in Frankreich noch keine geschlagen worden; zwölf tausend Republikaner bedeckten das Schlachtfeld." Heinrich fuhr fort: „Auch wir hatten Tausende verloren. Die Trümmer unseres Heeres waren in der Kirche von Fougère versammelt. Niedergeschlagen, verstümmelt, aus tausend Wunden blutend, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich, sangen wir das Te Deum, das eher einem Requiem glich; dann ging's nach Antrain, wo eine große Anzahl Gefangener niedergehauen werden sollte." —

„O Schande für Christenmenschen!" rief Martin entsetzt aus und hielt seine Schritte inne.

„Schande?" eiferte Joseph beleidigt, „waren es doch lauter meineidige Schurken, die schon früher einmal gefangen worden waren und ihre Freiheit erhalten hatten gegen das Versprechen, nicht mehr gegen die Bendeer zu kämpfen!"

„Genug," sprach Heinrich besänftigend, „das ernste Wort des Pfarrers von St. Marie rettete ihnen das Leben; sie wurden abermals frei, vielleicht um abermals wortbrüchig zu werden. Gott wird sie richten."

Unter diesen Gesprächen hatten sie den Weg zurückgelegt und standen jetzt im Hofe des Pfarrhauses. Martin ging, den Pfarrer zu benachrichtigen, während Joseph seinen Gaul in der Scheune unterbrachte und mit Heu versorgte.

Nach wenigen Minuten erschien ein freundlicher Junge unter der Thüre, um sie in's Haus zu rufen. Kaum hatte dieser Heinrich erkannt, als er mit freudiger Hast auf ihn zueilte und ihm beide Hände zugleich zum Gruße darreichte. Heinrich aber hob den Knaben empor, ihm einen Kuß auf die Wange drückend. Henry, der Tauspathe Heinrichs, war der Sohn des Küsters; der Pfarrherr hatte nach der Witter Tod ihn zu sich in's Haus genommen, wo er ihn neben dem Nothwendigen auch in den Anfangsgründen der Zeichen-

und Malerkunst, in welcher er sehr erfahren war, unterrichtete. Henry mochte vierzehn Jahre zählen, doch war seine geistige Entwicklung den Jahren vorausgeeilt. Vater Theobald liebte ihn wie einen Sohn, und der Junge hing mit ganzer Seele an seinem Wohlthäter.

Nachdem auch Joseph herbeigerufen war, traten sie insgesammt in's Pfarrhaus. Der Pfarrer kam ihnen bereits entgegen; schweigend knieten sie nieder und empfingen zum ersten Willkomm den Segen, dann hieß er sie herzlich willkommen und geleitete sie in die geräumige Stube zu ebener Erde. Martin hatte bereits die Bank zum Kamine gerückt und das Feuer mächtig geschürt, und Henry trug freudestrahlenden Angesichts frische Milch und Brod und Käse, auch eine Schale voll süßen Methes auf.

„Nun Kinder“, sprach der Pfarrer, „rückt zum Feuer, wärmt euere erstarrten Glieder und erquicket euch; dann laßt mich euere Botschaft wissen, die, so hoffen wir zu Gott, eine erfreuliche sein wird. Doch sollte sie auch betrübend sein, Freud und Leid sei dem Herrn aufgeopfert, sein Wille geschehe und sein Name sei gebenedeit in der Freude und in der Trauer.“

„Amen!“ sprach Martin, indem er in andächtiger Ergebung die Hände faltete.

„Amen!“ sprach auch der junge Henry dem Vater nach. Heinrich schlug seinen nassen Rock auseinander und zog aus der Brust den Brief hervor, welchen er schweigend darreichte.

„Bon Donnissan!“ rief der Pfarrer in freudiger Ueberraschung, als er die Schriftzüge auf dem Briefe erkannte; „Gott sei gelobt, daß er den lieben Freund uns erhalten hat!“ Indem er das Schreiben entfaltete, bemerkte er die Thräne nicht, die sich bei seinen letzten Worten aus dem treuherrigen Auge Heinrichs stahl, und laut las er nun den Inhalt:

Ehrwürdiger Vater!

Schwere blutige Kämpfe haben wir seit unserem Auszuge bestanden, viele Schafe Eurer Heerde sind hingeschlachtet durch das Schwert der Königsmörder. Die meisten sind in Mans gefallen. Dort befand sich eine zahlreiche Besatzung, welche Widerstand leistete. Aber die starken Mauern und Wälle, die Feuereschlünde auf den Basteien — das Alles hielt uns nicht auf; wir nahmen die Stadt. Inzwischen näherten sich die Generale Marceau und Kleber mit den Trümmern von fünf geschlagenen Divisionen der Republikaner, sechs nordischen Regimentern und der Armee von Cherbourg. Sie griffen Mans am 15. Dezember an. Kleber ward zuerst zurückgeschlagen; nun trat die Armee von Cherbourg vor. Piron und Stofflet hielten die Angreifenden durch Kanonenschüsse zurück; unsere Bauern kämpften mit dem Muth der Verzweiflung, und der Kampf ward von Minute zu Minute heftiger. Plötzlich sahen wir uns im Rücken angegriffen und begannen den Rückzug. Die Straßen waren durch Munitionswagen und Karren, todte Pferde, Leichen und Sterbende versperrt, welche die Flucht verhinderten. Die Republikaner begannen ein gräßliches Gemetzel, die Gefangenen wurden zu Haufen hingeschlachtet, Tausende in den Verschanzungen und Gräben erwürgt. Fünftausend Bauern sind gefallen, zwölftausend Weiber und Kinder um's Leben gekommen“ *). — —

Hier versagte dem Pfarrer die Stimme, und er bedeckte mit beiden Händen sein Angesicht. Endlich, nachdem er sei-

*) Die Republikaner verwüsteten bei ihrem Vordringen Alles mit Feuer und Schwert, und die gesammte Bevölkerung hatte sich deshalb zum Heere geflüchtet.

nen Schmerz in etwas bemeißert, las er mit bebender Stimme weiter:

„Was übrig blieb, flüchtete der Poire zu, die wüthenden Verfolger auf der Ferse. Die ganze Armee zerstreute sich. Doch nach wenigen Tagen sammelten sich einige Hundert Bauern um mich, und nun ist Ancenis in unserer Gewalt! Und wir —

Vater — ich höre die Trommeln wirbeln, es droht ein neuer Angriff, — mag der Vate, wenn Gott seine Schritte schützend zu Euch leitet, Euch das Weitere berichten. — Es lebe der König! — Betet für Euren treuen Sohn

Donnissan.“

Der Pfarrer faltete langsam den Brief zusammen, während sein thränenfeuchtes Auge sich auf das Kreuzbild an der Wand heftete. Von dorthier kam wieder die ganze Ruhe in seine gottergebene Seele. „Nehmt nun vorerst den mageren Morgenimbiß, und dann ergänzet uns die Lücken des Briefes, unterdessen vollende ich mit Henry das Morgengebet.“ Mit diesen Worten entfernte sich Vater Theobald mit dem Knaben in's Nebengemach. — Martin aber konnte sich nicht überwinden, die beiden Hungernden durch mancherlei Fragen in ihrer erquicklichen Arbeit zu stören. „Das muß ein jammervoller Abzug von Mans gewesen sein“, sprach er seufzend vor sich hin.

„Ich sage Euch“, entgegnete Heinrich, „ein solches Elend läßt sich nicht beschreiben. Mir schandert die Haut, wenn ich daran denke. Verwundete, Greise, Kinder, Weiber, halb nackt, ohne Lebensmittel, mußten im kalten Regen über sumpfigen Boden täglich zwanzig Stunden zurücklegen; der Weg war mit blutigen Fußtapfen bedeckt. Auch die Marquise von Parochejaquelin war unter den Fliehenden, und nur in eine leichte Decke gehüllt.“

„Aber wie kam die Stadt Ancenis in eure Gewalt?“ fragte Martin wieder.

„Wir setzten unsere Flucht unaufhaltsam fort und kamen bei Ancenis an die Loire. Aber ach! wir fanden da keine Schiffe, um überzusetzen. Nur Larochejaquelin gelang es, mit einigen Getreuen auf elenden Flößen hinüberzukommen, und Gott sei tausend Dank, daß dieser Held wenigstens gerettet ward. Die Uebrigen zerstreuten sich. Ein Theil ergab sich und wurde niedergehauen. Unserer Zweitausend unter Marigny zogen gegen Savenay hin. Hier griff uns Kleber mit weit überlegener Macht an, zwei Stunden rangen wir um den Sieg, doch wir mußten unterliegen. — Die Bluthunde mordeten alle Gefangene; acht Tage dauerte in Savenay das Niederschießen der Unglücklichen. Die Wüthriche hielten in den umliegenden Dörfern ordentlich Jagd auf die Bendeer; jeder Maierhof, jede Scheune wurde mit den Bajonetten durchstöbert.“

„Aber mein Gott!“ fragte Martin in ängstlicher Erwartung, „wie seid ihr allen diesen Gefahren entkommen?“

„Nach angstvollem Umherirren erreichte ich den Wald von Grave. Ich getraute mir nicht, aufrecht zu gehen; auf Händen und Füßen, vor Durst fast verschmachtend, kroch ich durch das Dickicht, mit den an den Reifern gesammelten Regentropfen aus hohler Hand meine lechzende Zunge befeuchtend; halb ohnmächtig sank ich endlich vollends zu Boden, da höre ich wie im Traume aus dem nächsten Gestrüppe den leisen Freundesruf: „Es lebe der König!“ und alsbald seh' ich meinen Joseph da zu mir herankriechen!“ —

„Du, Joseph?“ sagte Martin und schlug überrascht die Hände zusammen, während dicke Thrämentropfen über seine Wangen herabrollten: „O wunderbare Fügung Gottes!“

„So sammeln sich mehr und mehr die Unseren“, fuhr Heinrich fort, „wir finden Donnissan; unsere Zahl steigt auf

zweihundert, die Wuth über die grausame Ermordung unserer Freunde gibt uns neue Kraft. Wir stürzen auf dreihundert Blaue, welche die Stadt Ancenis decken, sie werden gänzlich vertilgt und die Stadt ist unser!"

Sicherlich hätte sich Martin noch alle Begebenheiten des furchtbaren Krieges erzählen lassen, wäre nicht Pfarrer Theobald mit Henry jetzt wieder eingetreten, als jener eben seinem beklommenen Herzen durch den Ausruf Luft machte: „D entsetzliche Dinge! Es gibt in Frankreich keine Menschen mehr, es ist das Land wilder, blutdürstiger Thiere geworden. Da diese unerfülllichen Blutmenschen der fluchwürdigen Republik übertreffen noch die Raubthiere!"

„Seien wir aber nicht ungerecht gegen unsere Feinde“, so sprach der Pfarrherr sanft mit erhobenem Finger, — „auch auf Seite der Unfrigen wird so manche Grausamkeit verübt, welche dem Christen nicht ziemt. Und der Herr hat Ursache genug, auch uns dann und wann seine Hand fühlen zu lassen zur Abbüßung solcher Unmenschlichkeiten!“ —

Da überlief Josephs blaßes Angesicht eine glühende Röthe, er erhob sich von der Bank und sprach, ehrerbietig gegen Vater Theobald gewendet: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, meiner Einrede. Wohl ist es wahr, daß auch wir, von blinder Wuth fortgerissen, öfters Dinge vollbringen, vor denen wir selber uns später entsetzen. Aber es geschieht nie aus Blutdurst, nie aus teuflischem Muthwillen, wie das so häufig bei unseren Feinden der Fall ist, sondern im offenen Kampfe oder zur Abwehr blutiger Gewaltthaten. — Und bedenkt, wenn wir die gräßlich verstümmelten Leichen unserer Brüder umherliegen sehen, wenn wir vernehmen, wie von den Feinden die Gefangenen, welche, auf die zugesicherte Amnestie vertrauend, sich ergaben, zu Tausenden niedergeschossen worden; wenn wir die Leichname der Frauen von wilden Hunden angefressen, unsere Kinder mit aufgeschlitzten Bäuchen schauen,

wenn wir unsere Säuglinge von den Bajonetten dieser Teufel in Menschengestalt herab wimmern hören, wessen Blut sollte da nicht aufstochen zur fürchterlichsten Wuth, die alle menschliche Gefühle für den Augenblick erstickt? — Aber zeigt mir auf Seite der Republikaner ein einziges Beispiel von solcher Großmuth, wie unsere Anführer so häufig sie bewiesen, oft zu unserem bitteren Schaden! — Der fromme Marquis Lescaure allein rettete bei verschiedenen Gelegenheiten mehr als vierzigtausend Republikanern das Leben. Der Oberst Westermann, der den Pariserern versichert hatte, die ganze Vendée mit einer einzigen Legion zerstören zu wollen, hatte Tags zuvor Lescaures Schloß in Clisson angezündet und die Bewohner gemordet, als wir ihn bei Nantes in die Lehre nahmen. Mit zehntausend Mann war er gekommen, und mit ihm flohen nur dreihundert. Die Mordbrennereien der Unmenschen hatten die Weiber in solche Erbitterung gebracht, daß sie die Flüchtlinge mit Heugabeln tödteten. Viertausend Gefangene wurden nach Chatillon gebracht. Hier rief Marigny dem edlen Lescaure zornig zu: „Laß mich diese Ungeheuer, die dein Schloß niedergebrannt haben, tödten!“ — „Marigny, Marigny, antwortete ihm Lescaure, du bist grausam; ich werde ihnen nichts geschehen lassen und sie gegen dich vertheidigen.“

„Das heiß ich christlich kämpfen“, sprach Martin gerührt.

„Und St. Florent vergiß nicht, Joseph!“ erinnerte Heinrich.

„Ja, nach jenem Unglückstage in Chollet“, fuhr Joseph fort, „wo der tapfere Bonchamp tödtlich getroffen ward. Wir setzten unsere Flucht die ganze Nacht hindurch fort bis nach St. Florent, wo die Bevölkerung der ganzen Gegend mit uns weiter floh. Talmont mit 4000 Bauern und Antichamp mit 1200 Reitern deckten den Uebergang über die Loire. Das

war eine schauerliche Nacht! Das Feuer von mehr als hundert aufloodernden Dörfern beleuchtete den nächtlichen Himmel, und aus der Ferne tönten dumpfe Kanonenschläge drauf und drauf; und dazu das herzerreißende Geschrei der wild durcheinanderdrängenden Menge von Greisen, Weibern und Kindern, und das Wehklagen der Verwundeten. — Die Bauern von Bretagne riefen uns vom jenseitigen Ufer zu und ruderten mit zerbrechlichen Rähnen zu uns herüber. Alles stürzte jetzt in die Schiffe, so daß mehrere überladen untersaufen, und überall sah man die Versinkenden die Hände aus den Fluthen emporstrecken und um Hilfe schreien. Umsonst bemühten sich Varochajaquelin und Lescurc durch Zureden Ordnung in die Ueberfahrt zu bringen.“

„Ach, noch sehe ich das todtbleiche, blutübergossene Antlitz des guten Lescurc vor mir. Bei Tremblai hatte eine Kugel seine Stirne getroffen und er wurde, auf einer Matratze liegend, mitgetragen auf der Flucht“ — setzte Heinrich ergänzend bei.

Joseph fuhr fort: „Wir hatten 5000 gefangene Republikaner nach St. Florent geschleppt. In dem Augenblicke, wo die Verwirrung und der Tumult am größten war, überwältigte uns die Wuth gegen die Urheber all dieses Elends, und wir waren im Begriffe, sie alle niederzuschießen, aber Bonchamps und Lescurc, selber dem Tode nahe, verboten es streng und retteten ihren Mördern sterbend das Leben.“

„Wahrhaftig“, sprach der Pfarrherr, eine solche Christenthät sühnt tausend Vergehen der blinden Wuth!“

„Und was war der Dank für solches hochherzige Mitleid?“ hob Joseph wieder an, indem er zornig die Fäuste ballte, — „die Verfolger, die Bluthunde, setzten eilig über die Loire und machten die Nachzügler ohne Erbarmen nieder, und zu Barades rissen sie Bonchamps Leiche aus ihrem Grabe und sandten seinen abgeschnittenen Kopf dem Convente nach Paris!“

„Genug des Schrecklichen!“ seufzte der Priester. „Ruhet euch nun aus, ihr werdet nach solchen Mühsalen der Ruhe bedürfen, und nach drei Tagen“ —

„Ehrwürdiger Vater“, fiel ihm Heinrich in's Wort, „noch heute wollen wir zu unseren kämpfenden Brüdern zurückkehren.“

„Nein, Kinder! drei Tage bleibt ihr hier, feiert mit uns der heiligen drei Könige Fest und dann kehrt ihr an Leib und Seele neu gestärkt mit einem Briefe nach Ancenis zu Donnissan zurück.“

„Ach, Vater!“ sprach Heinrich mit wehmuthvoller Stimme, „wohl werde ich bald wieder bei Donnissan sein, aber der Briefe bedarf es dahin nicht; — Ancenis — ist wieder verloren — und Donnissan, der edle, liebe Donnissan —“ weiter konnte er nicht sprechen; schweigend ließ er den Kopf auf die Brust sinken.

„Und Donnissan“, ergänzte Joseph in dumpfem Tone, „ward gefangen und ist — erschossen.“

„Todt?!“ rief Martin, mit starrem Blicke den Erzähler anstaunend.

Auch der Pfarrer war auf's Tiefste erschüttert — sein Auge suchte Kraft im Anblicke des gekreuzigten Erlösers. „Herr“, betete er, „gib seiner Seele deinen Frieden! Er hat Dir gelebt, und ist für Deine Ehre und seinen König gestorben!“ — Dann wendete er sich zu Heinrich: „Ihr bleibt denn drei Tage, vielleicht bedürfen wir in dieser Frist eurer Gegenwart!“

Die Ahnung des Pfarrers sollte bald erfüllt werden. Bereits am 21. Dezember hatten die Repräsentanten den Befehl gegeben, Brand- und Mordcolonnen zu errichten. Schon hatte der schreckliche Turreau sich aus der Vendee zurückgezogen und zwölf Heerhaufen gebildet, welche von verschiedenen Punkten ausgehend, nach verschiedenen Richtungen

hin, brennend, raubend und mordend das Land durchziehen und hinter sich nichts als Leichen und Schutthaufen zurücklassen sollten. Grignon war an der Spitze einer dieser „höllischen Colonnen“ von Argenton-le-Chateau ausgezogen, nachdem er zu seinen Soldaten also gesprochen: „Kameraden! wir betreten ein Land, das im Aufstande begriffen ist. Ich gebe euch den ausdrücklichen Befehl: Alles, was brennbar ist, den Flammen zu übergeben, und Alles, was lebt, mit dem Bajonnette niederzustoßen. Es kann wohl auch Patrioten in diesem Lande geben, aber gleichviel, es muß ganz entvölkert werden!“

Die Flucht.

Und fahrend und brausend durch riesige Eichen
Ergrimmte Stürme stöhnen und keuchen,
Sie kreiseln und wirbeln das dürre Laub,
Sie tragen und jagen ein Meer von Staub,
Sie heulen und eilen durch Flur und durch Wald,
Zerreißen mit tropig-kühner Gewalt
Den schwarz verhangenen Wolkenhimmel
Und füllen die Lücken mit Staubgewimmel.
Und wo der gewaltige Heerbann flucht,
Mit Zittern und Zagen sich Alles beugt.
Es zuckt ein Blitz —
Es kracht und knattert, es rasselt und bröht,
Ein gellender Nachhall im Walde stöhnt, —
Die Eiche, des Forstes hochragender Held,
Sie liegt vom flammenden Blitze gefällt.

Das Fest der heiligen Dreikönige im Jahre 1794 war angebrochen. Aber es brachte nicht jene Freude mit sich, welche frommgläubige Seelen erquickt bei dem Anblicke jener frommen Weisen, welche ihre geheimnißvollen Gaben anbetend niederlegen zu den Füßen des göttlichen Kindes auf dem Schooße seiner heiligen Mutter; ach, es schien nur jenen Schrecken zurückrufen zu sollen, welcher bei dem gräßlichen Kindermorde die angstvollen Herzen der bethlehemitischen Mütter zerriß. Bald nach Mitternacht ertönte dumpf und schauerlich, wie der Weheruf eines Sterbenden, die große Glocke vom Thurne Unserer Lieben Frau durch die Nacht. Unter

den Kastanien vor der Kirche war ein grauenerregendes Schauspiel zu sehen, beleuchtet vom röthlichen Scheine qualmender Kienfackeln. Ein Haufen weinender Frauen und Kinder, mit wenigen Männern untermischt, drängt sich um mehrere Karren und Wagen. Der Eine schleudert einen schweren Bündel über die Häupter hin auf den Wagen; ein Anderer macht sich, den Gaul am Zaume ziehend, Bahn durch die Menge; hier schleppt eine Tochter den greisen Vater, der kaum sich aufrecht zu halten vermag, am Arme, dort zerrt ein Mutter ihr zitterndes Kind im Gedränge nach sich, Einige tragen die schreienden Säuglinge, in große Körbe gebettet, Andere heben mühsam einen jammernden Kranken auf den Karren. Kinder schreien nach den Eltern, die sie im Gedränge verloren, Eltern rufen ihre Kinder; aber Alle übertönend schallt die starke Stimme Heinrichs durch den Lärm, beruhigend, ordnend, zur Eile mahnend. Im Osten steigen mächtige Feuersäulen aus den angezündeten Dörfern empor, von allen Seiten her tönen die Sturmglocken und ferne Musketerschüsse.

Endlich, nachdem die Wagen beladen und in einer Reihe aufgefahren sind, ruft Heinrich: „Nun zur Kirche, daß wir dem lieben Gotteshause Abschied sagen für immer und Gottes Segen erslehen zur schweren Reise!“ Alles drängte sich ihm nach in die Kirche. Wie sehr hatte sie sich verändert, wie traurig sah es hier aus! Die Wände von den Bildern entblößt, die Altäre alles Schmuckes entkleidet, der Tabernakel offen und leer. Nur vom Hochaltare flammten einige Kerzen auf werthlosen Leuchtern und verbreiteten durch die weiten Räume eine unheimliche Dämmerung.

Unter dem Chore befand sich ein feuerfestes Gewölbe, zu welchem hinter dem Altare eine schmale Wendeltreppe hinabführte. Man hatte die Oeffnung dem Boden gleich vermauert und zuvor die Stiege selbst mit Schutt und Erde angefüllt, damit beim Anschlagen nicht etwa ein hohler Ton

den Räubern das Geheimniß verrathe. Aus der Gruft führte unter der Erde ein niederer Gang in das fünfzig Schritte entlegene Beinhaus, wo Martin die Knochen und Todtenschädel so aufgeschichtet hatte, daß sie den Eingang in den unterirdischen Weg verdeckten. In dieses Gewölbe hatte Martin Alles, was Werth hatte und tragbar war, geflüchtet und auch Lebensmittel auf mehrere Tage gebracht.

Der Priester lag an den Altarstufen auf seinen Knien, ringend mit dem übergroßen Schmerze seines Vaterherzens. Sein Antlitz war wie das eines Sterbenden. Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, die Augen blickten weit geöffnet nach Oben, und seine Lippen zitterten krampfhaft. — Jetzt erhob er sich, alle seine Kraft zusammenrassend, und wendete sich zu seiner jammervollen Heerde: „Kinder! der allmächtige Gott und Herr hat Schweres über uns beschlossen. Zum letzten Male betretet ihr euer liebes Gotteshaus, in dem ihr des Segens und der Gnade so viel empfangen; bald wird es die ruchlose Hand der Feinde Gottes in Schutt verwandelt haben. Doch fällt auch dies Haus des Herrn in Trümmern, der Herr bleibt, und seine Allmacht und Erbarmung wird nicht zerstört; auf ihm steht unsere Hoffnung. Laßt uns flüchten unter dem Schutze der Himmelskönigin, welcher diese Stätte geweiht war, sie wird euch schirmend geleiten auf eurer Flucht, sie wird ihre Feinde demüthigen und euch zurückführen in die liebe Heimath und dieses Haus wieder aus seinen Trümmern erstehen lassen. Jetzt aber wollen wir uns demüthig, um Verzeihung unserer Sünden flehend, unter der schweren Hand des Herrn beugen; sie schlägt, aber sie heilet wieder. Haben wir das Gute von ihr angenommen, warum sollten wir nicht auch das Bittere von ihr hinnehmen? Der Herr hat es uns gegeben, der Herr nimmt es uns wieder; wie es dem Herrn gefällt, so soll es geschehen. Der Name des Herrn sei gebenedeit! Empfanget denn den letzten

Segen!“ In dumpfem Schweigen sanken Alle auf die Kniee. Der Priester breitete die Arme gen Himmel aus und rief jetzt mit feierlicher Stimme: „Vater, ach barmherziger Vater, erbarme Dich Deiner armen verlassenen Kinder! Laß ihre Seelen nicht erliegen in der schweren Prüfung, welche du über sie zu verhängen beschloffen hast. Sei Du ihr Führer, ihr Trost, ihr Schutz auf der jammervollen Flucht. Verzeihe, ja verzeihe, wir bitten Dich, Denen, die so namenlosen Jammer über Deine Kinder gebracht, und leite sie gnädig zur Reue und Buße!“

„O Maria, o Mutter der Barmherzigkeit, Du Trösterin der Betrübten, Du Zuflucht der Sünder, Du Helferin der Christen, wende Deine erbarmungsvollen Augen auf uns, die wir aus diesem Thale der Thränen zu Dir rufen! — Kinder! rief er dann, „lebet denn wohl, wenn auch nicht hier, doch dort oben finden wir uns wieder!“ Indem er nun unter einem Strom von Thränen den Segen ertheilte, erhob sich lautes Schluchzen und Weinen in der ganzen Kirche. „Vater“, riefen sie, sich um ihn drängend und nach ihm die Hände ausstreckend, „Ihr dürft nicht zurückbleiben! O verlasset euere Kinder nicht! Ihr müßt mit uns ziehen! Mit unserem Blute wollen wir Euch schützen! Auf unseren Schultern wollen wir Euch tragen auf der Flucht!“

„Kinder, das kann ich nicht! Dem Priester des Herrn ziemt es nicht, das Haus zu verlassen, zu dessen Wächter ihn der Herr bestellt hat. Zieheth hin mit Gott; er wird euch und mich schützen. Heinrich sei euer Führer an meiner Stelle; folget ihm in Allem willig, als meinem Stellvertreter!“

Jetzt drängte sich Henry voll Verzweiflung durch die Menge, stürzte zu den Füßen des Priesters, umklammerte seine Kniee und schrie, ganz außer sich: „Vater, verstoßt

mich nicht, ich sterbe! Laßt mich bei Euch bleiben, laßt mich mit Euch sterben!"

„Auf, auf!“ schallte jetzt eine fürchterliche Stimme von der Pforte in die Kirche herein, daß es schauerlich vom Gewölbe wiederhallte; „auf, sonst seid ihr Alle verloren. Die Mordbrenner sind im Anzuge!“ Es war Joseph, der mit diesem Mahnruf in die Kirche stürzte; er war auf die Spähe ausgesendet gewesen. Entsetzt stürzte jetzt Alles aus der Kirche zu den Wagen, und der Zug eilte in jähher Flucht aus dem Dorfe.

Nachdem das Geschrei und Jammern der Fliehenden verhallt war, verließ auch der Pfarrer mit Henry, der bis jetzt nicht von ihm losgelassen hatte, nebst Martin und Joseph die Kirche. Martin löschte die Kerzen und verschloß die Thüre von Außen; den Schlüsselbund aber warf er in den nahe stehenden Brunnen. Unter dem matten Scheine einer verhüllten Laterne eilten sie nach dem Kirchhofe und verschwanden im Weinhaufe.

In dem menschenleeren Dorfe herrschte jetzt Grabesstille; doch bald sollte sie einem desto tobenderem Lärm weichen. Die Glocke der Thurmuhre schlug eben drei, als eine Abtheilung der Brandcolonnen unter Schießen und wildem Geschrei in's Dorf einzog. Unter den Kastanien machten sie Halt; der röthliche Schein zahlreicher angezündeter Fackeln beleuchteten die verwilderten Gesichter. „Kameraden!“ rief jetzt die rauhe Stimme des Anführers, „was brennbar ist, den Flammen! Was Leben hat, dem Tode!“ Wie höllische Furien stäubte nun die Truppe auseinander, nach allen Seiten hin flogen die Fackeln, und durch die Nacht schallten Hohngelächter und Flüche. Der Führer mit einem Duzend der Wüthriche stürmte auf die Kirchenpforte los. Ein mächtiger Schlag, und die Flügel flogen krachend auseinander. Zähneknirschend vor Wuth, die Kirche völlig geräumt zu fin-

den, rasten sie durch die heiligen Räume. Die Altäre und Betstühle wurden zer schlagen und mit den Trümmern in Mitte der Kirche ein gewaltiges Feuer angezündet, um welches sich die Einen unter gräßlichen Gotteslästerungen lagerten; die Andern durchsuchten alle Winkel, schlugen die Thüre zur Sakristei ein, und zertrümmerten auch hier die leeren Schränke und Kisten. Unterdeffen loderten die Flammen des Feuers in der Kirche immer höher, immer gewaltiger empor und leckten gierig weit hin nach den Seiten, das Gebälke der Decke schwärzte sich allmählig, bald liefen knisternde Funken an den Gefirnfen hin, und plötzlich stand die ganze Kirche in einem Feuermeere. Mit wilder Hast stürzten die furchtbaren Urheber durch die sich herabwälgenden Rauchwolken hinaus in's Freie. Draußen war die Dunkelheit verschwunden, auf allen Seiten loderten die Flammen aus den Hütten und Scheunen empor und machten die Nacht zum hellen Tage. Bald schlugen auch an der Kirche die Flammen aus den Fenstern und durch die Schindeln des Daches. Unheimliche Flämmchen zuckten aus der Spitze des Thurmdachs hervor, und nach wenigen Minuten erglühete das große eiserne Kreuz in blutigrothem Scheine. Wie feurige Schlangen rann die glühende Lava der geschmolzenen Glocken aus den Ritzen des Thurmes an dem Gemäuer nieder und erlosch zischend auf dem nassen Boden. Schnarrend hob jetzt der Hammer der Thurmuhre aus, und in demselben Augenblicke stürzte mit donnerähnlichem Getöse die Kirche in sich zusammen. Nur das Portal blieb aufrecht stehen, und in seiner Mitte stand schwankeud das kolossale steinerne Bild der Jungfrau und Gottesmutter Maria. Ein gräßliches Jubelgeschrei der Republikaner begleitete den Einsturz der Kirche.

Unterdeffen hatte Pfarrer Theobald mit seinen drei Begleitern in ihrer unterirdischen Zufluchtsstätte zwei Stunden in Todesängsten verlebt. Mit steigender Angst hatten sie das

Getöse über sich gehört, und der fürchterliche Schlag des einstürzenden Gefäßes und Gemäuers hatte sie selbst betäubt niedergeworfen; selbst den an Gefahren gewöhnten Joseph erfaßte Entsetzen. Das Kreuzgewölbe über ihrem Haupte krachte und zeigte klaffende Risse, durch welche jetzt eine so drückende Schwüle eindrang, daß sie kaum mehr zu athmen vermochten und die Kerze zu erlöschen drohte. Joseph, der sich zuerst wieder aufgerafft hatte, faßte den Pfarrer am Arme und zog ihn eilig nach dem Ausgang des Verstecks, wo die eindringende frische Morgenluft sie wieder zur vollen Besinnung brachte. Auch Martin mit dem jungen Henry war ihnen nachgeeilt. Lange standen sie schweigend in der Dunkelheit, als wagte Keiner die düsteren Ahnungen, welche ihre Brust beklemmten, zuerst laut werden zu lassen. Endlich hub Martin mit leiser Stimme an: „Hier ist unseres Bleibens nun nicht länger, wenn wir nicht alle von den einstürzenden Quadern zermalmt werden wollen. Wir müssen nun das Aeußerste wagen und, noch ehe der Tag anbricht, den Wald zu erreichen suchen.“

„Ja, ja“, fiel der Priester entschlossen ihm in die Rede, „fliehet, eilet, noch begünstigt die Nacht eure Flucht. Ich werde hier, Gott vertrauend, ausharren und unter den Trümmern des Hauses Gottes in Geduld erwarten, was der Herr über mich beschlossen hat. O eilet Kinder, rettet euch und den lieben Henry, ehe es zu spät ist.“

Henry fing bereits heftig zu schluchzen an und suchte in der Dunkelheit nach der Hand des Priesters. Joseph aber sprach ernst und entschieden: „Vater! entweder Ihr flieht mit uns von hinnen, oder wir bleiben hier bei Euch und werden mit Euch verschüttet. Ich habe Heinrich beim Abschiede geschworen, Euch nicht zu verlassen, bis mich oder Euch das Leben verläßt. Der Bendeer bricht nie sein Wort, und sollte er's mit seinem Blute lösen müssen!“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er sich in das Innere zurück, bald aber hör-

ten sie ihn wieder näher kommen. „Noch ist nicht alle Hoffnung verloren,“ sprach er nun weiter, „das Gewölbe hat sich nicht weiter gesenkt. Sind die Mauern völlig eingestürzt, und ist kein neuer Schlag zu fürchten, so können wir ohne Furcht den Abzug der Räuber hier abwarten, denn in dem verödeten, eingeäscherten Dorfe können sie sich kaum drei Tage halten. Zieheth Ihr euch weiter in die Tiefe zurück und haltet fein Ruhe, ich werde schnell die Brandstätte vom Kirchhofe aus in Augenschein nehmen.“ Ohne auf die Einreden des Pfarrers zu hören, war er alsbald mit kaum vernehmlichen Tritten nach dem Weinhaufe geeilt. In der Linken die gespannte Flinte, öffnete er mit der Rechten leise die Thüre so weit, um den Kopf vorsichtig hinausstrecken zu können. Aber welch ein Schrecken! Heller Fackelschein leuchtete ihm entgegen, denn eben waren zwei Republikaner über die niedere Kirchhofsmauer gesprungen und schritten, in frevelndem Muthwillen die morischen Kreuze auf den Gräbern rechts und links niederschmetternd, in gerader Richtung auf sein Versteck zu. Josephs Blut wallte auf, seine Augen starrten zornfunkelnd nach den verhassten Feinden. Krampfhaft drückte seine Faust das Feuerrohr, und schon lag es schußgerecht und seines Zieles gewiß, da gedachte Joseph des Vaters Theobald und der übrigen Freunde, welchen der Verrath ihrer Zufluchtsstätte den sicheren, vielleicht martervollen Tod bringen würde; und wie gelähmt sanken seine Arme mit der Mordwaffe; ohne recht zu wissen, was er that, lehnte er sich in den Winkel rücklings der Thüre. — Die Beiden hatten das niedere Haus schon bemerkt, und traten näher, es von allen Seiten beleuchtend. Joseph konnte deutlich ihre Rede vernehmen. — „Ei meiner Treu, da steht ja noch so ein Bendeer Hundestall ganz unverfehrt, laß uns einmal Hausfuchung halten!“ kreischte der Eine.

„Laß das! Es ist wahrscheinlich das Knochenhaus; lassen

wir die dadrinnen in Ruhe!" sprach der Zweite und wandte sich zum Weitergehen.

"Ah pah!" rief der Andere wieder, das gehetzte Wild verbirgt sich in jedem Schlupfwinkel. Wer weiß, ob nicht das Todtenhaus die Lebendigen birgt, während wir die Häuser der Lebendigen in Aschenkrüge verwandeln." Ein kräftiger Fußtritt schlenderte die morsche Thüre nach Innen. Joseph taumelte, an die Stirne getroffen, zurück und stieß mit seinem Fuße gegen den steil aufgeschichteten Knochenhaufen. Rasselnd stürzte der Haufe zusammen und die hohläugigen Todtenschädel, noch grünlcher grinsend im Fackelscheine, rollten unter die Füße des lecken Republikaners. Entsetzt fuhr er zurück und eilte seinem Kameraden nach, welcher ein lautes Gelächter erschallen ließ. Die Todten hatten die Lebendigen gerettet. Joseph rührte sich unter den Todtengebeinen nicht, obgleich er das warme Blut von seiner verwundeten Stirne rinnen fühlte. Erst nachdem es draußen ganz stille geworden war, raffte er sich aus dem Weinhaufen auf. Auf dem Boden kriegend näherte er sich vorsichtig der Thüre, Alles war öde und still. Langsam vorwärts kriegend, erreichte er die Mauer, an welcher er sich aufrichtete, um die Brandstätte zu überschauen. Da und dort schlugen noch Flammen aus dem Schutte auf, und ließen die kahl emporragende Vorderseite der Kirche erkennen. Die Feinde mußten sich an das andere Ende des Dorfes zurückgezogen haben, denn von dorthier tönte ein wilder, wirrer Gesang. Ungesäumt eilte nun Joseph zurück zu seinen Freunden, die sein langes Ausbleiben in neue Angst versetzt hatte, und die nun noch mehr erschracken, als sie sein blutendes Angesicht gewahrten. Doch beruhigte er sie, indem er ihnen den glücklichen Unfall kurz berichtete, dann aber mahnte er zur Eile. „Noch steht, sagte er, die vordere Wand der Kirche mit dem schweren Steinbilde, stürzt sie rücklings nieder, so drückt sie das Gewölbe vollends ein und wir sind

verloren. Der Weg zum Walde ist frei, die Bluthunde lagern drunten im Dorfe und feiern mit lärmendem Gesange die Vollendung ihres teuflischen Werkes. Nun schnell — aber ohne Laut!“ In Hast raffte er von den vorhandenen Lebensmitteln in ein Tuch zusammen und belud Martin damit, er selber hing die Jagdtasche und die Flinte um, und so traten sie ihre Wanderung an durch die finstere Nacht hin nach dem Walde, wo Joseph alle Wege genau kannte.

Eine Stunde hatten sie mühsam zurückgelegt, da ließ der Führer Halt machen. Sie hatten eine Köhlerhöhle erreicht, über welcher ein Haufe Reiservbüschel aufgeworfen war. „Der Tag dämmert schon,“ sprach Joseph, „weiter wandern ist gefährlich. Diese Höhle bietet Euch Schutz für diesen Tag, mit Lebensmitteln seid Ihr hinlänglich versehen; ruhet nun hier aus, und nach Einbruch der Nacht setzen wir unsere Reise fort; in drei Tagen sind wir aus dem Bereiche dieser Raubthiere. Martin und ich werden unterdessen die Feinde beobachten, um jeder drohenden Gefahr zur rechten Zeit zuvorzukommen.“

„Wie?“ fragte der Pfarrer bestürzt, „ihr wolltet uns verlassen, ihr wolltet mitten in die Gefahr zurückkehren, der ihr kaum entronnen seid?“

„Vater, seid ohne Sorge um uns, wir werden vorsichtig sein; und wenn es gilt — dieses hier hat schon öfter den Weg in das schwarze Herz solcher Schurken gefunden!“ sprach Joseph auf sein Feuerrohr deutend. „Doch, hat der Herr über Leben und Tod Anderes über uns beschlossen, dann betet für unsere aus diesem Jammerthale erlöste Seelen. Sollten wir bis zum Einbruche der Nacht nicht zurückkehren, dann harret hier drei Tage aus, denn bis dahin ist die Gegend sicher von den Räubern wieder leer. Am dritten Morgen macht Euch mit Henry auf den Weg nach Nordosten, immer nach Nordosten; Gott wird Euch wieder Menschen finden lassen, die ihr Geschlecht nicht verleugnen wie die

Franzosen. So lange Ihr aber hier in der Höhle weilet, haltet Euch immer ruhig und vermeidet Alles, was Eueren Aufenthalt bemerkbar machen könnte. Laßt Euch durch nichts beirren, was außerhalb vorgeht, und bleibt immer stille in Euerem Versteck.“

„So bleibt mir denn nichts übrig,“ sprach der Pfarrer wehmüthig; „als euch und uns Gottes Schutz zu empfehlen. Möge er euch vergelten, was ihr Alles für seinen armen, hilflosen Diener thut.“ Unter Thränen ertheilte er ihnen zum Abschied seinen Segen und stieg mit Henry durch die enge Oeffnung der Höhle, wohin Martin auch das Gepäck brachte. Joseph verlegte den Eingang mit Reiserbündeln, und ging dann mit Martin thaleinwärts; der Sicherheit wegen trennten sie sich aber bald und nahmen ihren Weg nach verschiedenen Richtungen hin, nachdem sie den Ort ihres Wiedertreffens verabredet, — aber auch auf den Fall des Nichtwiedersehens brüderlichen Abschied für diese Welt genommen hatten.

Der anbrechende Tag fand an dem Platze, wo gestern noch das liebliche Dorf gestanden; eine Reihe rauchschwarzer Schutthaufen, umgeben von Bäumen, welche die verkohlten Gabeläste wie drohende Finger gen Himmel streckten. Das Portal der Kirche stand noch aufrecht, und hinter ihm wühlten die Mordbrenner in den rauchenden Trümmern, nach verborgenen Schätzen suchend. Der ehemalige Chor war gänzlich verschüttet, und so war der vermauerte Eingang zu dem Gewölbe, der ihrem scharfen Auge sonst gewiß nicht entgangen wäre, vor möglicher Entdeckung gesichert. Desto mehr erregte die Aufmerksamkeit der raubgierigen Schaar eine große Steinplatte im Boden der Kirche: hart am Eingange. Sie deckte die Familiengruft des altadeligen Geschlechtes, zu dessen Herrschaft ehemals das Dorf gehörte. Einer der Soldaten stieß sein Gewehr kräftig auf den Stein — und dumpf hallte der Stoß

innen wieder. Der ganze Trupp jauchzte wild auf. „Gefunden, gefunden!“ schriegen sie jubelnd durcheinander. Auch die Uebrigen stellten ihre anderweitigen Nachsuchungen ein und eilten zu dem Steine; Einer drängte den Andern bei Seite, als wollten sie sich jetzt schon um die hier verborgenen Schätze streiten. Nun ging es an die Arbeit. Den schwersten Quader der eingestürzten Mauer wälzten sie mühsam herbei, wanden ihn mit Stangen und Balken in die Höhe, und ließen ihn auf den Gruftstein herabfallen, um diesen zu zerschmettern. Doch umsonst! Zwar bebte der Boden, zwar dröhnte es schrillernd unten in der Gruft, aber der mächtige Stein bewegte sich nicht; er lag gestützt auf festes Gemäuer. Jetzt versuchten sie ihn zu unterwühlen und zu heben, aber alle Anstrengung und alles Fluchen und Toben war vergeblich, beim Mangel tüchtiger Werkzeuge. Mit Mühe brachten sie auf der Seite eine Höhlung zu Stande, groß genug, um eine gefüllte Granate einzuzwängen, durch deren Gewalt der Trotz des Steinblocks gebrochen werden sollte. Der Verwegenste übernahm die gefährliche Arbeit, die Granate zu entzünden, die Uebrigen zogen sich durch die Kirchenthüre zurück.

Ein anderer Schwarm kam jetzt lärmend und tobend aus dem Dorfe herangezogen. „Halloh! Halloh!“ schriegen sie von ferne den Gefellen zu, „wir haben den Schlüssel zur Schatzkammer gefunden!“ — In ihrer Mitte schleppten sie den armen Martin. Todesbleich, mit Blut übergossen, mit zerrauten Haaren und zerrissenen Kleidern wankte er zwischen zwei der Canibalen, welche ihn am Tragen gefaßt hielten und mit rohen Fäusten vor sich her stießen. „Hund!“ donnerte ihn jetzt der Anführer der Rotte an, „wo ist dein Pfaffe, wo habt ihr die Kirchenschätze versteckt?“ „Gestehet“, brüllte ein Zweiter, „oder du sollst lebendig geschnitten und gebraten werden, wie ein Kalb, am langsamen Feuer!“

„Unmenschen!“ stöhnte Martin mit matter Stimme,

„nehmt mir mein Leben; ich heiße den Tod willkommen! Der Priester und der Schatz der Kirche sind vor eueren Räuberhänden gesichert; und keine Qual wird mich dahin bringen, sie euch zu verrathen. Aber Eines will ich euch offenbaren, was ihr nicht mehr zu wissen scheint: der allmächtige Gott lebt noch, und seiner Rache wird kein Bösewicht entkommen!“

Eine Fluth gräßlicher Gotteslästerungen war die Antwort auf seine Rede. Wehmüthig erhob Martin seinen Blick zu dem Bilde der heiligen Jungfrau und liselte: „Maria, Mutter, verlaß deine Kinder nicht!“ Das reizte noch mehr den frevelnden Uebermuth der Gottesläugner. Höhnend sich verbeugend rief Einer zum Bilde hinauf: Ei, guten Morgen, Frau Himmelskönigin, wie steht Ihr doch so lustig dadroben auf Eurem schwarz geräucherten Thron! Kennt Ihr denn Eueren getreuen Küster da nicht mehr? Kommt doch mit, um uns Eure reiche Schatzkammer zu zeigen; wir wollen —“

Das Wort erstarb jetzt auf den Lippen des Frevlers, und ein jäher Schreck verzerrte die wilden Züge seines teuflischen Angesichts noch gräßlicher, denn in diesem Augenblicke zuckt ein Blick aus dem Gemäuer, ein furchtbarer Knall folgt, der Giebel wankt und mit donnerndem Krachen stürzt das ganze Portal der Kirche über die Wütheriche zusammen, und eine mächtige Staubwolke hüllt Alles ein. — —

Drüben in der Waldhöhle lag Vater Theobald auf dem Mooslager hingestreckt, und an seiner Seite saß Henry. Sie beteten lange mit leiser Stimme zusammen, und gossen die Angst ihres Herzens vor dem Vater der Verlassenen aus. Die Schrecken der vergangenen Nacht, der tiefe Kummer seiner Seele, die Anstrengung der nächtlichen Wanderung und die Kälte hatten die Kräfte des Priesters so sehr erschöpft, daß er endlich ohnmächtig auf das feuchte Moos zurücksank; seine Brust stöhnte und seine Glieder wurden von Fieberfrost

geschüttelt. Henry wollte verzweifeln, er rieb die Hände und die Brust des heißgeliebten Vaters; hundertmal rief er ihn beim Namen; er war im Begriffe, die Höhle zu verlassen und um Hilfe zu rufen; aber die Warnungen Josephs schreckten ihn zurück. Händeringend warf er sich auf die Kniee nieder und schluchzte und betete: „Vater im Himmel, willst du mich unglückliches Kind denn ganz verlassen? Willst du mir denn auch diesen letzten Beschützer nehmen? Ach, ich kann nicht mehr leben, wenn ich Vater Theobald verliere! O liebe Mutter Maria, bitte doch für uns bei deinem allmächtigen Sohne, daß er uns barmherzig sei und Hilfe sende. Sieh, mein erstes und mein schönstes Bild, das ich einst male, soll dir zum Danke geweiht sein, wenn du mich aus dieser Noth errettest!“ Plötzlich kam ihm etwas in den Sinn. Er durchsuchte das Gepäck. Im Jagdsack Josephs fand er ein Fläschchen und schnell ließ er von dem Inhalt über die Lippen des Ohnmächtigen träufeln, und benetzte damit dessen Schläfe. Auch war ihm ein Feuerzeug beim Durchsuchen in die Hände gekommen, und ohne an die Gefahr zu denken, raffte er Moos und dürre Reiser auf den Boden zusammen und zündete ein Feuer an, um einige Wärme in die Höhle zu bringen. —

Joseph hatte gegen Mittag den Rückweg angetreten, und war auf Umwegen glücklich bis in die Nähe der Höhle gekommen. Hinter einem umgestürzten Baumstamme gekauert, wollte er Umschau halten, ob er ohne Gefahr dieselbe vollends erreichen könne. Aber o Schrecken! Nicht hundert Schritte entfernt hatte sich eine Schaar Republikaner gelagert. Mit pochendem Herzen beobachtete er alle ihre Bewegungen. Jetzt richteten sie ihre Blicke nach der Höhle hin. Einer erhob sich und rammte auf sie zu. Joseph erblaßte, das Blut stockte in seinen Adern. Doch er athmete wieder freier auf, als er den Soldaten mit zwei Reiserbündeln zu den Uebrigen zurück-

laufen sah. Er schöpfte jetzt wieder Hoffnung auf Rettung. Aber neuer Schrecken, größere Angst erfaßt ihn; denn jetzt sieht er dünne Rauchwölkchen aus dem Reiserhaufen über der Höhle aufwirbeln. „Sie sind verloren,“ seufzt er, „wenn Gott nicht ein Wunder thut!“ — Mit starrem Auge blickt er jetzt auf die Soldaten, welche an dem angezündeten Feuer beschäftigt sind. „Herr, Gott“, ruft er im Herzen, „schlage die Feinde mit Blindheit und errette die Deinen!“ Aber ach! schon hat Einer den Rauch bemerkt, und ruft, nach der Höhle hinzeigend: „Seht doch! Bei allen Teufeln! Da finden wir die Hunde im warmen Neste!“ Alle springen auf und wenden sich nach der Höhle. Joseph siehts, und plötzlich zuckt ein heldenmüthiger Gedanke durch seine Seele. Er springt auf, feuert seine Flinte in die Luft, und rennt mit lautem Geschrei nach der entgegengesetzten Seite hin. „Ha!“ schreien die Soldaten, „dort ist der Vogel ausgeflogen!“ und unaufhaltsam rennt der ganze Haufe ihm nach.

Joseph hatte bereits einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, aber nun fühlt er seine Kräfte schwinden, immer schwächer wird sein Lauf, immer näher kommen die Verfolger; jetzt strauchelt sein Fuß an einer Wurzel — er stürzt zu Boden; mühsam rafft er sich wieder auf — aber von zwei Kugeln durchbohrt, stürzt er wieder nieder. „Herr! rette sie!“ das waren seine letzten Worte. Die Verfolger fanden eine Leiche, an welcher sie nun ihre teuflische Wuth ausließen.

Henry in der Höhle, durch den Schuß und das Schreien erschreckt, hatte hastig das Feuer wieder gelöscht, und die Soldaten, in der Meinung, daß der Getödtete allein dort versteckt gewesen, kehrten nicht wieder dorthin zurück.

Der treue Wendéer hat mit seinem Blute sein Wort gelöst. Der Priester und sein Begleiter waren gerettet.

Die Heimkehr.

Die Wipfel nun schwächer rauschen und wogen;
Die wirbelnden Winde sind fortgezogen,
Nur säuselnde Weste wehen leise
Und schaukeln sich gaukelnd im Blumenkreise;
Doch locken sie nicht die Säng' er heraus
Aus ihrem heimlichen Halmenhaus.
Die Blumen auch neigen die Häupter noch schwer,
Gebadet in einem Thränen-Meer;
Sie haben nicht Stimme, ihr Leid zu klagen,
Nicht Muth, die Neuglein aufzuschlagen.
Da löset sich langsam der Wolkenflor,
Ein liebebeleuchteter Strahl bricht vor
Und wandelt die bleichen Tröpflein der Au
In freudeglänzenden Thränenthau. —
Der Hirte zieht mit den Lämmern heim;
Es hallen im Walde weit die Schallmei'n,
Und Fluren und Wald und Höhen und Hain
Und Himmel und Erde jauchzen darein,
Und Farb und Ton und Licht und Klang
Ruft: Gott in der Höhe sei Preis und Dank!

Durch Ströme von Blut hatten die Republikaner ihre Siege über die Vendeer erkauf't; sie schändeten dieselben durch Grausamkeiten, wie sie in der Geschichte europäischer Kriege vergeblich gesucht werden. Was Rachedurst und Blutgier, Habsucht und Wollust Schändliches ausdenken mochten, ward an den unglücklichen Ueberbleibseln der Vendeer verübt. Kein Alter und kein Geschlecht schützte gegen die Wuth dieser Cannibalen. Greuelthaten wurden begangen, gegen deren Wiedererzählung das menschliche Gefühl sich sträubt. Männer, Weiber und Kinder wurden wie wilde Thiere zusammengetrieben,

haufenweise erschossen oder auf Schiffen mit Fallböden in den Flüssen ertränkt. — Ohne diese Grausamkeiten, welche die Wuth des Volkes bis zur Verzweiflung reizten, hätte der unheilvolle Krieg längst sein Ende erreicht, besonders nachdem der unerseßliche Larochejacquelin gefallen war. —

Nun erfolgte in Paris der Sturz Robespier's, dieses Ungeheuers in Menschengestalt; — er starb, nachdem er sich selbst durch einen Pistolenschuß gräßlich verstümmelt hatte, mit seinen vorzüglichsten Genossen unter allgemeinem Jubel auf dem Schaffot am 18. Juni 1794. — Nachdem aber die Schreckensregierung gestürzt war, ward auch das gegen die Vendeer bisher geübte Verfahren geändert, und man suchte nun durch Milde zu erreichen, was man seither vergeblich durch Grausamkeit zu erzwingen gehofft hatte. Schon im Oktober wurden andere Generale dahin gesendet, und ihnen ausdrücklich die höchste Mäßigung anempfohlen, besonders im Punkte der Religion. Bald darauf bot der Nationalconvent eine allgemeine Amnestie an, und entsendete zugleich drei gemäßigte Männer als Abgeordnete in die Vende, um die Gemüther zu besänftigen. Wirklich kam im Februar 1795 ein förmlicher Friedensschluß zu Stande, welcher den Vendeern die ungestörte Uebung des katholischen Glaubens und Gottesdienstes, die Befreiung vom Kriegsdienste gegen äußere Feinde und andere Begünstigungen zusicherte; — und die zerstreuten Flüchtlinge kehrten jetzt allenthalben in die liebe Heimath zurück.

Auch im Auslande wehten siegreich die Fahnen der Republik, wehten selbst in der Hauptstadt der Christenheit. Am dreiundzwanzigsten Jahrestage der Erwählung Pius VI. verkündigte der französische General Berthier vom Kapitol herab, daß der Kirchenstaat aufgehört habe zu sein, und es nur noch eine römische Republik gebe, und plünderte alsdann den neuen freien Staat. — Der heilige Vater, ein achtzigjähriger Greis, eben erst von einer schweren Krankheit genesen, ward als Ge-

fangener nach Siena, und von da nach St. Cassiano bei Florenz, von hier nach Grenoble und endlich nach Valence geschleppt, wo ihn am 29. August 1799 ein seliger Tod aus den Händen seiner herzlosen Verfolger befreite. — Während Pius VI. seinen schweren Leidensweg vollendete, begann der junge feuerige Corsikaner Bonaparte seinen Glückslauf. Aus Egypten zurückgeehrt, bestieg er mit jedem Sprung die erste Stufe zum Gipfel des Glückes, er machte sich zum ersten Consul der Republik. Nach zwei Jahren setzte er den Fuß auf die zweite Stufe, indem er sich mit dem Consulat auf Lebenszeit bekleiden ließ, und nach Verlauf von abermals zwei Jahren stand er auf der schwindelnden Höhe — Napoleon Bonaparte war erblicher Kaiser der Franzosen, und verschenkte Königreiche nach Laune.

Auf Pius VI. war Pius VII. gefolgt; der Ehrgeiz des Kaisers wünschte den Papst in Paris zu sehen, und lud denselben ein, ihm in Paris die Salbung zu erteilen. Der heilige Vater, welchen man vorgestellt hatte, daß seine persönliche Anwesenheit beim Kaiser von dem größten Nutzen für die Religion sein werde, entschloß sich trotz seiner Kränklichkeit und der weit vorgedrückten Jahreszeit zur Reise nach Paris, die er mit einer zahlreichen Begleitung, darunter sechs Cardinäle, am 2. November 1804 antrat.

In diesen Tagen herrschte in Florenz eine außerordentliche Bewegung unter der ganzen Bevölkerung. Im Palaste der frommen Königin von Etrurien waren hundert Hände in Thätigkeit, die Gemächer auf das Prachtvollste zuzurichten, und die Menge drängte sich lärmend durch die Straßen, denn man erwartete jeden Augenblick die Ankunft des heiligen Vaters. — Die Signale ertönten, die Glocken aller Kirchen begannen zu läuten, das Gedränge wurde stärker und kaum vermochten die aufgestellten Soldaten in der Mitte dieser Volksmassen eine schmale Durchfahrt offen zu erhalten. Langsam

nahte der Zug, und kaum war der Wagen des Papstes sichtbar, da verstummte der Lärm, und wie fortrollende Wellen begleitete das Wogen des niederknieenden und sich wieder erhebenden Volkes zu beiden Seiten den Reisewagen des heiligen Vaters, welcher mit wehmuthvoller Freundlichkeit unausgesetzt den Segen spendete. —

Wir müssen uns nun, um den Faden unsrer Erzählung wieder anzuknüpfen, nach einem andern Stadttheile von Florenz wenden, und treten in die liebliche Kirche St. Maria novella ein. — Man hatte dort wie in allen Kirchen der Stadt eine feierliche Vetsunde gehalten, um Gottes Schutz und Segen für die so bedeutungsvolle Reise des heiligen Vaters zu erflehen. Die letzten Orgeltöne waren verklungen, das Volk hatte sich entfernt und eine wahre Sabbathruhe herrschte im hochgewölbten Gotteshause. Der Kerzenschimmer war erloschen, nur vor dem Tabernakel zitterte das Flämmchen der großen silbernen Lampe, welches als Sinnbild des lebendigen Glaubens, der glühenden Liebe und der froh leuchtenden Hoffnung des Christen bei Tag und bei Nacht brennt. Die Weihrauchwolken, das schöne Symbol des gläubigen, die Wolken durchdringenden Gebetes, durchzogen in langen lichten Streifen das ganze Schiff der Kirche, und die Sonnenstrahlen, welche durch die gemalten Scheiben der hohen Kirchenfenster einfielen, übergossen den reichverzierten Hochaltar mit dem siebenfarbigen Schimmer des Regenbogens, jenes bedeutungsvollen Denkzeichens des alten Bundes, dessen Vollendung und Erfüllung hier in dem immerwährenden Opfer des neuen Bundes gefeiert wird. Und dazu tönte von den Thürmen das harmonische feierliche Geläute der Glocken, welche den Einzug des Statthalters Christi begrüßte.

Das Glockengeläute schwieg endlich, und der Küster stieg mit seinen jugendlichen Gehilfen vom Thurme nieder, und durchforschte, während die Knaben voll Eile das Freie suchten,

mit scharfem Blicke die Räume der Kirche, und lauschte mit verhaltenem Odem nach jeder Seite hin. Da ist's ihm, als höre er von der Seitenkapelle her leises Schluchzen, und geräuschlosen Schrittes nähert er sich der Kapelle. Und wirklich dort vor dem Altare der Himmelskönigin saß unbeweglich ein Greis. Er mußte in tiefe und erquickende Andacht versunken sein; sein von spärlichen silberweißen Locken umwalltes Gesicht leuchtete in süßer Wehmuth, seine Augen hielten unbeweglich auf dem Altargemälde, und von Zeit zu Zeit entquoll ihnen ein großer Thränentropfen, und fiel herab auf den Rosenkranz, den er um die inniggefalteneu Hände geschlungen hielt; seine Lippen bewegten sich, als ob er in süßem Traume mit dem Bilde redete. — Der fromme Künstler mochte die Andacht des Fremdlings nicht stören, sondern kniete selbst leise nieder, der Gnade des Herrn in Demuth das Anliegen des armen Bruders in stillem Gebete zu empfehlen. Doch endlich drängte die Zeit die Pforten zu schließen, er machte Geräusch, er rasselte mit dem schweren Schlüsselbunde, um den Fremdling zum Aufbruch zu mahnen, aber ohne Erfolg. Da trat er endlich zu ihm hin, und redete, die Hand auf seine Schulter legend, ihn freundlich an: „Bruder, wollt ihr nicht lieber morgen wieder kommen, ihr ward nun schon recht lange andächtig, und es ist schon weit über die Zeit, wo die Kirche geschlossen werden soll!“ „O! bat Vener, aus seinem Nachdenken erwachend und die Hand des Künstlers treuherzig fassend, „gönnt mir noch einige Augenblicke den Anblick des lieblichen Bildes. Ihr glaubt nicht, welch süßer Trost von ihm niederströmt in mein armes Herz. Unsere Frau blickt so bedeutsam auf mich nieder, als wollte sie mir eine besonders frohe Botschaft verkünden. Seht, in meiner lieben Heimath stand auch eine Kirche unsrer lieben Frau! — O das schöne, liebe Gotteshaus! — Es liegt nun in Trümmern; die Unmenschen haben es zerstört! — Es war auch

mit dem Bilde der hohen Jungfrau geschmückt; — wie oft kniete ich vor ihm hin in früher Morgenstunde oder am stillen Abende, nachdem ich als Glöckner durch den Glöckneruf die Gläubigen zum Gebet ermahnt. — O schreckenvolle Nacht, wo ich das Bild zum letztenmale erblickt! — Seltsam, es war ganz so, wie dieses hier: dieses himmlisch freundliche Antlitz der Gottesmutter, dieses sternengesäete weit herabwallende blaue Gewand, die Sternenkrone, der Engel dort mit der blendendweißen Lilie und dieser da mit der frischblühenden Rose, Alles wie dort in der Heimath, nur viel lieblicher, viel lebendiger noch gemalt. — O das muß ein frommer Meister sein, dessen Pinsel so himmlische Gestalten geschaffen. Gott lohne ihm den Trost, welchen meine Seele bei seinem Bilde gefunden.“ Und mit thränenvollen Augen zum Bilde aufschauend, fuhr er mit kaum vernehmbarer Stimme fort: „O Gottesmutter, Jungfrau der Jungfrauen, so hätte wohl auch mein frommer Henry dein Gedächtniß verherrlicht, hätte nicht die Wuth der Gottlosen ihn in's Elend getrieben. Doch vielleicht ist er schon droben bei dir, und sieht dich von Angesicht zu Angesicht und freut sich deiner Herrlichkeit. — Wandelt er aber noch unter den Sterblichen, o dann, du Trösterin der Betrübten, dann laß mich ihn wiederfinden, auf daß seine treue Kindeshand die lebensmüden Augen mir zudrücke! — Laß mich ihn wiederfinden, o Mutter! Du hast's ja selbst empfunden, was es heißt, den einzigen lieben Sohn verlieren.“

Der Künstler, welcher die letzte leise Rede des Fremdlings nicht vernommen hatte, entgegnete: „Das habt ihr gut erathen, mein Freund! Der Meister ist nicht weniger fromm als geschickt in seiner Kunst, und so freundlichen Angeichts, wie dort der Engel mit der Lilie. — Es will viel sagen: noch so blutung und schon so weit in der Kunst. — Vor Jahren kam er aus dem unglücklichen Frankreich zu uns, begleitet von einem vertriebenen Priester, den er wie seinen Vater

liebt, und der selbst nicht unerfahren ist in der Malerei. Um Gotteslohn nahm einer unserer größten Meister den lieben guten Jungen in die Schule, und bildete auch einen Meister aus ihm. Eben das Bild da ist sein erstes Meisterwerk, er hat es, wie er mir sagte, um ein auf der Flucht gethanes Gelübde zu lösen, hier aufgestellt, und keinen Scudi Bezahlung dafür angenommen, wiewohl er das Geld gar wohl brauchen mag.“ —

Ein Freudeschrecken durchbebt bei diesen Worten die Brust des Fremden, er preßte die Hand des Künstlers zwischen seinen Händen, und rief mit einer Angst, als ob von der Antwort sein ganzes Glück abhängt: „O sagt mir schnell, wie heißt der Meister?“ — „Henry Tauton nennt er sich,“ so lautete die Antwort. — Da ließ der Fremdling die Hand des Künstlers los, sank auf seinen Sitz zurück, und schüttelte wehmuthvoll das gesenkte Haupt, und sprach nachdenklich vor sich hin: „Tauton sagt ihr? — Tauton? — Nein der ist es nicht, den ich suche!“ —

Mit herzlichem Mitleid betrachtete der Künstler den Armen. „Unglücklicher Bruder, sprach er dann, ist's auch der nicht, den ihr mit betrübtem Herzen suchet, so werdet ihr doch nicht ohne Nutzen an seiner Thüre pochen; er läßt keinen Armen hilflos von sich gehen. Kommt, und laßt euch seine Wohnung zeigen; sie ist ganz in der Nähe.“ — Willenlos folgte der Fremde dem Künstler, welcher, nachdem er die Kirchenpforte sorgsam verschlossen, mit ihm in eine nahe Seitengasse einbog, auf eine offenstehende Hausthüre zeigte, ihm nochmals ermunternd zunichte, und sich entfernte.

Wie träumend, ohne recht zu wissen, was er that, trat der Greis durch die bezeichnete Pforte; erst als er in der Hausflur stand, strich er mit der zitternden Hand über die Stirne, und besann sich, was er eigentlich hier wolle. Es

war ihm so weh um's Herz, er sehnte sich nach stiller Einsamkeit, und wäre wirklich auf halbem Wege wieder umgekehrt, wäre nicht ein im Hofe mit Farbreiben beschäftigter Junge, der ihn alsbald bemerkt hatte, ihm mit der freundlichen Frage entgegen gekommen: „Zu Meister Tauton — nicht wahr? — Dort die zweite Thüre!“

Nun denn in Gottes Namen! weil es denn doch so sein soll! — sprach der Fremde vor sich hin, und öffnete langsam die zweite Thüre. Sie führte zu dem bescheidenen, aber freundlichen Atelier des Malers. Der jugendliche Meister saß im leichten, weiten Malerrocke vor der Staffelei in emsiger Arbeit, den Rücken der Thüre zugekehrt. Hinter ihm stand ein ehrwürdiger Greis und schaute mit sichtlichem Wohlgefallen und stiller Bewunderung auf dieleinwand, wo sich unter der Hand des Künstlers die todten Formen mehr und mehr belebten. Tauton, wähnend sein kleiner Gehilfe sei eingetreten, sprach in sanftem Tone, ohne sich zu wenden: „Paolo, dein Blau ist noch zu tief, es fällt zu schwer in die Falten; zwei Theile Indigo, ein Theil Weiß; — aber mählich beigemischt; — fleißig zerrieben; — keine Streifen — keine Perlen, — Alles hübsch klar! — hörst du?“ —

Der Fremde hatte schon den Mund geöffnet, um sein Eintreten zu entschuldigen; — da aber die Stimme des Meisters an sein Ohr schlug, versagte ihm die Sprache. — Da keine Antwort erfolgte, wandte sich der Aeltere von den Zweien gegen die Thüre, und kaum hatte er den Fremden erblickt, so schrie er laut auf: „Großer, barmherziger Gott! — Martin!“ Dieser stand bewegungslos mit ausgebreiteten Armen, starrblickenden Augen und offenem Munde, unfähig einen Laut von sich zu geben. Bei dem Rufe des Priesters entfielen Pinsel und Palette den Händen des Meisters, er sprang vom Sitze auf, und stürzte mit dem Rufe: „Vater, mein Vater! dem Eingetretenen in die offenen Arme. — Nun erst kam

Martin zum Bewußtsein, ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen, und den Sohn fest umschließend, rief er aus: „So ist's denn war; mein Henry, ich habe dich wieder! — Lob und Preis dir, Maria! du hast mich in seine Arme geführt!“ — Und Vater Theobald sank auf die Kniee, und dankte Gott mit hocherhobenen Händen, — und stimmte mit tiefbewegter Stimme das *Te Deum* laudamus an, und Martin und Henry knieten neben ihm nieder und sangen mit, und der kleine Paolo, auf den ungewöhnlichen Arm herbei geeilt, und von dem Anblick überrascht, that wie die Andern, und weinte freudig mit, ohne zu wissen warum, und sang mit glockenheller Stimme mit, und ein Danklied drang zu Gottes Thron, wie noch kein innigeres und seligeres ist gesungen worden auf Erden.

Nachdem der erste Freudensturm sich gelegt, und Martin den ermatteten Körper einigermaßen erquickt hatte, ging es an ein Fragen und Erzählen.

„Aber Martin, hob Vater Theobald an, lieber treuer Martin, sagt uns nun, welches Wunder euch in unsere Arme geführt hat, nachdem wir euch längst als todt beweint hatten?“ —

„Ja wahrhaftig ein Wunder, entgegnete Martin, und das Wunder hat die Fürbitte unserer lieben Frau gewirkt. Dem Steinbilde Maria an unsrer Kirche verdanke ich meine Rettung aus den Händen der Wüthriche, und das von Henry gemalte Altarbild der hl. Jungfrau da drüben in der Kirche hat mich zu euch geführt. Doch hört, wie mir's ergangen, seit wir von einander geschieden; — es sind nun fast zehn Jahre — zehn lange, leid- und sorgenvolle Jahre! — Als Joseph und ich Euch im Walde verlassen hatten, schlichen wir auf verschiedenen Wegen behutsam dem Dorfe näher. — Nachdem ich eine Weile das schreckliche Treiben der Mordbrenner von Ferne beobachtet hatte, um zu erforschen, ob sie nicht vielleicht dem verborgenen Kirchenschatz auf die Spur gekommen, durchrieselte mich mit einemmale eine unabsehbliche

Angst, die mich von hinnen trieb; vergeblich suchte ich dieselbe zu überwinden, und endlich wendete ich mich unwillkürlich zur Rückkehr. Aber, o Schreck, da sah ich einen Schwarzen Republikaner dem Dorfe zu eilen, deren Weg nicht zehn Schritte weit an mir vorüberführte. — Die Flucht war unmöglich. Ich warf mich also schnell zur Erde, und drückte meinen Leib, so sehr ich vermochte, in einer Aderfuge. Doch umsonst, schon hatten sie mich bemerkt, und mit lautem Hallo! die Säbel schwingend stürzte die ganze Rottte auf mich zu. Sie rissen mich vom Boden auf, ich zitterte an allen Gliedern. Unmenschlich zerrauft und zerschlagen wurde ich in's Dorf geschleppt, bis vor die Kirche, von der noch immer die kahle Vorderseite aufrecht stand. Unter gräulichen Flüchen und schrecklichen Drohungen verlangten sie zu wissen, wo wir den Pfarrer und die Kirchenschätze verborgen hätten. — Jetzt hatte ich meinen ganzen Muth wieder gewonnen, und ich war fest entschlossen, auch durch die grausamste Folter mir das Geheimniß nicht entreißen zu lassen. Ich empfahl meine Seele dem Allmächtigen und Maria, der Zuflucht der Sterbenden, und entgegnete ruhig: „Spart alle Mühe, sie zu finden; die sind unter dem Schutze des Allmächtigen wohl geborgen.“ Nun ergoß sich aus dem Munde der Frevler ein Strom des gräßlichsten Spottes, — ich kann ohne inneren Schrecken nicht daran denken. — Da war mir's, als zuckte hinter der Kirchwand ein Blitz auf, und die Mauer wankte, und in das Steinbild Mariä schien Leben und Bewegung zu kommen, der jähe Schrecken riß die Fäuste der Wüthrige von meinem Nacken los, ich sprang entsetzt einen Schritt zurück und — mehr weiß ich nicht, in dem Augenblicke verlor ich die Besinnung. — Die Sonne stand schon hoch, als mich ein heftiger Schmerz in allen Gliedern aus meiner langen Betäubung weckte. Ich lag weit hinweggeschleudert unter den Kastanien, deren kräftige Stämme das nachrollende Gemäuer aufgehalten hatten. Ich

war dicht mit Staub bedeckt, doch ohne Wunden. Ich richtete mich mühsam ein wenig auf; — um mich her war alles still und leer, nur aus weiter Ferne tönte ein wirrer Lärm, und von Zeit zu Zeit der Knall einer Flinte. — Auf den Knien dankte ich nun Gott für meine wunderbare Rettung. Mit Schauern betrachtete ich den Schutthaufen vor mir, unter welchem die frechen Gotteslästerer begraben lagen. — Auf Händen und Füßen, denn aufrecht vermochte ich mich nicht zu erhalten, kroch ich der Kirche entlang zum Weinhaufe, in das unterirdische Gewölbe. Wie gelähmt lag ich hier drei Tage lang; und hätten wir an jenem Morgen bei unserer Flucht nicht einen Theil des Mundvorrathes zurückgelassen, so hätte ich hilflos verschmachten müssen. Doch meine traurige Lage ging mir weniger zu Herzen, als die Sorge um Euch und meinen Henry. Aber das Wunder meiner eigenen Rettung tröstete mich auch wegen Eures Schicksals und ließ mich hoffen, daß die Hand des Allmächtigen, die mich beschirmt hatte, auch Euch beschützen und führen werde. — Nach vier Tagen fühlte ich in meinen Gliedern wieder so viele Kraft, um mich aus meinem finsternen Versteck bis zur oberen Kirchhofsmauer schleppen zu können, von wo aus ich das Dorf überschauen konnte. — Es war eine Wüste! — Kein Haus, keine Hütte, kein Zaun, kein Baum, kein Steg war mehr zu sehen, — nur Schutthaufen und Brandstätten. Mir blutete das Herz bei diesem jammervollen Anblick und ich konnte des Weins mich nicht erwehren.

Am nächsten Tage wanderte ich nach der Waldhöhle zu Eurem Versteck. Das Blut erstarrte mir, als ich in der Nähe der Höhle die Spuren eines Wachtfeuers fand. Da haben die Mörder gerastet, dachte ich, und zweifelte nun nicht mehr, daß die Soldaten Euer Versteck entdeckt und Euch grausam hingemordet hätten. Mit angstvollem Herzen eilte ich der Höhle zu, um wenigstens eure Leichen zu finden. Ich stieg

durch die enge Oeffnung, ich fühlte im Finstern mit den Händen nach allen Seiten, und fand nichts als die Ueberbleibsel eines wieder ausgelöschten Feuers. Ich athmete leichter. Aber ich mußte mich noch deutlicher überzeugen, und begann die Reißbüschel abzuheben, um Licht zu erhalten. Laut auf schrie ich vor Freude, als ich den von Euch hinterlegten Zettel fand, woraus ich ersah, daß ihr glücklich entkommen waret.“ —

„Und Joseph?“ fragte der Priester gespannt. —

„Den hab' ich gefunden im Walde“ — entgegnete Martin seufzend.

„Gefunden!“ rief Henry.

„Ja — als gräßlich verstümmelte Leiche! Betend hab ich den treuen Burschen zur Höhle getragen und dort begraben! — Eueren Zettel hab ich ihm in die rechte Hand gelegt, der soll ihm bei der Auferstehung ein Zeugniß seiner guten Werke sein.“

„O Herr, sprach der Priester tief gerührt, lohn' ihm dort oben seine Treue. Er hat sich großmüthig geopfert für seine Brüder!“

Martin fuhr fort: „Wohl hätten die in dem Kirchengewölbe vorhandenen Lebensmittel noch mehrere Tage mich genährt, aber ich hatte keine Ruhe mehr; es trieb mich fort, Euch zu suchen. Nachdem ich noch etliche Tage damit zugebracht, daß ich den Eingang zu dem Gewölbe völlig mit Schutt und Steinen verschüttete, sagte ich der lieben Heimath Lebewohl. Ich richtete meinen Weg nach der Meeresküste. Nach langem sorgenvollen Umherirren fand ich endlich ein Rauffahrteischiff, welches mich barmherzig aufnahm. Es segelte gen Süden und warf vor Lissabon die Anker. Hier stieg ich an's Land. Bettelnd durchwanderte ich Portugal und Spanien, welches sich eben zum Kriege rüstete gegen die Republik. So kam ich nach Valencia. Ein Kaufmann aus Sardinien erbarmte sich meiner, und nahm mich in seine

Dienste. Mit ihm schiffte ich nach Sardinien hinüber, und im folgenden Jahre nach Neapel. Unterwegs erkrankte ich schwer, und der edle Mann ließ mich reich beschenkt im Spital zu Neapel zurück, mit dem Versprechen, bei seiner Wiederkunft im nächsten Jahre mich wieder aufzusuchen. Ich genas; aber die Zeit bis zur Rückkunft meines Herrn ward mir zu lange; es drängte mich, das Grab der Apostelfürsten zu besuchen, ich pilgerte nach Rom, und in dieser heiligen Stadt wollte ich mein Lebensende erwarten. — Doch die Wege des Herrn sind wunderbar. Der Einfall der Republikaner verscheuchte mich auch von Rom, und jetzt entschloß ich mich, den Rest meiner Kräfte aufzuwenden, um die liebe Heimath wieder zu finden, denn man sagte mir, es sei Friede in der Bende, und allen Vertriebenen die Rückkehr gestattet. Seit zwei Wochen weile ich hier in Florenz, schon hundertmal ergriff ich den Wanderstab, um meine Reise fortzusetzen, und immer war's, als halte eine unsichtbare Gewalt mich zurück. — Gott hatte in seiner unendlichen Güte die Freude des Wiederfindens mir zugedacht, und dein erstes Meisterwerk, mein Henry, das liebliche Mariabild in der Kirche drüben, sollte der Wegweiser sein, der mich zu euch führte. Hochgelobt sei Gott und unsere Mutter Maria! — Doch nun laßt auch mich wissen, auf welchen Wegen euch die göttliche Vorsehung bis nach Florenz geführt hat.“

„Ja, guter Martin,“ so begann nun der Priester seine Erzählung, „auch uns hat der Herr wunderbar geführt. — Bald nachdem ihr und Joseph uns im Walde verlassen hattet, fühlte ich meine Glieder vom Fieberfroste geschüttelt und mein Bewußtsein schwinden. Ich glaubte mein Ende nahe, und mein Herz wollte brechen bei dem Gedanken an die Verlassenheit des Henry. — Aber Gott waltete über uns mit väterlicher Huld, und Henry ward mein rettender Engel. Ohne seine Liebe und Sorgfalt wäre ich aus jener Ohnmacht wohl

nimmer zum Leben erwacht. Dort machte er der Gottesmutter jenes Gelübde, welchem das Liebfrauenbild seine Entstehung verdankt, das Bild, das durch die wundervolle Fügung Gottes uns heute nach zehnjähriger Trennung wieder vereinigt hat. — Nach etlichen Tagen fühlte ich mich wieder kräftig genug, um unsere Flucht fortsetzen zu können. Wohl ängstigte uns euer Ausbleiben sehr. Gerne hätten wir noch länger auf eure Rückkunft gewartet, aber unser Mundvorrath ging zu Ende, und in's Dorf zurückzukehren getrauten wir, eingedenk der ernstesten Warnung Josephs, uns nicht. So verließen wir denn am vierten Tage unser Versteck, und setzten mit schwerem Herzen unsere Flucht fort. — Mit Entbehrungen, Beschwerden und tausendfältigen Gefahren kämpfend durchwanderten wir unter fremden Namen die Bretagne, zogen an den Küsten der Normandie und Piccardie hin, und gelangten nach zehnmonatlicher Reise nach Flandern. Endlich erreichten wir die Grenzen von Deutschland, und nun wurde unser Loos um vieles leichter; denn hier fanden wir allenthalben christliche Herzen, die sich in unserer Verlassenheit unserer annahmen. — Zu meinem großen Troste sah ich, daß die Mühseligkeit der langen Wanderschaft Henry's Gesundheit keineswegs angriff, sondern daß sein Körper unter den mancherlei Abhärtungen sichtlich erstarkte. Da gab Gott mir ein, über die Schweiz nach Italien zu wandern, wo Henry Gelegenheit finden könne, seine Lust und Anlagen für die Malerkunst weiter auszubilden. Der Engel Gottes leitete unsere Schritte hieher nach Florenz, wo wir fanden, was wir suchten. Und da steht nun euer und mein lieber Sohn als Meister Tauton vor euch, dessen Fleiß, Kunst und Genügsamkeit bereits soviel erworben hat, daß wir, so bald dieses Bild da vollendet ist, ohne fremde Hilfe nach der lieben Vendee zurückreisen können.“ —

Henry erröthete bei diesen Lobsprüchen, und umarmte nochmals unter Freudenthränen den wiedergefundenen Vater.

— Jetzt aber erhob sich im Rücken der Dreien ein heftiges lautes Schluchzen. Es kam von Paolo her. Der gute Junge hatte, auf sein Geschäft ganz vergessend, mit klopfendem Herzen der ganzen Erzählung zugehört, und als nun Vater Theobald von der baldigen Abreise redete, da wollt' es ihm das Herz abstoßen, und er brach in lautes Weinen und Schluchzen aus. Alle wanden sich nach ihm um, und verwundert rief Henry ihm zu: „Aber, Paolo, was ist dir denn?“ — „O heilige Jungfrau!“ jammerte er, „was wird nun aus Paolo werden? Vater todt! Mutter todt! — Ganz allein in der bösen Welt! — War so glücklich, seit Gott mich Euch zugeführt! Und nun wollt Ihr fort, weit fort. Alle Tage hab ich unsre liebe Frau gebeten, mich von Euch nicht trennen zu lassen! Ach und nun“ — der arme Junge konnte vor Jammer nicht weiter reden. — Alle waren tief ergriffen, Vater Theobald und Henry blickten einander fragend an, und ihre Blicke verstanden sich. Henry zog den weinenden Paolo zu sich her, strich ihm freundlich die schwarzen, thränenfeuchten Locken aus dem Gesichte, und sprach tröstend: „Nein, mein guter Junge, du sollst nicht allein stehen in der bösen Welt, du sollst nicht der Einzige unter uns sein, der die Himmelskönigin vergeblich angefleht hätte; du bleibst bei uns und ziehst mit uns.“ Nun war der Jubel so groß, als vorher der Jammer, und ganz außer sich vor Freude lief Paolo von Einem zum Andern, und drückte und küßte die Hände. — Nach etlichen Wochen traten sie die Heimreise an.

Die Ueberreste der Bendeer waren längst zu ihren zerstörten Hütten zurückgekehrt, und auch in Vater Theobalds Kirchspiel war neues reges Leben erwacht. Heinrich hatte, sobald der Friede gesichert war, diejenigen der Flüchtlinge, welche den Mühseligkeiten der Flucht nicht erlegen waren, wieder heimgeführt, und bereits hatten die Schutthaufen in freundliche Wohnungen sich verwandelt; aber der geliebte Hirte mit seinem Küster war nicht wieder heimgekehrt, und man betete für beide, als für Verstorbene. Auch die zerstörte Kirche lag noch in Trümmern. Eine Kapelle aus Baumstämmen hatte man erbaut, worin die Gemeinde ihre gemeinschaftlichen Gebete verrichtete. Kaum einmal im Jahre kam ein entfernt wohnender Priester, um in ihrer Mitte das heilige Opfer zu verrichten und die heiligen Sakramente zu spenden.

Es war am Vorabende des heiligen Pfingst-Festes; die Einwohner des Dorfes hatten heute ihre Feldarbeiten früher als sonst beendet und sich in und vor der Holzkapelle zur gemeinsamen Abbetung der Litanei versammelt. Der Gedanke, daß sie am morgigen Hochfeste wieder des Gottesdienstes entbehren müßten, fiel den frommen Gläubigen schwer auf's Herz, und weckte die wehmüthige Erinnerung an die so glückliche Zeit, wo Vater Theobald dieses Fest mit ihnen feierte, und an jene schreckenvolle Nacht, in welcher er ihnen auf immer Lebewohl sagte. Gar manches Auge wurde feucht, gar manche Stimme versagte ihren Dienst zum lauten Gebete. Die Herzen waren zu voll, als daß sie nicht nach beendigter Andacht sich gegenseitig hätten ausgießen sollen; als daher

Heinrich, welcher immer noch ein besonderes Ansehen und Vertrauen bei der Gemeinde genoß, jetzt die Schritte nach den Kastanien lenkte, welche die Trümmer der Kirche beschatteten, schlossen sich ihm mehrere andere Männer an, und man begann ernstlich über die Möglichkeit des Wiederaufbaues des Gotteshauses zu berathen. Da trat mitten in der lebhaften Berathung plötzlich eine Stille ein und Aller Augen wendeten sich nach der Waldhöhe hin, von woher lustiger Peitschenknaß erschallte. Es währte nicht lange, so bewegte sich ein mit mehreren Personen besetzter Wagen aus dem Hohlwege auf die freie Straße. Vor Allen Heinrich schaute mit höchster Spannung auf diese Erscheinung hin und je näher der Wagen kam, eine desto größere Aufregung schien sich seiner zu bemächtigen; sein Herz pochte immer gewaltiger, eine seltsame Unruhe bewegte seine Glieder. Jetzt sah er, wie die Reisenden im Wagen sich aufrichteten und einer derselben seine Arme nach dem Dorfe ausbreitete; da entfarbte sich sein Angesicht wie von einem plötzlichen Schrecken, er stieß einen gellenden Freudenschrei aus und rannte dahin, während die Umstehenden verwundert und fragend einander anblickten.

Im vollen Laufe hat jetzt Heinrich das Gefährte erreicht, und alsbald sah man den Wagenführer herabspringen und demselben um den Hals fallen, und ebenso einen der Reisenden. Alsbald half man einem Dritten, es schien ein Greis zu sein, vom Wagen, und Heinrich küßte ihm wieder und wieder die Hände. Nun stieg aber auch in den zurückgebliebenen Männern eine freudige Ahnung auf und, ohne ein Wort zu wechseln, eilten sie den Nahenden entgegen und wurden schon von Ferne von Heinrich mit dem lauten Rufe begrüßt: „Kommt, o kommt, eilt doch! Vater Theobald ist da!“

Welche Freude, welcher Jubel, als sie nun mit dem geliebten Seelenhirten, dem alten Küster Martin, dessen Sohn Henry und Paolo in's Dorf einzogen! In wenigen Minuten

drängte sich die ganze Gemeinde weinend und schluchzend vor Freude um die Angekommenen. Wie strahlte das Antlitz des Vaters Theobald beim Anblicke seiner lieben Heerde! Jetzt erhob er seine Stimme und sprach: „Gelobt sei Gott, der Vater der Erbarmung, welcher uns wieder vereinigt hat. Gepriesen sei Maria, die Helferin der Christen, welche diese Gnade uns erflehet hat! Kinder! Lasset uns vor allem mit freudigem Herzen danken dem Herrn!“ Und er kniete zur Erde nieder, beugte tief sein Haupt und faltete innig die Hände, und All ringsumher folgten seinem Beispiele. Es herrschte eine lautlose Stille, während aus allen Herzen die glühendsten Dankgebete zu Gott emporstiegen. Nach einer Weile richtete Vater Theobald sich auf, erhob die Hände hoch empor und erteilte, zum Erstenmale wieder nach so langer Zeit seiner Heerde den priesterlichen Segen.

Ihre erste Sorge war jetzt die Herstellung der Kirche; und ungesäumt begann man den Bau, an welchem alle Hände mitarbeiteten. Vor Allem öffnete man den Eingang zum Gewölbe, wo man den gestückelten Kirchenschatz der Hauptsache nach noch unversehrt fand. Dann wurde der Platz vor der Kirche vom Schutte geräumt. Mit Entsetzen sammelten die Bendeer die Gebeine der vom einstürzenden Gesteine erschlagenen und verschütteten Republikaner, und verscharrten sie an der Kirchhofsmauer. Endlich kam auch das große Steinbild der Himmelskönigin Maria zum Vorscheine. Es war wenig beschädigt; aber unter den Füßen des Bildes fand man den zerschmetterten Schädel jenes frechen Lasterers.

Heute steht dort die Kirche unserer lieben Frau in neuer Pracht, und über dem Hochaltare prangt das liebliche Bild der „Helferin der Christen.“ Maria breitet schützend die Arme über eine zu ihren Füßen knieende Gruppe aus, welche ein Priester mit dem Kreuze in der Hand, ein Greis mit

dem Schlüsselbunde, ein Jüngling mit Pinsel und Palette, und ein schwarzgelockter betender Knabe bilden. — Drüben im Walde aber bezeichnet eine freundliche Kapelle den Ort, wo einst die Köhlerhöhle die Flüchtlinge barg, und jetzt die Gebeine des treuen Joseph ruhen.

II.

Die Bruderschaft vom Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder.

Erzählung aus unserer Zeit.

~~~~~

## Die Kirche unserer lieben Frau vom Siege.

Lönt Ave Maria,  
So lachen die Himmel,  
So jauchzen die Engel,  
So jubelt die Erde,  
So fliehn die Dämonen  
Hinunter in Nacht,  
So bebet der Hölle  
Gebrochene Macht.

St. Bernardus.

Nicht mit Unrecht hat man Paris mit dem Namen „das neue Babylon“ gebrandmarkt; es ist gleichsam der Mittelpunkt und Sammelplatz des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit. Es bildet das giftgeschwollene Herz, aus welchem das böse Geblüt der Lüge und des Aufruhrs, der Frechheit und Gottvergeffenheit und jeglichen Verderbnisses hinaus und durch die Adern des Reiches und selbst in andere Nationen hinüber pulset.

Und mitten in diesem Paris, zwischen dem Palais Royal und der Börse, umgrenzt von Theatern und lärmenden Vergnügungsplätzen, vielen Bewohnern ganz unbekannt, liegt eine Pfarrei, welche das durch moralische Versunkenheit am meisten sich auszeichnende Stadtviertel umfaßt. Die unansehnliche Pfarrkirche ist „unserer lieben Frau vom Siege“ geweiht. Seit der unglücklichen Zeit der Revolution, wo sie als Börse benützt wurde, gerieth dieses Gotteshaus in völlige Vergessenheit; sein eigentlicher Titel war ganz verschollen, und man kannte es nur noch unter dem nichtsagenden Namen „des petits pères“. Die Pfarrei zählte bei 26000 Seelen; aber ach! die wirkliche Heerde war bis auf ein winziges Häuflein furchtsamer Schafe zusammengeschmolzen, welche nicht einmal den Muth hatten, sich offen als Christen zu beweisen. Die übrigen Pfarrgenossen, vom Schwindelgeiste und den politischen Stürmen fortgerissen, oder von irdischen Interessen ganz eingenommen, oder im Schlamm der Ausschweifungen versunken, hatten vergessen, daß sie Christen seien, und kannten weder den Hirten noch den Schafstall mehr. Selbst an den höchsten Festtagen stand die Kirche öde und leer. Vergeblich bestieg der Prediger die Kanzel — Niemand stellte sich ein, um die Worte des Lebens zu hören; fruchtlos sah er sich nach den Kleinen um, sie mit der süßen Milch der göttlichen Lehre zu nähren — es war Niemand, der sie ihm zuführte; vergebens harrte er stundenlang im Beichtstuhle auf reuige Sünder — denn Niemand fühlte das Bedürfniß nach der göttlichen Gnade. Selbst an den Thüren der Kranken wurde der trauernde Seelenhirte mit seinem Troste zurückgewiesen; sogar am Rande des Grabes empfing man die hl. Sakramente nicht mehr. Keine Macht schien diese seit sechs Jahren von Tag zu Tag wachsende Verderbniß aufhalten zu können. —

Aber siehe, als im Jahre 1836 die Zeit herankam, wo die Kirche sich auf die Ankunft ihres göttlichen Bräutigams

rüstet, da offenbarte sich die Barmherzigkeit des allgütigen Gottes auf wunderbare Weise. Gleich einem Frühlingsregen strömte die Gnade des Herrn herab, um dieses unfruchtbare Erdreich zu erweichen. Vom göttlichen Geiste gedrängt, seine schweren Sorgen in den Schooß der göttlichen Mutter niederzulegen, beschloß der tiefbetrübte Pfarrer die Errichtung eines frommen Vereins zur Anrufung Marias, um durch die Fürbitte dieser Mutter der Barmherzigkeit die Rettung der Seelen zu erlangen. Die Sünder zu bekehren, die Verirrten auf den rechten Weg des Heils zurückzuführen, die Feinde Gottes mit ihm auszuföhnen, die Ungläubigen zum Glauben, die Gottlosen zur Gottesfurcht, die Ausschweifenden und Lüstlinge zur christlichen Zucht und Ordnung anzuleiten, das sollte der Zweck, das der Gegenstand der Gebete und Andachten, der Uebungen und Anstrengungen sein, mit welchen dieser Verein den Himmel bestürmen, die liebevolle Gottesmutter um Beistand anflehen wollte. Und welche Veränderung ging jetzt in dieser Pfarrgemeinde vor!

Noch ist seit der Gründung der Bruderschaft „vom Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder“, so nannte sich dieser Verein, kein Jahr verflossen, und man drängt sich zu den Andachten, zu den Beichtstühlen, zum Tische des Herrn. In Familien, welche bis dahin das Haus des Herrn nie betraten, wetteifern nun Eltern und Kinder in Erfüllung aller Pflichten christlicher Frömmigkeit. Gleiche Erscheinung bietet jedes Alter, jedes Geschlecht, jeder Stand. Viele junge Leute werfen das Joch der Leidenschaften ab, erfassen die heilige Strenge evangelischer Reinheit und werden und bleiben mitten unter den Aergernissen eines verderbten Zeitalters treue Jünger Jesu Christi. Männer und Frauen von dreißig bis zu siebzig Jahren, welche nie eine Religionsübung vorgenommen, nie auch nur die Anfangsgründe des christlichen Unterrichts erhalten haben, die durch den täglich sich drängenden Wechsel der Mei-

nungen und durch ungezügelter Befriedigung verderblicher Leidenschaften allen Sinn für das Höhere verloren hatten, besuchten nun mit kindlicher Einfalt und Gelehrigkeit den christlichen Unterricht. Das göttliche Wort gießt in diese Geistigtodten neues Leben und entzündet in ihnen am Abend ihres Lebens die Sehnsucht nach dem Genuße des Brodes der Engel, und die Thränen der Freude, welche sie beim Empfange vergießen, zeugen von der Gnadenfülle, die ihnen zu Theil geworden, und von den ungekannten Tröstungen, welche ihr Herz überströmen.

So ward die verlassene und verödete Kirche unserer lieben Frau vom Siege wirklich eine Siegestrophäe der göttlichen Erbarmung und der Mutterliebe Maria's, sie ward die Wiege einer ganz neuen Generation tugendhafter Christen, der Mittelpunkt, von welchem ein wunderbares Licht ausströmte, das die greulichen Finsternisse des neuen Babylon wie ein heilverkündendes Wetterleuchten nach schwüllem Tage durchzuckte und seine segenvollen Strahlen über Frankreich, ja über Europa hinaus selbst in fremde Welttheile sandte. Denn das apostolische Breve vom 24. April 1838, durch welches der Statthalter Christi den Verein zu einer Erzbruderschaft erhob, hatte demselben ein unermessliches Feld eröffnet. Er sollte die ganze Welt umfassen, überall die Fahne des heiligsten unbefleckten Herzens Mariä aufpflanzen, und allen christlichen Herzen das Verlangen nach der Bekehrung jener Masse von Sündern einflößen, welche durch die von allen Seiten sie umringende Religionsgleichgültigkeit ihrem Verderben zugeführt werden.

Am rührendsten offenbart sich der fromme Sinn der Gläubigen bei der Bruderschaftsandacht, welche an allen Sonntag und Feiertagen Abends sieben Uhr in der Kirche unsrer lieben Frau vom Siege abgehalten wird. Sie beginnt mit der marianischen Vesper, ihr folgt ein faßlicher Unterricht über die Wahrheiten und Pflichten der Religion, und den Schluß macht

die Litanei von der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, welche von den zahlreich versammelten Verehrern der Himmelkönigin gemeinsam abgesungen wird. Mehrere Priester hören alsdann die Beichten — oft bis tief in die Nacht, und es vergeht kein solcher Abend, ohne daß an der Kirche vorübergehende Männer, befremdet durch die laute Andacht zu so ungewöhnlicher Zeit, von Neugierde in dies Gotteshaus geführt, von dem Schauspiele, welches sich da ihren Augen bietet, betroffen, und von dem Unterrichte gerührt, dem Zuge der Gnade folgen und entweder an demselben Abende noch ihr Sündenbekenntniß ablegen, oder nach einigen Tagen ernsten Nachdenkens wiedertommen, um durch reumüthige Anklage ihres vergangenen Lebens die drückende Last von ihrer Seele zu wälzen, sich aufrichtig mit Gott zu versöhnen, und welche so, indem sie Gott finden, Ruhe und Friede erringen.

---

## Die Abendpredigt.

Am ersten Sonntage des Septembers, im Jahre 1837, schritt in der Abenddämmerung eine hohe kräftige Mannesgestalt über den Platz des *petits pères* nach der Seite hin, wo das Palais Royal sich erhebt. Trotz der bürgerlichen Kleidung hätte doch die ganze Haltung den Soldaten erkennen lassen, wenn auch die Ordensbänder ihn nicht verrathen hätten. Er trug das Kreuz der Ehrenlegion, die eiserne Krone, den Orden des hl. Ferdinand und den Isabella's der Katholischen. Unter diesen Orden schlug, was ihren Werth erst recht begründete, ein redliches Herz. Nur Eines fehlte in dieser geschmückten Brust, und zwar das Kostbarste — es wohnte in ihr nicht jener Trost und Friede, welchen die Welt mit allen ihren Ehren und Auszeichnungen, welchen selbst die bürgerliche Tugend der Rechtschaffenheit nicht geben kann, sondern nur allein der kindlich fromme Glaube und ein reines Gewissen dem menschlichen Herzen schenkt und bewahrt.

Es war ein Hauptmann der französischen Armee, ehemaliger Lieutenant in der kaiserlichen Garde und der Sohn eines im Felde gebliebenen Brigadegenerals. Seine Mutter hatte ihn während des Feldzugs in Belgien, wohin sie ihren Gemahl begleitet, unter einem Kriegszelte geboren. Zum Soldaten herangebildet, diente er in dem Armeekorps, welches Algier eroberte, wurde später nach Spanien beordert und, nachdem er dort schwer verwundet worden war, zu seiner Wiederherstellung nach Frankreich zurückgebracht. Er stand jetzt in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre und — war noch

nicht getauft. Wohl erinnerte er sich aus seinen Kindesjahren, daß er seine Mutter öfter zum Vater sagen gehört, man müsse den Knaben taufen lassen, da man es bei seiner Geburt versäumt habe, worauf aber der Vater jederzeit antwortete, es habe damit keine Eile; wenn ihr Sohn erwachsen sein werde, könne er am besten selbst die Religion wählen, die ihm gefalle. — Der Knabe ward zum Jüngling, aber aufgewachsen theils im Lager, theils in einer kaiserlichen Militärschule, hatte er nichts weniger als eine religiöse Erziehung erhalten, und wenn er je zuweilen daran dachte, daß er noch nicht getauft sei, so machte ihm das keine Sorge, da ihm aller Unterricht über den Werth der Taufe fehlte; überdies fand er bei der Unruhe und Zerstreuung des Soldatenlebens keine Zeit dazu.

Die göttliche Erbarmung hatte beschlossen, wie einst bei dem hl. Ignatius, durch die Verwundung seines hinfalligen Leibes die Wunden seiner unsterblichen Seele zu heilen; die Wunde, welche ihn für längere Zeit an das Bett fesselte oder wenigstens ihn zur Unthätigkeit verurtheilte, sollte ihm Zeit und Ruhe zu ernsterem Nachdenken über sich selbst gewähren. — Wirklich war ihm während seines bereits mehrere Monate dauern- den Aufenthaltes in Paris wieder eingefallen, daß er noch nicht getauft sei, und der Wunsch, die Taufe zu empfangen, in ihm rege geworden; nicht daß er sich nach der Gnade dieses Sakraments gesehnt hätte — davon wußte er gar nichts — sondern weil er dieselbe als eine Förmlichkeit betrachtete, welche im bürgerlichen Leben zuweilen von Nutzen sein könne. Im Juli 1837 äußerte er seinen Wunsch vor dem Bischof von Nancy, Grafen Forbin Janson, welcher ihn an den Pfarrer unsrer lieben Frau vom Siege wies. Dieser suchte ihm vor Allem die Verbindlichkeiten zu erklären, welche die Taufe auferlege, und ihn von der Nothwendigkeit des vorbereitenden Unterrichts zu überzeugen, wozu er ihm verschiedene Bücher und öftere Unterredungen vorschlug. Das schien aber dem



Hauptmann viel zu unständig, indem er äußerte, er habe oft von Religion sprechen hören und halte sich für unterrichtet genug. Seine ganze Theologie bestand indessen, wie der Pfarrer wohl bemerkte, darin, daß ihm sein gesunder Verstand die Nothwendigkeit und das Dasein eines höchsten Wesens hatte errathen lassen, die erhabenen Geheimnisse des christlichen Glaubens aber kannte er nicht einmal dem Namen nach. Als nun der Pfarrer jede Uebereilung ablehnte, ging jener kalt hinweg, kam aber, weil er des Gedankens an die Taufe nicht loswerden konnte, im Laufe des Augusts noch einmal zurück und wiederholte den Wunsch, sein Geschäft, wie er es nannte, schnell beendet zu sehen. Als ihn jedoch Herr Desgenettes an die früher gesetzten Bedingungen erinnerte, verließ er ihn höchst unzufrieden, entschlossen sein Vorhaben für immer aufzugeben. Doch die göttliche Langmuth war noch nicht erschöpft.

An jenem Abende, wo der Hauptmann auf das Palais Royal zueilte, um dort verabredetermassen mit einigen leichtsinnigen Freunden eine lustige Nacht zu durchschwärmen, trat ihm die göttliche Erbarmung nochmals in den Weg, und diesmal mit glücklicherem Erfolge. Da er über den Platz des petits pères ging, war er nicht wenig erstannt, als er die Kirche, an welcher er schon hundertmal, ohne sie weiter zu beachten, vorübergegangen war, zu einer so ungewöhnlichen Zeit hell erleuchtet sah, und vollstimmiger Volksgefang aus derselben herübertönte. In demselben Augenblick sieht er auch zwei Frauen, die keineswegs den geringeren Ständen anzugehören schienen, in das Gotteshaus treten, und dem Zuge der Neugierde nachgebend, folgt er ihnen und tritt durch die Pforte. Er sieht die inneren Räume mit Vetern angefüllt. Ein Lichtglanz, welcher von der einen Seite her sich über die Menge ausgoß, stachelte seine Neugierde noch mehr; er drängt sich durch nach jener Seite hin und steht endlich vor dem von einem Kranze flammender Kerzen beleuchteten Altare, welcher

der Mittelpunkt der Andacht aller Gegenwärtigen zu sein scheint. Von Lichtern, wie von ebensovielen Sternen, umgeben, blickt das liebliche Bild Maria vom Altarblatte hernieder. Auf Wolken schwebend, hält sie das heilige Kind der Menge entgegen, als denjenigen, in dem allein Heil und Leben zu finden ist. Der göttliche Sohn drückt die eine Hand auf das Herz, während er die andere wie zum Schwure erhebt, gleich als wolle er in einemfort jene trostreichen Worte des himmlischen Vaters wiederholen: So war ich lebe! ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!

Raum hatte der Hauptmann das Bild in's Auge gefaßt, als seine Aufmerksamkeit schnell wieder davon abgezogen wurde. — Diese Stille erfolgte plötzlich und Alle wendeten sich der Kanzel zu, welche der Prediger soeben bestiegen hatte; es war der Pfarrer selbst. Er beginnt ruhig, ohne besonderen Redeschmuck seinen Vortrag, indem er die Jugend des heiligen Augustinus, seine Verirrung und seine Bekehrung erzählt. Er spricht von Hippo und Karthago — Namen, welche dem Hauptmann nicht fremd sind; diese Städte liegen an der afrikanischen Küste, und während seines Aufenthaltes in Afrika hat er öfter von ihnen sprechen hören. Die Geschichte Augustin's erscheint ihm wirklich interessant. — Es wird weiter erzählt, wie Augustinus nach Italien gereist sei; und die Aufmerksamkeit des Hauptmanns spannt sich immer mehr. Ich will doch sehen, denkt er, ob er in Städten war, die ich kenne? Habe ich doch mit meinem Vater alle Feldzüge in Italien mitgemacht. — Augustin kommt nach Rom. — Auch der Hauptmann war öfter dort. — Der hl. Ambrosius wird genannt. — Der Hauptmann hat sein Grab gesehen. Er kennt den Erzbischof von Mailand sehr wohl, und war öfter bei ihm gewesen. — Was den Hauptmann am meisten wundert, ist, daß der hl. Augustinus, als er nach seiner Bekehrung die Taufe empfangen wollte, sich eine Zeitlang nach Cassi zurückzog.

um sich durch Gebet und Bußübungen vorzubereiten. — Cassi ist ein Dörfchen, ganz nahe bei Mailand und voll Wirthshäusern, wo die Mailänder an Sonntagen sich gerne unterhalten. Ah! denkt der Hauptmann bei sich, Cassi kenne ich; wie oft ging ich dahin, um mich zu belustigen! — Aber wie? Augustin begab sich dahin, um Buße zu thun und sich zur Taufe vorzubereiten; und ich ging hin, um meinen Leidenschaften zu fröhnen; ich bin ja auch noch nicht getauft; bin noch kein Christ! — Taufenderlei Gedanken bestürmten jetzt den Geist des Hauptmanns. Er erinnerte sich den vielfachen und drohenden Gefahren, denen er in den Schlachten ausgesetzt gewesen war; und bedachte, was aus ihm wohl geworden wäre, wenn er ohne die Taufe hätte dahinsterven müssen! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, und er war eine Weile von diesen Gedanken so ganz eingenommen, daß er von der Predigt nicht's mehr hörte. Bald aber sammelte er sich wieder und horchte mit der größten Spannung auf das, was sich mit Augustinus nach seiner Taufe ereignete. Er hörte Dinge, an welche er bisher niemals gedacht hatte. Am Schlusse hat der Pfarrer, wie es bei allen diesen Abendandachten Regel war, um das öffentliche Gebet insbesondere für die Seele desjenigen unter den Anwesenden, welcher die Gnade der Befehrung am meisten bedürfe. Der Hauptmann, gerührt und erschüttert durch Alles, was er hier gesehen und gehört, fühlt sich bei diesen Worten wie von einem elektrischen Schläge durchzuckt. Der bist du! rief's in seinem Innern. Und seine Kniee beugen sich, seine Händen falten sich, seine Augen suchen das Bild Maria's, der Zuflucht der Sünder; er betet, — vielleicht zum Erstenmale in seinem Leben, — betet aus tiefem Herzen, daß ihm Gott durch die Fürbitte Maria's die Gnade der Taufe möge zu Theil werden lassen. Er gelobt, Christ zu sein, wie Augustinus es war. — Als einer der Letzten trat er aus der Kirche. Er fühlte keine Lust mehr, die Gesellschaft seiner

Freunde aufzusuchen. Von nie empfundenen Gefühlen bewegt, kehrte er in seine Wohnung zurück und legte sich zu Bette. Aber die ganze Nacht konnte er kein Auge schließen.

Der Pfarrer unserer lieben Frau vom Siege war nicht wenig erstaunt, als er am frühen Morgen des andern Tages den Hauptmann eintreten sah, den er nicht mehr in Paris vermuthete, weil er in den beiden Unterrednungen, die sie gehabt, stets von der Nothwendigkeit gesprochen hatte, unverzüglich zu seinem Regimente reisen zu müssen. „Herr Pfarrer, sprach er jetzt, ich bin froh, daß sie mich damals nicht taufte, weil ich nicht wußte, was es heißt, ein Christ zu sein. Jetzt aber weiß ich es.“ Und nun erzählte er den Hergang des vorigen Abends und schloß mit den Worten: „Jetzt, Herr Pfarrer, jetzt sehe ich ein, daß ich mich bekehren muß, und ich will es, ja, ich will ein Christ sein, wie Augustinus. Ich bin bereit, auf alle Ihre Vorschläge einzugehen!“ — Und wirklich ließ er sich nun mit aller Gelehrigkeit in den Wahrheiten des Glaubens unterrichten, durchlas mit Eifer und ernstem Nachdenken die ihm geliehenen Bücher, und kam in den zwei folgenden Wochen tagtäglich zu dem Pfarrer, um sich mündlich mit demselben darüber zu besprechen. Am 17. September empfing er, aus Rücksicht auf seinen Stand im Stillen, das heilige Sakrament der Taufe. Unbeschreiblich war die Freude des frommen Pfarrers über den Gewinn dieser Seele, die nach so vielen verlorenen Jahren zu dem festen Entschlusse gekommen war, sich endlich Gott zu weihen, einer Seele, der es im Lichte der Gnade klar geworden war, daß sie für den Himmel erschaffen, für den Himmel geboren, zum Himmel auf ewig berufen sei, und die nun durchaus und um jeden Preis heilig und selig werden wollte. Die ehrerbietige Haltung und die tiefe Andacht des Täuflings bei der heiligen Handlung vergrößerte noch die Freude des Seelenhirten. Während der Taufe flossen unaufhörlich Freudenthränen über das harte

Angeſicht des Hauptmanns, auf welchem ſich alle Gefühle eines wonnetrunknen Herzens abſpiegeln. Er verſtand den Sinn aller bei der Taufe üblichen Ceremonien. Mit feſter Entſchloſſenheit antwortete er auf die Fragen, die man an ihn richtete; als er der Welt und der Hölle abſchwören ſollte, um künftig Gott mit allen ſeinen Kräften zu dienen, — bei der Frage: Widerſagſt du dem Teufel und allen ſeinen Werken und aller ſeiner Hoffahrt? prägte ſich ein tiefer Unwille in ſeinen Geſichtszügen aus, und er antwortete mit Entſchiedenheit: „Ja, Euer Hochwürden, ich widerſage dem Satan und ſchwöre Gott dem Allmächtigen, der hier zugegen iſt und mich hört und mein Herz durchſchaut, alle meine Kräfte zu verwenden, — und dabei ſchlug er zur Befräftigung mit geballter Fauſt auf den Tiſch, — um nie wieder in die Sünden zu fallen, wodurch ich Gott beleidigt und mich ſelbſt entehrt habe!“ Bei der Frage: Glaubſt du an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jeſum Chriſtum, ſeinen einzigen Sohn, der geboren worden iſt und gelitten hat, und an den heiligen Geiſt, eine heilige, katholiſche und apoſtoliſche Kirche? ſprach er mit einem Ernſte, der ſelbſt den Pfarrer tief ergriff: „Ja, Euer Hochwürden, ja, ich glaube feſt an den Herrn, der mich am Kreuze erlöst hat, den ich — hier zeigte er auf das Kreuziſtbiſt — leider biſher nicht kannte, aber jezt anbetet; ich glaube an den heiligen Geiſt, der auch die Kirche regiert, und darum glaub’ ich Alles, was ſie lehrt, denn ſie kann nichts Anderes lehren, als was Jeſus Chriſtus, mein Herr und Gott, ihr geoffenbaret hat.“

Als die Taufhandlung vollendet war, warf er ſich in die Arme des Pfarrers, drückte ihn an ſeine Bruſt, benetzte deſſen Wangen mit ſeinen Thränen und ſagte: „O mein Vater, wie danke ich Ihnen! Wie glücklich haben Sie mich gemacht! Ich bin ein Chriſt, ein Kind Gottes!“

Der folgende Tag brachte dem Neugetauften neues höheres Glück; denn er empfing aus der Hand des Bischofs von Nancy die erste heilige Communion und gleich darauf das heilige Sakrament der Firmung.

Unterdessen war die Zeit seines Urlaubs abgelaufen und er mußte auf schleunige Abreise denken. Der Pfarrer übergab ihm einige Erbauungsbücher mit der liebevollen Ermahnung, täglich Einiges darin zu lesen; jedoch während der Reise im öffentlichen Wagen diese Lesung durch eine stille Betrachtung zu ersetzen, um Aufsehen zu vermeiden und sich keine Verlegenheiten zu bereiten. „Mein lieber Herr! entgegnete ihm der Hauptmann, ich habe schon daran gedacht; — ich werde auch im Wagen meine Lesung nicht unterlassen. Schon Alles habe ich eingepackt, doch „die Nachfolge Christi“, das „Handbuch des Christen“ und den „geheiligten Tag“ stecke ich in meine Reisetasche, um sie jederzeit zur Hand zu haben.“ — Aber, entgegnete man ihm, Sie könnten leicht mit Reisenden zusammentreffen, die Ihrer spotten! — „Spotten? sagte er, dies wird sich Niemand unterstehen. Wenn mein Benehmen Jemanden befremden sollte, so werde ich ihm frei heraus sagen, daß ich ein Christ bin, und seit einer zu kurzen Zeit es bin, als daß ich meiner Schuldigkeit vergessen könnte. Ich werde ihm sagen: am Samstag bin ich getauft worden, am Sonntage habe ich meine erste heilige Communion empfangen und in der Firmung eine Gnade erhalten, die mich über alle Furcht und Schwachheit erhebt. Wenn man es verlangt, so erzähle ich meine ganze Geschichte, und bin versichert, Keiner wird weiter Etwas sagen.“ — Mit solchen heldenmüthigen Gesinnungen, welche die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung bezeugten, reiste er ab. — Eines nur fehlte noch, um seine Freude voll zu machen; einen Wunsch trug er im Herzen, nämlich daß auch sein Bruder Eduard, welcher

seit Jahren im Auslande sich herumtrieb, sich eines gleichen Glückes zu erfreuen hätte, und beim Abschiede bat er wiederholt und dringend den Pfarrer, doch ja bei der Bruderschaftsandacht in der Kirche unsrer lieben Frau vom Siege für dessen Bekehrung beten zu lassen. Der Pfarrer versprach ihm das mit Freuden.

---

## Der Schiffsbrand.

Eduard war gleich seinem Bruder den Grundsätzen ihres Vaters gemäß ohne alle religiöse Erziehung aufgewachsen. Er hatte sich, da das Soldatenleben ihm weniger zusagte, und er frühzeitig besonderes Talent und große Neigung für Musik entfaltete, dieser Kunst ganz gewidmet und es bereits zu einiger Virtuosität gebracht, so daß sich ihm die Aussicht auf eine glänzende Künstler-Laufbahn eröffnete. Mit dem Umschwunge der Verhältnisse in Frankreich, welcher den unglücklichen Carl X. seines Thrones beraubte, wurden dem jungen Künstler auch seine einflußreichsten Gönner geraubt, und er sah seine schönsten Hoffnungen gescheitert. — An ein üppiges Leben gewöhnt, reichte der beschränkte Erwerb, welchen der Musikunterricht abwarf, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bei weitem nicht aus, dabei aber zu ehrlich, um sich jener anderen in Paris einheimischen Kunst — der Betrügerei — in die Arme zu werfen, entschloß er sich, Frankreich zu verlassen und das Glück, welches im Vaterlande ihn zu fliehen schien, in fremden Ländern zu suchen. Er begab sich nach Amerika, wo ihm das Glück so günstig war, daß er trotz der bedeutenden Summen, welche seine Genußsucht aufzehrte, doch nach einigen Jahren sich im Besitze eines schönen Vermögens sah. Kühn gemacht durch den bisherigen Erfolg ließ er sich in Gemeinschaft mit einem Handelshause in eine freilich gewagte Handelspekulation ein; aber auch diese glückte und vermehrte in einem Tage sein Vermögen so, daß er sich reich nennen konnte. Doch eben dieses Bewußtsein, reich zu sein, ließ ihm in der neuen Welt



keine Ruhe mehr. — Da fällt ihm ein, die Hauptstadt des Selbstherrschers aller Reußen zu sehen und auch jene Genüsse zu kosten, welche der starre Norden dem menschlichen Leben zu bieten vermag. In Begleitung eines Dieners, eines Franzosen, den er, indem er ihn in seine Dienste nahm, aus der drückendsten Noth gerettet hatte, kam Eduard, sein ganzes Vermögen mit sich führend, im Frühlinge des Jahres 1837 auf russischem Boden an.

Eduard reiste nach Petersburg und schlürfte auch hier den Becher der Lust in vollen Zügen. Aber siehe! als der Sommer sich neigte, ging eine seltsame Veränderung in seinem Wesen vor. Eine unerklärliche Schwermuth bemächtigte sich seiner und eine bange Unruhe beengte sein Herz. Er wußte selbst nicht, wie ihm war; es wurde ihm immer unheimlicher in der Kaiserstadt, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Vaterlande nahm seine ganze Seele ein. Die Aerzte erklärten seinen Zustand für Heimweh und riethen ihm, sobald die mildere Jahreszeit es erlaube, nach Frankreich zurückzukehren. Das war ein langer peinlicher Winter!

Noch hatte die Nema ihre Eisdecke nicht ganz abgestreift, als Eduard ernstliche Anstalten zur Reise machte. Wenige Tage vor seiner Abreise gab er mehreren Freunden einen Abschiedsschmaus. Nach durchschwärmter Nacht lehrte er erschöpft in der Morgendämmerung zu seiner Wohnung zurück. Er steigt zur zweiten Etage empor, welche seine Zimmer enthält, — er zieht die Klingel, Niemand rührt sich. — Er zieht stärker, — Alles still. Sollte Jak so fest schlafen? Oder hat der Halunke gar die Nacht außer dem Hause zugebracht? Unwillig reißt Eduard so heftig an der Klingel, daß der Ring in seiner Hand zurückbleibt — und wieder regt sich im Innern Nichts. — Jetzt wallt sein Born auf — ein Fußtritt, und die schwache Thüre springt krachend aus den Angeln. Fluchend stürmt er durch den Vorplatz, reißt die

Thüre seines Wohnzimmers auf und — Zeichenblässe überdeckt plötzlich sein zornglühendes Angesicht — seine Koffer sind erbrochen, seine Effekten liegen zerstreut auf dem Boden umher, seine Papiere sind verschwunden. — Jak hat seinen Herrn bestohlen und ist entflohen. O entsetzlicher Augenblick, in welchem Eduard sich als Bettler erblickt! — Sein ganzes Vermögen besteht nun noch aus ein paar tausend Rubeln, welche ihm vom nächtlichen Spiele übrig geblieben sind. Wie wahnsinnig stürmt er durch das Haus; bald sind alle Mitbewohner auf den Beinen; man durchsucht jeden Winkel des Gebäudes, man forschet in allen Quartieren der weiten Stadt, und am Abende erhält Eduard die sichere Kunde, daß der Räuber am frühen Morgen sich auf ein Segelschiff begeben habe, welches eben nach Kibek unter Segel ging. — Was nun thun? — Das Rätlichste war, mit dem am nächsten Morgen abgehenden Dampfschiffe dem Flüchtling zuvorzukommen, und ihn bei seiner Ausschiffung sogleich festnehmen zu lassen.

Es war ein klarer, kühler Frühlingsmorgen (27. Mai) des Jahres 1838, als das Dampfschiff „Nikolai I.“ unter dem Donner der Abschiedsschüsse an den niederen Außenwällen der Festung Kronstadt vorüber fuhr. Der Himmel war rein, das Meer ruhig, der schwache Wind hemmte nicht die Dampfkraft des rasch dahinziehenden „schwimmenden Gasthauses.“ — Hundert und zweiunddreißig Personen aus allen Ständen, Lebensaltern und Nationen bewegten sich auf dem geräumigen Verdecke durch einander. Diese zwischen Petersburg und Kibek fahrenden Dampfschiffe hatten nun schon seit Jahren wohl hundertmal ohne irgend einen erheblichen Unfall in der bestimmten Zeit die weite Reise vollendet, so daß man mit einem Gefühle von Stolz und Sicherheit die hochragenden schwankenden Segelschiffe hinter sich zurückbleiben sah, die mit ihren armen Reisenden oft wochenlang unterwegs sein mochten

und, Gott weiß, welche Unwetter auf der langen Fahrt noch zu bestehen haben werden. — So schnell aber auch der Nikolai dahin flog, für Eduard schien sein Lauf doch nur ein Schneefengang zu sein, und unruhig, wie die vom Dampf getriebene Maschine, stieg er bald vom Verdecke in die Kajüte hinab, bald von dieser wieder in's Freie hinauf, bald eilte er vom Bordertheile hinter zum Steuermanne, bald wieder vor. Nur mit seinen Gedanken beschäftigt, vermied er jede Ansprache; zuweilen blieb er plötzlich mit verschlungenen Armen stehen, blickte mit kummervollen Mienen sinnend in die schäumenden Wogen hinab, welche die mit schwindelerregender Schnelligkeit kreisenden Räderchaukeln aufwühlten, und es schien fast, als ob dieser Anblick einen gräßlichen Gedanken in seiner Seele aufwühlen wolle, der aber wieder verscheuht wurde durch den lauten Ruf, mit welchem jedesmal manche der Reisenden das Erscheinen eines Segelschiffes in der Ferne verkündeten. Da erwachte Eduard aus seinem bösen Traum, seine Züge wechselten und seine Augen schienen die Schiffswände des schnell wieder entschwindenden Segelschiffes durchbohren zu wollen, um den Räuber seiner Habe, den Mörder seines Glückes zu entdecken.

Der Mensch ist einmal ein Landgeschöpf, und nur durch die erprobtesten Sicherheitsmaßregeln und eine so zahlreiche Reisegenossenschaft, wie hier beisammen war, kann ein angenehmer pikanter Reiz aus der sonst unheimlichen Stimmung werden, welche Jeden, selbst bei oft wiederholten Seereisen, befällt, wenn es einsam wird auf dem schwankenden, alles Leben in sich verschließenden Elemente; wenn sich die von Menschen bewohnte Küste nur noch wie ein ferner, unerreichbarer Nebelstreif zeigt, oder ganz dem Aug entschwindet, und sich der Mensch, den blauen Aether über sich, die grünliche Fluth unter sich, dem Spiel der Elemente preisgegeben sieht, die so leicht ihre zerstörende Kraft gegen ihn entfesseln können. Doch

bei einer so glücklichen Fahrt, wie diese zu werden versprach, macht sich der Mensch dergleichen Gedanken freilich nur, um sein Gefühl der Sicherheit noch mehr zu erhöhen, und knüpft daran, was sich von freundlichen Aussichten am Ziele der Reise bietet. Rasch und sicher schwamm der von innerer Kraftbewegung erzitternde Schiffskoloß seinem Ziele entgegen, weithin weiße Schaumstreifen im Meere und schwarze Dampfwolkenzüge in der Luft hinter sich lassend. Der Kapitän versicherte, wenn der Wind so günstig bliebe, würde man schon Mittwoch Mittags Travemünde, den Hafen von Lübek erreichen. Man hatte Petersburg noch im Winterkleide verlassen, über knarrenden Schnee war man durch die breiten kalten Paßstraßen zum Hafen gefahren, und am dritten Tage sollte man im hellen warmen Sonnenscheine unter vollbelaubten oder blühenden Bäumen in der frühlingegrünen Umgebung des alten Lübek lustwandeln! Dieser Gedanke erhielt die Reisegesellschaft in der lebhaftesten Heiterkeit.

Besonders fröhlich ging es am Dienstag Mittag zu an der glänzenden table d'hôte. Da sah man Uniformen und Ordenssterne in Menge, unermesslich reiche russische Fürsten und Edelleute, die zur Krönung der Königin Viktoria nach England reisten, — alle Sprachen Europas tönten durcheinander in den Kreisen der hohen Diplomaten, der reichen Kaufleute und Fabrikherren, der Currire mit wichtigen Depeschen, der angesehenen Vergnügungsreisenden, vornehmen Abentheurern und Gelehrten. Selbst die Frauen und Kinder, welche den leichten Anflug von Seekrankheit überwunden hatten, scherzten, wie zu Hause, mit Verwandten und Bekannten. Champagnerpropfen flogen, und Scherz und Laune würzten die gesellige Unterhaltung. So ging es fort, bis nach aufgehobener Tafel Alles auf dem Verdecke lustwandelte.

Aber das Schiff zog jetzt nicht mehr so ruhig vorwärts, ein heftiger Wind klapperte in dem Tauwerk und strich über

das Verdeck, so daß Alle sich fester in die Mäntel wickelten, und namentlich die Frauen sich vom Frost durchschauert, von dem jetzt auf das Verdeck niederwirbelnden Rauch verschreckt, in die Kajüte zurückzogen. Die lautstampfende See hat eine unheimliche dunkelgraue Farbe angenommen und warf von Zeit zu Zeit hohe Schaumwellen über das Seitenbord des Schiffes. Auf manchem bleichen, trübseligen Gesichte zeigten sich die Spuren der mit doppelter Gewalt wiederkehrenden Seekrankheit. Der Kapitän äußerte, daß man nun wohl zwölf Stunden später ankommen werde, und veranlaßte gegen Abend den größten Theil der Reisenden, das Verdeck zu räumen, um nicht das Treiben der Schiffsmannschaft zu behindern.

Die inneren Räume des Schiffes waren nun ziemlich angefüllt. So sehr hier Alles aufgeboten ist, die Einrichtung bequem und glänzend herzustellen, so ist doch jede Nacht auf dem Schiffe, die man nicht im Freien zubringen kann, mehr oder weniger schrecklich, bis lange Gewohnheit diese engen Schlafstellen, diese dumpfe Luft, diese Nähe der gegen die Schiffswand schlagenden Bogen einigermaßen erträglich macht. Auch einem Dampfschiffe finden alle diese Unannehmlichkeiten in einem noch höheren Grade statt, sowohl wegen der größeren Menschenmenge, die hier auf einem beschränkten Raum zusammengedrängt ist, als auch wegen der Hitze, des penetranten Geruches und des widerlichen Getöses, welches von der Maschine ausgeht. Doch ist dies Alles auf Dampfschiffen leichter zu ertragen, weil es nur kurze Zeit währt.

So hatten auch von der Reisegesellschaft auf dem Nikolai Viele gar nicht, die meisten nur zu unruhigen Träumen die Augen geschlossen, und als man am Mittwoch in der Frühe auf das Verdeck kam, da war der widrige Südwestwind nur noch stärker geworden, ja er steigerte sich gegen Abend bis zum Sturm. Aber man blieb guten Muths, denn näher und näher kam das Ziel. In der Morgendämmerung hatte

man sich der Insel Rügen genähert, um dort die Post abzugeben. Das war schon ein großer Trost, als man die ersehnte deutsche Küste so nahe vor Augen hatte, daß man die Kreidefelsen der „Stubenammer“, ja selbst die schon prächtig grünenden Wiesen und Wälder und die Dörfer im Innern der Insel sehen konnte. Ueberdies ließ der Kapitän am Nachmittage elf Reisewagen und alles größere Gepäck, das sich bis dahin im Schiffsraum befand, auf's Verdeck schaffen — ein Vorzeichen baldiger Auschiffung. Schon für die nächste Nacht versprach er Ruhe in den weichen Betten der guten Travemündener Gasthöfe; denn um 2 Uhr Früh würde man ankommen. Auf die Worte eines anerkannt guten Capitäns hört der Reisende wie auf ein Orakel. — So brach die dritte Nacht ein. Die Frauen und Kinder lagen, bei dem Anblicke des Landes von der widerwärtigen Seekrankheit befreit, in ihren abgesonderten Nebenkajüten in tiefem Schlummer; die Männer hatten sich theils auch in ihre Schlafstätten, welche an den Wänden der Hauptkajüte hinliefen, zurückgezogen, theils saßen sie, leise plaudernd, bei Wein und Spiel. Mehrere standen trotz des ungünstigen Wetters auf dem Verdecke, wo ihnen von Ferne ein sicherer Bürge baldiger Ankunft, — der Leuchthurm von Travemünde schon entgegenstrahlte.

Eduard, welcher die beiden verflossenen Tage nicht den mindesten Antheil an der allgemeinen Heiterkeit der Reisegesellschaft genommen hatte, saß auch in dieser Nacht, in trübsinniges Hinbrüten versunken, in der Hauptkajüte; denn aller Schlummer floh seine Augen, verschleucht durch den bitteren Kummer seines Herzens. Alle die schönen Bilder der Vergangenheit traten wieder vor seinen Geist, alle die blühenden Hoffnungen, die noch vor wenigen Tagen so vielversprechend ihn anlachten, schwebten ihm vor, und daneben stellte sich seine jetzige Lage in den schwärzesten Farben dar. Er ist der ganzen Frucht langjähriger Mühen und seltener Glücksfälle beraubt;

arm, freudenleer soll er der düsteren Zukunft entgegengehen, und er sieht die Pforte zu neuen, größeren Mühsalen geöffnet in dem Augenblicke, wo er gegen den Wechsel des Glücks sich für immer gesichert zu haben glaubte. Dieses Gefühl so bitter getäuschter Hoffnungen preßte Eduards Herz krampfhaft zusammen, und eine große Thräne rollte über seine bleiche Wange.

Ihm gegenüber saß eine hohe schöne Frau, eine angesehene Gräfin aus Deutschland. Sie hatte ihre Kammerfrau zur Ruhe gehen heißen, welcher dieselbe schon zwei Nächte entbehrt hatte wegen Unwohlseins des Kindes. Die liebe Kleine lehnte, in einem kostbaren Pelzüberwurf gehüllt, in den Armen der Mutter und schien an ihrem Herzen Linderung zu finden in dem Wehegefühl der ermattenden Seerkrankheit. „Mutter! lispelte das Kind, werden wir bald an's Land kommen? Die Wellen schlagen immer und immer gegen die Wand, und machen mir so bange!“ — „Bald! tröstete die Mutter, bald ist's überstanden; noch zwei Stunden, und wir werden aus diesem engen Bretterhaus' erlöst und sehen den schönen blauen Himmel wieder. Fürchte die Wellen nicht, die heilige Jungfrau schützet dich und mich und führt uns gnädig durch alle Gefahr in die liebe Heimath!“ — „Ja, ja, entgegnete das Kind getröstet, Maria mit dem lieben Jesukinde begleitet uns! — Aber Mutter! sieh, dieser Herr dort ist wohl auch recht krank und fürchtet sich; er ist so bleich und weinet gar. Bitte, liebe Mama, sag's ihm doch auch, daß die Himmelsmutter uns und ihn beschützt, und hilft in aller Noth!“ — Die Gräfin kam durch diese laute Rede des Kindes in einige Verlegenheit, indem Eduard sein tief herabgesunkenes Haupt erhob und seine Augen die kleine Trösterin in Halbdunkel zu suchen schienen. Er hatte wie im Traume die mitleidigen Worte des unschuldigen Kindes gehört, und diese Worte hatten eine ihm bisher ganz unbewußte Saite seiner Seele angeschlagen. Er stand von seinem Sitze auf, trat zur Gräfin

und sprach: „Jawohl, liebe Kleine, jawohl bin ich krank, ach! viel kränker als du — todtkrank. O wenn diese Himmelsmutter, welcher du so kindlich vertraust, in meinem Weh mir helfen wollte, ich würde ihr ewig dankbar sein!“ — „Mein Herr! hat jetzt die Gräfin, verzeihen Sie der Einfalt des Kindes diese unbesonnene Rede, welche eine tiefe Wunde Ihres Herzens schmerzlich berührt zu haben scheint. — Vielleicht hat der gnädige Lenker unsrer Lebensschicksale diese Worte auf die Zunge des Kindes gelegt, um Ihnen anzudeuten, wo ihre wundete Seele den Balsam des Trostes suchen solle und sichere Hilfe finden könne. Der Herr verwundet gar oft, um zu heilen, und führt den Menschen zuweilen bis zum äußersten Rande des zeitlichen Jammers, um die Seele von dem Unglück des ewigen Verderbens zu erretten.“

Die Pendule hob jetzt schnarrend aus und schlug Eins. Da richtet sich der Kapitän, der in der Kajüte vor einer Seekarte saß, hastig von seinem Sitze auf — er horcht — man vernimmt ein unheimliches Treiben und Laufen auf dem Verdecke — dann ein ungewöhnliches zischendes Geräusch in den Wellen. — Aller Augen sind in ängstlicher Spannung auf den Kapitän gerichtet. Jetzt stürzt ein Passagier schreckenbleich und fast athemlos herein und meldet: man habe so eben die brennenden Windbeutel der Dampfmaschine über Bord geworfen; und: Feuer! Feuer! Feuer! schreit's gellend durch's ganze Schiff. — Alles eilt aus den Betten nach dem Verdecke. — Schon wirbelt dichter Rauch und Garben sprühender Funken aus der Heizkammer herauf. — Alles will sich retten — flüchten — doch wohin? Noch zwei Stunden braucht das rasche Dampfschiff bis zur Küste, und, vom Sturme aufgewühlt, brausen die dunkeln Wogen des empörten Meeres mit dumpfem Tosen um das brennende Schiff. — Welch ein Schrecken, welch ein Jammer! Einige liegen auf den Knien und beten, Andere ringen verzweiflungsvoll die Hände; wieder



Audere, alle Hoffnung aufgebend, können nur mit Mühe zurückgehalten werden, daß sie sich nicht ins Meer werfen oder in die Flammen selbst hineinstürzen, den schnellen Tod der langsamen Todesqual vorziehend. Kinder, Jungfrauen, Frauen, auferzogen in aller Sorgfalt und Weichlichkeit der höheren Stände, stehen halb angekleidet auf dem glühenden Schiffsboden, vom wilden, erstarrenden Meeressturm umbraust. Hilfe flehend klammern sie sich an ihre Väter, Väter, Brüder, die selbst, nur noch das Bild ihres unvermeidlichen Todes vor Augen sehend, in die gräßlichen, näher und näher rückenden Flammen starren. Und, o Entsetzen! das Schiff geht jetzt merklich langsamer und immer langsamer; denn der Maschinenmeister hat die Dampfkraft für die Bewegung der Schiffsprize verwendet; aber die Flammen, hier ausgelöscht, prasseln dort mit doppelter Gewalt aus dem dürren Holzwerk hervor?

Da erschallt durch das Wimmern, Weinen und Zammern der jetzt auch von dem dicken stinkenden Rauche fast erstickten Passagiere, Alles übertönend, die Commandostimme des Kapitäns — stark, fest, ruhig, wie früher, als er noch nicht die Herrschaft über sein Fahrzeug mit den rasenden Elementen theilte. Auf seinen Befehl wird das Pulverfaß über Bord geworfen. Ein neuer Befehl an den Maschinenmeister — und das Schiff fliegt mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft landeinwärts, während die dreißig Matrosen sich mit Handsprizen dem weiteren Fortschritte des Feuers entgegenstellen. — Ein Hoffnungsstrahl leuchtet den Unglücklichen: das Schiff nähert sich dem Lande. Rasch lassen zwei Passagiere das hinten am Spiegel des Schiffes hängende Boot in's Meer hinab, aber ehe es noch die Wasseroberfläche erreicht hat, springen drei Andere hinein, das Rettungsboot berstet von der Wucht ihres Sprungs, und sie finden in den Wellen ihren Tod. — Neue Angst und Verzweiflung; aber sie gibt sich nur noch in einem dumpfen Wimmern und Stöhnen kund.

Auf einem möglichst kleinen Raum zusammengedrängt, stehen Alle, mit dem erstickenden Dampfe kämpfend, von der Gluth betäubt auf dem Hintertheil des Schiffes, und haben nicht mehr die Besinnung, die elf Equipagen über Bord zu schieben, um sich Raum zu verschaffen. Einige ringen mit den Matrosen, die ihnen wehren, sich auch noch der zwei letzten Rettungsboote zu bemächtigen. — Jetzt ertönt wieder die Kraftstimme des Kapitäns: „Die Wagen über Bord! Matrosen! zieht euere Messer und stoßet nieder Jeden, der ungerufen Hand an die Boote legt!“ — Alles weicht zurück. Zwei Wagen rollen in's Meer. Da stößt das Schiff mit heftigem Ruck auf den Sandboden der Küste und steht fest, höher jetzt umbraust von der Brandung, welche den dreihundert Schritte weiten Raum bis zum Lande mit wildem Strudel ausfüllt.

Das Feuer war jetzt, trotz der Arbeit der Matrosen mit den Spritzen, so nahe gerückt, daß der Boden unter den Füßen glühte. Durch Rauch und Flammen des mittleren Theiles hindurch war Alles von dem am meisten bedrohten Hintertheile nach dem Vordertheile des Schiffes gestürzt. Hier standen nun die anderthalb hundert Menschen, fest aneinandergedrückt, meist halb nackt, in der furchtbaren Hitze, während jede herwirbelnde Dampfwolke Alle mit Ersticken bedrohte. Rasch und vorsichtig hatten die Matrosen die beiden noch vorhandenen Rettungsboote hinabgelassen und wegen der starken Brandung jedes mit vier Ruderern bemannt. Nur zwölf Personen konnten auf einmal an's Land gesetzt werden. Als daher der Kapitän und der Bootsmann angingen, jeder sechs der Zunächststehenden in die Boote hinabzulassen, entspann sich ein entsetzliches Ringen auf Leben und Tod in diesem dichten Menschenknäuel. — Alle edlen Gefühle schienen entweichen und nur der wilde Instinkt der Selbsterhaltung schien die Unglücklichen zu beleben und zu treiben. Alle, auch die heiligsten Bande, welche die Herzen verknüpfen, sind zerrissen; Vater und Mutter steigen

über ihr eigenes Kind, Brüder stoßen ihre Schwestern, Väter ihre Frauen, der Bräutigam die Braut zurück nach dem Flammentode, nur um sich selbst zu retten. So geschah es, daß alle Männer schon am Lande oder in den Booten waren, als die ersten der Frauen und Kinder, Rettung flehend, die Kniee den Kapitäns und des Steuermanns umklammern konnten.

Schon ist die Flamme fürchterlich nahe. Ein Jammergeschrei übertönt die feste und ruhig tröstende Stimme des Kapitäns, ein Zetergeschrei, von dem man hätte glauben sollen, es müsse alle jene sicheren Schläfer dort in den Uferdörfern aus dem tiefsten Schlafe wecken; es müsse bis an des Himmels Wölbung dringen. Im Wahnsinn der Verzweiflung wollen sich die Mütter, ihre Kinder auf den Armen, in's Meer, in's Feuer stürzen. Nur Eine ragt wie ein höheres Wesen unter der muthlosen Schaar dieser armen Menschenkinder hervor, es ist die Gräfin, die von felsenfester Zuversicht auf die rettende Fürbitte der Mutter der Erbarmung getragen, aufrecht steht unter den Verzagten. Schon hatte sie, mit dem einen Arm ihr geliebtes Kind an sich drückend, mit dem andern die Hand des Steuermanns erfaßt, um in das Boot hinaufzusteigen, als ihr Blick noch einmal auf die händeringenden Frauen und Kinder fällt, die noch zurückbleiben müssen, — und ein heldenmüthiger Entschluß entsteigt ihrem gläubigen Herzen; sie läßt die Netterhand wieder los und tritt, einer Anderen ihren Platz einräumend, in die Mitte ihrer Unglücksge nossinnen zurück. Ihr Beispiel, ihre Trostworte wirken wunderbar auf diese; sie halten, von Gottvertrauen neu belebt; ihre Hände hoch empor, und das herzerreißende Angstgeschrei löst sich in ein stilles aber inbrünstiges Gebet auf. Und der Herr über Leben und Tod neigt gnädig sein Ohr dem Hilferuf seiner Kinder, und seine allmächtige Hand hält den todbringenden Lauf der gefräßigen Flammen auf. Die Rettungsboote fliegen hin und zurück, daß den rudernden Matrosen das Blut

von den Händen trieft. Jetzt waren die letzten acht Frauen hinabgelassen, unter ihnen die heldenmüthige Gräfin. Auch der Kapitän und der Steuermann springen in's Boot, und, wie ergrimmt über die ihnen entriessene Beute, züngeln jetzt die gierigen Flammen vorne dicht am Bugspriet empor. — Und am Ufer — welch ein Rennen und Suchen der Geringteten. Sie fühlen nicht die scharfe Kälte, welche nun auf die Gluthitze gefolgt ist, da der rauhe Nachtwind die Kleider um ihre Glieder schlägt, welche durchnäßt sind, da sie die letzten zwanzig Schritte bis an's Knie durchs Wasser hatten waten müssen. Dort sucht ein Vater noch ein Kind, während die schon gefundenen mit lautem Dankgebet die Mutter umfassen; da ruft eine Jungfrau ihren Bruder, dort eine Gattin nach ihrem Gatten. Außer jenen drei Russen, welche durch vor-eilige Selbsthilfe ihren Tod gefunden, waren nur noch zwei Matrosen verunglückt. Der eine erstickte beim Löschen, der andere wurde von drei hinabrollenden Wagen mit in's Meer hinabgerissen.

Viele von den Reisenden beschäftigt jetzt, da das Leben gerettet ist, nur noch der Gedanke an die verlorene Habe. Grimmig blickten sie hinüber nach dem brennenden Schiffe. Wie mancher Russe hatte Jahre lang gespart und sich abgemüht, die Geldmittel und die Erlaubniß für die Reise nach dem Süden zu erlangen; jetzt darf er sinnen, wie er Mittel gewinne, um schnell wieder nach Hause zu kommen. Wie mancher Deutsche hatte sich in Rußland während eines Jahrzehendes bei aufstrengenden Arbeiten und unter den ungünstigsten Verhältnissen jede Freude und Erholung versagt, um sich ein sorgenloses Alter im theuren Vaterlande zu sichern. Jetzt steht er wieder auf deutschem Boden, und wenn dort die rauchenden Schiffstrümmer vollends ausgebrannt sind, kann er Weniger sein nennen, als damals, da er, ein hoffnungsvoller Jüngling, an eben diesem Ufer stand und nach dem kalten

Nordlande hinfah, wo er sein Glück erringen wollte. Wie mancher Vornehme beklagte den Verlust unerseßlicher Dokumente, wie Mancher hatte alle äußeren Erinnerungszeichen der Freuden seines bisherigen Lebens verloren. Nur die Matrosen hatten ihre armselige Habe aus ihren vorne beim Bugspriet befindlichen Kammern gerettet, und im tollen Meide wollte ihnen jetzt mancher Reiche die für ihn werthlosen Dinge entreißen. — Ein Einziger aus den Unglücklichen schien seinen Verlust gleichgültig zu tragen und dieser Eine war Eduard. Ach! er fand sogar Trost in dem Unglücke seiner vielen Leidensgefährten, die ohne Hoffnung Alles verloren hatten, während ihm doch noch einige Hoffnung auf die Wiedererlangung seines geraubten Vermögens blieb.

Noch war das Ende der Noth und Gefahr für die Reisenden nicht gekommen. Das nächste mecklenburgische Städtchen Klütz lag in ansehnlicher Entfernung; der Ort, wo die Geretteten gelandet waren, war eine breite aus scharfem Kies und Flugsand gemischte Düne, in deren feuchten Boden die nackten Füße der Ermatteten tief einsanken. Noch beschwerlicher ja selbst gefährlich war dann das Erklettern des hier siebenzig Fuß hoch, fast senkrecht abfallenden Ufers. Der Fuß glitt an dem schlüpfrigen Boden zurück, und der Dornstrauch, an den sich die blutende Hand klammerte, drohte zu entwurzeln und Alles, was sich an ihm hielt, hinabstürzen zu lassen. Der edle Kapitän und die wackeren Matrosen bewährten auch hier ihre durch keine Gefahr zu verwirrende Umsicht und Besonnenheit. Ersterer vertheilte seine Leute überall hin, wo Unterstützung nöthig war, und diese machten fast übermenschliche Kraftanstrengungen, indem sie mit drei, vier Kinder beladen und noch eine Frau an der Hand ziehend, bergan kletterten. Endlich oben angelangt, zerstreute sich alsbald Alles in wilder Eile über die Ebene, wo der anbrechende Tag Menschenwohnungen zeigte. Glückliche die, welche

das Gut des gastfreundlichen Grafen Bothmer erreichten! Im nahen Dorfe Elmenhorst schlug der rohe mecklenburgische Bauer den Unglücklichen die Thüre vor der Nase zu mit den Worten: Ihr habt ja kein Geld! — Sechs Dukaten wurden für einen Heuwagen bezahlt, der die Erschöpften bis zu dem wenige Stunden entfernten Travemünde führte, wo sie endlich ein Ende ihrer furchtbaren Leiden fanden. Mehrere erkrankten in Folge der ausgestandenen Angst, Hitze und Kälte, und einzelne schwächlichere Personen starben bald nachher. Auch Eduard wurde von einem hitzigen Fieber ergriffen, von dem er sich erst nach Monaten so weit erholte, daß er an die Weiterreise nach der Heimath denken konnte.

---

## **Wiederfinden.**

Am letzten Abende des Jahres 1838 drängten sich die Gläubigen in noch größerer Menge als sonst während des Jahres zur Bruderschaftsandacht in der Kirche unsrer lieben Frau vom Siege; denn sie hielten sich für verpflichtet, hier, am Fuße des Altars, auf welchem der Gott der Liebe und Erbarmung thronte, die zahllosen und greulichen Missethaten zu beklagen und abzubitten, womit die Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit der Hauptstadt heute beim Wechsel des Jahres die göttliche Majestät beleidigte und die ewige Gerechtigkeit zur Rache herausforderte. Nachdem die Vesper der allerseeligsten Jungfrau beendet war, bestieg der hochwürdige Pfarrer die Kanzel. Er nahm vom nahen Ende des Jahres Veranlassung, von dem immer drohenden Ende der Gnadenzeit für verstockte Sünder zu sprechen. „Die heilige Schrift, sagte er unter Anderem, die heiligen Väter und die erleuchteten Geistesmänner versichern uns, daß die göttliche Langmuth zwar unendlich groß, aber nicht unendlich lang sei, und daß der Herr die Zahl der Sünden, die er an jedem Menschen zu ertragen beschlossen, festgesetzt hat. Sie sagen: die Sünde, mit welcher diese festgesetzte Zahl voll wird, ist die Sünde zum Tode oder zur unabwendbaren Verwerfung. Ist diese Sünde begangen, so ist es um das ewige Heil des Sünders geschehen, weil Gott ihn entweder schnell hinüberholt zum Gerichte und zur Vergeltung, oder von nun an ihn seiner Schwäche und Bosheit überläßt. Ich sage also, das Maas unsrer Sünden ist gemessen, und die letzte entscheidet unser ewiges Loos, unsre

Verdammniß. — Wenn das Geschwür ganz zeitig geworden ist, bricht es auf; wenn der Zeiger an der Uhr umgelaufen ist, hebt der Hammer aus, und die Stunde schlägt; das Thier stürzt in den Abgrund, sobald es den letzten festen Tritt am Rande gethan hat. Ebenso stürzt der Mensch in die ewige Verdammniß, wenn er den Fuß auf seinem Sündenwege über jene Grenzlinie gesetzt hat, welche die Geduld Gottes von seiner Rache scheidet. Und sowie der letzte Tritt, nach welchem das Thier in den Abgrund stürzt, nicht größer zu sein braucht, als die früheren, und so wie die letzte Minute, nach deren Ablauf die Stunde schlägt, nicht länger währet als die vorhergehenden, so ist es auch keineswegs nothwendig, daß die letzte Sünde, nach deren Vollbringung wir in die ewige Verdammniß stürzen, größer sei oder länger dauere, als die früheren. Es genügt, wenn sie die von Gott festgesetzte Zahl voll macht. — Was denkst du, o Mensch? Wie ist dir zu Muth, da du dieses hörst? Hast du nicht Ursache, an allen Gliedern zu zittern? — Ach, wer weiß, ob nicht die nächste Sünde, welche du begehst, dein Maas vollmacht! — Und dann? — Bei den vielen Tausenden von gefallenen Engeln, bei unzähligen Menschen, wollte Gott nicht mehr als Eine Sünde dulden, und als diese begangen war, stürzte er sie in die Hölle. Und wie groß ist schon die Zahl deiner Sünden! Und weißt du, wie viel Er von dir zu ertragen beschlossen hat? — O, ich beschwöre dich, wage es nicht, eine neue Missethat vor Gott zu begehen, denn die nächste, deren du dich schuldig machst, könnte dir allzu theuer zu stehen kommen und deiner Seele die Seligkeit kosten. Hüte dich! ruf' ich dir mit dem hl. Gregorius zu, Gottes Geduld länger zu mißbrauchen! Gott ruft anfangs freundlich, dann droht er schrecklich, zuletzt verdammt er unwiderruflich!“

Dann ging der Prediger über auf das Ende aller Zeit, und mahnte an den Tag des großen Weltgerichtes,



wo der Allwissende und Allgerechte Rechenschaft fordern wird über jeden Augenblick der Gnade, welchen der Sünder in seinem Leben verschwendet hat; und wo dann der Abgrund des ewigen Feuers sich öffnen wird, die Verstoßenen zu verschlingen. „Versetzet euch, sprach er dann, in die Gemüthsstimmung eines über Meer fahrenden Reisenden, wenn auf hoher See plötzlich das Feuer sein schwankendes leicht zerstörbares Schiff, an welches für diesen Augenblick sein Dasein geknüpft ist, ergreift; wenn der wilde rasche Flammentodes-Engel ihn der langsam erstickenden Umarmung der dunkeln dunnpfbrüllenden Wogen entgegendrängt; für ihn, den der meilenweite bodenlose Abgrund vom Festlande und von aller menschlichen Hilfe scheidet, für ihn ist jetzt dieses Schiff seine Erde, sein Diesseits, über welches er nicht anders hinauspringen kann als durch den Tod in den Wellen. Sterbliche, seht darin ein Abbild jenes furchtbaren Weltbrandes, am Tage des letzten Urtheiles, aus dessen Schrecknissen den Sünder Nichts hinausführt, als der noch schrecklichere ewige Tod!“ — —

Am Schlusse der Andacht folgte die gewöhnliche Fürbitte für die Sünder. Insbesondere trug der Pfarrer die Bitte eines Befehrten vor, welcher das Gebet der Bruderschaft wiederholt anrief zur Befehrung seines in fremden Ländern umherirrenden Bruders.

Dieser Befehrte war Niemand anders als der uns bekannte Hauptmann. Durch amtliche Geschäfte nach der Hauptstadt gerufen, war dort sein erster Gang zu seinem Freund und Vater, dem Pfarrer Desgenettes, dem er bei dieser Gelegenheit auch sein Anliegen wegen des Seelenheils seines Bruders Eduard auf's Neue empfahl. Er schwebte feinetwegen in um so größerer Besorgniß, da er schon seit langer Zeit keine Nachricht mehr von ihm erhalten hatte. Ihre Unterredung wurde durch das Glockengeläute unterbrochen, welches den Pfarrer zur Kirche rief. Mit dem Versprechen, am andern

Morgen seinen Besuch zu wiederholen, war auch der Hauptmann in das ihm so theuere Gotteshaus geeilt, um der lieben Mutter Maria aufs Neue Dank zu sagen für die durch ihre Fürbitte bei Gott erlangte Gnade, und mit kindlichem Vertrauen auch das Heil seines Bruders ihrem zärtlichen Mutterherzen zu empfehlen. So fest auch seine Zuversicht war, so ahnete er doch nicht, wie so bald sein Gebet Erhörung finden sollte.

Der erste Tag des neuen Jahres war angebrochen, und kaum hatte sich der Pfarrer nach kurzem Schläfe vom Bette erhoben, als man einen Fremden anmeldete, der schon mehrere Stunden vor der Hausthüre harre. Ein wohlgekleideter Mann trat ein, und rief, ohne die Anrede des Pfarrers zu erwarten, in heftiger Gemüthsaufregung: „Ehrwürdiger Diener Gottes! Ich mag das Maas meiner Sünden nicht voll machen! Nein, ich will auf dem bösen Wege nicht den nächsten Schritt thun, der meine Seele in den Abgrund des ewigen Verderbens stürzen könnte! Dank Ihrer gestrigen Warnung, die mich aufgeschreckt hat aus dem unseligen Schläfe! Dank der Fürbitte Mariä, die mich zurückgerissen hat vom äußersten Rande des finsternen Abgrunds! Gestern noch habe ich dem Stellvertreter Gottes meine ganze Schuld, mein abscheuliches Verbrechen aufrichtig bekannt, und er hat mich, nachdem ich ihm die eilige Rückerstattung gelobt, im Namen des Allbarmherzigen von meiner Sündenlast befreit. Hier, Herr Pfarrer! — bei diesen Worten zog er einen Paket aus den Falten seines Mantels hervor — hier lege ich, wie ich versprochen, den Judaslohn meines schändlichen Verraths von mir. Er brennt wie glühendes Eisen in meinen Händen. Ich bitte, es in die Hände seines Eigenthümers gelangen zu lassen. Die Summe ist ganz, es fehlt daran kein Sous. Doch ist das nicht mein Verdienst; denn eine unsichtbare Macht hielt mich zurück, meinen Raub anzutasten. Wohl hundertmal stand ich vor der

Thüre eines Wechslers, und hundertmal trieb es mich zurück. Zu meiner Qual trug ich das unheilvolle Paket mit mir herum, und schon war ich im Begriffe, es in den Fluthen der Seine zu versenken, aber auch davon hielt mich's mit unwiderstehlicher Macht zurück. So lebte ich, trotz des großen Reichthums in meinen Händen, elender, sorgenvoller als ein Bettler. Ich nährte mich bisher kümmerlich von meinen früheren rechtmäßigen Ersparnissen. Gestern war der letzte Rest aufgezehrt. Ich war in einer furchtbaren Lage. Jetzt nahm ich alle Kraft zusammen und schwur mir selbst mit einem gräßlichen Eide, daß mich nun keine Macht, ja Gott selbst nicht abhalten solle, meiner Noth ein Ende zu machen, und so eilte ich in der Dunkelheit der Nacht nach der Börse hin, um einen Theil der Papiere in Geld umzusetzen. Da ereilte mich aber die Barmherzigkeit, die unbegreiflich große Barmherzigkeit des Herrn und hielt mich mitten im Laufe auf. Als ich über den Platz des petits pères ging, da war die Kirche hell erleuchtet, und ein vielstimmiger Gesang, der wie warme Frühlingsluft durch die kalte Nacht hinwehte, ließ sich vernehmen. Ich ging — nein, es zog mich, es riß mich hin zur Kirche. Ich stand hart an der Pforte; deutlich vernahm ich jetzt die Worte des Gesangs:

„Maria, sei gegrüßet,  
 Du klarer Morgenstern!  
 Der Glanz, der Dich umfließet,  
 Verkündet uns den Herrn.  
 Von jeder Makel rein,  
 Sollst Du zum Menschenheile  
 Des Höchsten Mutter sein.  
 Ach, uns zu helfen eile!“

Wie ich in die Kirche hinein gekommen bin, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß es mir während Ihrer Predigt wie Schuppen von den Augen und wie eine Zentnerlast vom Herzen fiel. — Ich bitte Sie nun, diese Papiere der auf der

Adresse bezeichneten Familie zuzustellen. „Arm bin ich zwar jetzt, bettelarm; aber wohl ist mir's, so wohl, daß ich laut aufjauchzen und alle Menschen an mein Herz drücken möchte. Der meine Seele vom ewigen Verderben erretten wollte, der kann auch den Leib vor dem Untergange bewahren.“ — Jetzt wurde ein neuer Besuch angemeldet, und der Pfarrer, der Niemanden gerne warten ließ, weil er aus Erfahrung wußte, daß das Heil einer Seele oft an Einem Augenblicke geknüpft ist, der, einmal verloren, nicht wiederkehrt; brachte das Paket eilig unter Verschuß und bat den Ueberbringer, auf einige Minuten in das Nebengemach zu treten, um später weiter über seine Angelegenheit mit ihm sprechen zu können.

Der Neueintretende war der Hauptmann. Der Pfarrer, welcher zu seiner freudigen Ueberraschung auf der Adresse des eben empfangenen Depositums den Familienamen des Hauptmanns erblickt hatte und sogleich einen Zusammenhang mit dem noch unbekannten Schicksale dessen Bruders ahnte, eilte dem Eintretenden mit dem Rufe entgegen: „Glück, großes Glück zum neuen Jahre!“ Eben wollte der Hauptmann sich nähere Erklärung dieses eigenthümlich betonten Glückwunsches erbitten, da wurde schon wieder ein Fremder gemeldet, und der Pfarrer ersuchte den Hauptmann, sich eine kleine Weile in der anstoßenden Bibliothek umzusehen. —

Jetzt stellte sich dem Pfarrer ein Fremder vor in ziemlich dürtiger Kleidung, auf dem abgemagerten Angesichte die deutlichen Spuren kaum überstandener Krankheit, und sichtlich von schwerer Wucht des Unglücks niedergebeugt. Mit aller Herzlichkeit fragte der Pfarrer nach seinem Begehren. „Herr Pfarrer, sprach der Fremde, indem er tief Athem holte, Sie sehen vor sich einen Unglücklichen, welcher durch den Undank und die Treulosigkeit der Menschen plötzlich aus seinem Himmel herausgerissen und dem Elende in die Arme geschleudert worden ist. Ich habe Alles verloren bis auf mein

Leben, und dieses war mir zur Last! Aber gestern, Herr Pfarrer, gestern habe ich in ihrer Kirche mehr wiedergefunden, als ich jemals befaßt; ich habe mich selbst, ich habe den nie gekannten Frieden meiner Seele gefunden, weil ich meinen Gott fand! Erst gestern Abend hier angekommen, gibt mir Gott den Gedanken ein, das Haus eines Bekannten aufzusuchen, an den ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Der Weg führt mich über den Platz des petits pères, und die Hand des Herrn zieht mich in die erleuchtete Kirche und sein Geist gibt um meinethwillen Ihnen das Bild vom Schiffsbrande in den Sinn! — O ich hab's erfahren, was es heißt, auf weiter Meeressluth, in schwarzer Nacht auf einem brennenden Schiffe stehen, preisgegeben dem vernichtenden Spiele dreier entfesselter Elemente. Ich hab ihn gefühlt den glühenden Boden unter meinen Füßen, und die erstickenden Dampfeswirbel um meinem Haupte; ich habe hineingeschaut in den flammenspeienden Schiffsgrund; ich habe sie gesehen, in schrecklicher Nähe, die Angst der vom dreifachen Tode bedrohten Menschenkinder; ich habe ihn in meinen Ohren hineingellen hören den herzdurchschneidenden Schrei der Verzweiflung. Ich habe das Alles mitempfunden, und als ich gestern Ihre Worte vernahm, da trat das ganze gräßliche Schauspiel mit furchtbarer Lebendigkeit mir wieder vor Augen, da schnitten alle diese peinlichen Gefühle mir auf's Neue durch die Seele. — Welch eine Strafe, ewig leben zu müssen in einem Zustande, wie ich ihn damals kaum eine Stunde zu ertragen vermochte! — Eine Angst, — eine nicht zu beschreibende Angst durchschauerte mich bis in das innerste Mark meiner Gebeine. Meine Kniee bebten, der Angstschweiß troff von meiner Stirne; und als Sie vollends das öffentliche Gebet anriefen zur Bekehrung des in fremden Ländern umherirrenden Bruders eines schon Bekehrten, da konnt' ich nicht mehr zweifeln, das Alles gelte mir, und nur mir! Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig,

ich wurde von einem Sturm der tiefsten Gefühle dahingerissen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf den Knien vor dem reich beleuchteten Altare, und die hehre Frau mit dem lieblichen Kinde schaute mit so bedeutungsvollem Blicke auf mich hernieder, als wolle sie sagen: Eduard, Eduard, hier suche deinen Trost, hier!" -- Kaum waren diese Worte über die Lippen des Fremden gegangen, so wurden die Thüren der beiden Seitengemächer aufgerissen, und mit den Rufen: „Mein Bruder!“ und „Mein Herr!“ stürzte der Hauptmann in die Arme Eduards und Jak zu dessen Füßen. „Gelobt sei Gott!“ rief freudetrunken der Hauptmann. „Verzeihung! Verzeihung!“ schluchzte mit erhobenen Händen der arme Jak. — Betroffen sah Eduard den Räuber seines Vermögens, den Urheber seines tiefen Unglücks vor sich liegen. Ein gewaltiger Kampf erhob sich in seinem Innern. „Verzeiht!“ rief Jak wieder mit noch flehenderer Stimme; „verzeiht, wie auch Gott mir verzeihen hat!“ — Da zeigte mit bedeutungsvollem Schweigen der Pfarrer hin auf das Bild des Gekreuzigten an der Wand, und die Bünde Eduards hellten sich auf; er bot dem reinigen Sünder die Hand und sprach mit fester Stimme: „Ich vergebe dir, wie dir Gott vergeben hat, und wie ich hoffe, daß auch mir vergeben werde!“ — „Amen! Amen!“ sprachen zugleich der Hauptmann und der Pfarrer. Freudezähren rollten aus den Augen des Priesters, er bog die Kniee und rief mit innig gefalteten Händen: „O seliges Wiederfinden in Gott! O Triumph der unbegreiflichen Barmherzigkeit des Herrn! Maria, du Zuflucht der Sünder, du Trösterin der Betrübten, du Mutter der göttlichen Gnade! sei gepriesen! Du hast wieder gestegt!

### III.

## Die Einsiedler am Sinai.

Erzählung aus dem vierten Jahrhunderte.

### Das Katharinakloster.

O, wenn in trüben Tagen  
Die Seele will verzagen,  
Blick trauensvoll hinauf!  
Bald geht im Nachtesdunkel  
Mit freundlichem Gefunkel  
Ein Hoffnungsstern dir auf.

Im Süden der von den beiden Armen des rothen Meeres oder arabischen Meerbusens eingeschlossenen Halbinsel, auch das steinige Arabien genannt, erhebt sich das großartige Hochland des Sinai- und des Serbal-Gebirges. Die Sinaigruppe besteht aus drei Gebirgsstöcken, welche durch Schluchten, Thäler und Ebenen von einander geschieden sind. Der erste, nordöstliche Gebirgsstock wird der Klosterberg oder auch Epistenberg genannt, von dem Kloster, welches die fromme Christin Episteme einst dort gegründet haben soll. Den mittleren Gebirgsstock bildet der Sinai, oder Horeb, welchen die Araber den Mosesberg nennen. Auf seiner Gipfelfläche erinnert eine fast zerfallene Kapelle an den Ort, wo Moses das Gesetz

empfang. Der dritte südwestliche Stoß heißt der Katharinenberg. Sein Gipfel besteht aus zwei Felserrhöhungen, auf deren östlichen eine kleine Kapelle die Stelle bezeichnet, wo nach der Ueberlieferung im Anfange des vierten Jahrhunderts der Leib der hl. Märtyrin Katharina bestattet worden war. Am Fuße des Sinai, mitten in einem engen, mit Felsstücken übersäeten Thale, an der Stelle, wo einst der Herr im brennenden Dornbusche dem Moses erschien und die Sendung nach Aegypten ertheilte, liegt das Kloster der Verkürung Jesu, später wegen der hierher übertragenen Ueberreste der hl. Katharina auch Katharinenkloster genannt. Der Ursprung des Klosters geht bis in die ersten christlichen Jahrhunderte zurück. Kaiser Justinian ließ es im ersten Jahre seiner Regierung wieder neu aufbauen und zum Schutze gegen die Araber befestigen. Vor etwa 170 Jahren haben es die schismatisch-griechischen Mönche an sich gerissen, in deren Besitz es sich noch jetzt befindet. Ein die ganze Breite der Thalschlucht ausfüllender und mit einer hohen Mauer umgebener Garten bildet von Norden her den Vordergrund, über welchem sich südlich der weitläufige Klosterbau erhebt. Es bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Mauerwerk aus mächtigen Granitblöcken besteht. Das Einlaßthor ist vermauert und wird nur bei den jedoch sehr seltenen Besuchen des Patriarchen von Constantinopel, unter dessen Gerichtsbarkeit das Kloster steht, geöffnet. Außerdem ist die Einfahrt durch die Lust, d. h. man wird mittelst eines Flaschenzugs, in dessen Endschlingen man sich stellt, zu einer gegen vierzig Fuß über dem Boden erhabenen Maueröffnung hinaufgezogen. Solche Vorsichtsmaßregeln sind zur Sicherheit des Klosters unerläßlich; denn obwohl die Klosterleute ihre Wohlthaten mit vollen Händen spenden und keinen Araber, der sie anruft, ohne mehrere Brode von dannen ziehen lassen, so sind sie doch keinen Augenblick vor den Anfällen und Plünderungen dieses raubgierigen



Vollst. sicher. Viele bittere Erfahrungen haben die Mönche Vorsicht gelehrt, wiewohl auch alle Vorsicht sie nicht immer schützt. — Vierhundert Schritte vom Kloster windet sich über Granitmassen und durch Felsenriffe hindurch ein steiler Pfad zur Höhe des Sinai empor, dessen Gipfel 2020 Fuß über das Kloster und 7452 Fuß über die Fläche des rothen Meeres sich erhebt.

Das Innere des Klosterbaues theilt sich in acht bis zehn auf- und absteigende Hofräume, die mit einander in Verbindung stehen und mit Zypressen und Weinreben bepflanzt sind. Die große von Justinian in Basilikenform erbaute Kirche ist durch zwei Reihen corinthischer Säulen in drei Schiffe getheilt und mit einem blaubemalten Gewölbe geschlossen. Boden und Wände sind aus italienischem Marmor. Silberne und vergoldete Lampen erleuchten die Räume. In einer Seitenkapelle ruhen die Reliquien der hl. Katharina; hinter dem Hochaltare wird der Ort gezeigt, wo der brennende Dornbusch gestanden haben soll. Ein Brunnen in der Nähe wird als derjenige bezeichnet, wo Moses die Heerde des Jedro trankte, und die Thalschlucht wird daher das Thal des Jedro genannt. So ist das Kloster jetzt beschaffen.

In den Zeiten der blutigen Christenverfolgungen aber war diese Gegend für viele der Gläubigen aus Aegypten ein Zufluchtsort, und im dritten und vierten Jahrhunderte war dieser Berg von frommen Einsiedlern bevölkert, welche einzeln, oft stundenweit von einander entfernt, in Höhlen und Felsenzellen dem beschaulichen Leben in strenger Abtödtung sich weiheten. Sie machten mit den Ordensmännern, welche am Fuße des Berges unter einem Abte zusammen wohnten, eine Genossenschaft aus. An den Tagen des Herrn verließen die Einsiedler ihre einsamen Höhlen und stiegen, die Einen in stillem Gebete, die Andern unter lautem Psalmensang von der Bergeshöhe zum Thale nieder, wohnten in der Klosterkirche

dem heiligsten Opfer bei, empfingen gemeinschaftlich das heiligste Sakrament und ermunterten sich gegenseitig zu einem gottseligen, der Welt erstorbenen Leben.

Vieles hatten diese stillen Kinder der Einsamkeit durch die Raubsucht und Grausamkeit der Barbaren zu leiden, welche im Anfange der großen Völkerwanderung auch diese Gegenden überschwemmten, und Hunderte der frommen Väter fielen unter den Streitärten solcher Räuberhorden.

## Der Uebersall.

In jenen unheilvollen Zeiten lebte unter den Einsiedlern des Berges Sinai der heilige Nilus, ein Schüler des hl. Chrysostomus. Er war von vornehmen Eltern in Galatien geboren und später vom Kaiser Arkadius zur Würde eines Präsekten von Constantinopel erhoben worden. Allein die am Hofe dieses üppigen Kaisers herrschenden Laster erfüllten das reine Herz des frommen Mannes mit Abscheu und Entsetzen, und die ängstigende Besorgniß, auch er könnte mit der Zeit in das allgemeine Verderbniß hineingezogen werden, erweckte in ihm das glühende Verlangen, um allen diesen Gefahren sicher zu entgehen, die Welt ganz zu verlassen und in stiller Einsamkeit Gott und dem Heile seiner Seele allein zu leben. Seine eben so fromme Ehefrau, welche ihm bereits einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, gab hiezu um das Jahr 390 ihre Einwilligung, und so zog er sich mit seinem Sohne Theodul in die Wüste Sinai zurück. Die Tochter blieb bei der Mutter, und beide begaben sich später in ein großes Frauenkloster in Aegypten. Nilus stand nicht nur bei den Bewohnern der Einöde, sondern selbst bei der Welt in hohem Ansehen, so daß Viele, kaiserliche Feldherrn; ja der Kaiser selbst öfter in Briefen an den heiligen Mann sich wendeten, um in wichtiger Angelegenheit seinen Rath zu erhalten und seinem Gebete sich zu empfehlen. Auch seine bis auf uns gekommenen Schriften zeugen von seiner erhabenen Tugend und von seinen seltenen Rednergaben.

Eines Abends war Nilus mit seinem Sohne wieder in's Kloster der Verklärung herabgestiegen und theilte mit den Brüdern das spärliche Abendbrod. Der Seelenfriede und die heilige Freude dieser gottergebenen Herzen strömte in vertrauliche Gespräche über. Sie priesen das Glück, welches sie so lange und oft mit großen Opfern vergeblich bei der Welt gesucht, und hier in diesem Winkel der Erde so überreich gefunden hatten, und dankten Gott, dessen geheimnißvolle Führung sie zu diesem Hafen des Friedens geleitet. Nur der Priester des Klosters war gar ernst und schweigsam; sein Geist schien in wichtigen Geheimnissen vertieft. Er blickte jetzt die Brüder, welche so in Gott vergnügt und in heiliger Liebe vereinigt beisammen saßen, mit zärtlicher Wehmuth an und sprach mit geheimnißvollem Nachdrucke: „O meine lieben Brüder! wer von uns weiß, ob wir je wieder, wie jetzt, uns versammelt finden?“ Da bezeugten alle ohne Bangen, daß sie bereit seien, Alles freudig hinzunehmen, was immer die unergründliche Weisheit des Herrn über sie zu verhängen beschloßen haben möge. „So laßt uns denn bereit stehen, sprach der Priester, auf daß, wenn der Herr kommt und an der Thüre klopft, er seine Knechte wachend finde!“

Und als die Brüder, nachdem sie die Nacht betend durchwacht, am frühen Morgen um den Altar versammelt waren, und der Priester bei dem Opfer der Messe Allen den heiligsten Leib gereicht hatte, und die feierlichen Töne der Psalmen durch die Tempelhallen wogten, da plötzlich ließ sich draußen ein verworrenes Getöse hören, und bald brachte das immer lauter werdende Waffengeklirr und wilde Geschrei den Chorgesang zum Verstummen. Ein Sarazenen Schwarm war in das einsame Kloster gedrungen, und stürmte jetzt in die Kirche. Der Priester im Altarschmucke trat den Eindringenden mit heiliger Ruhe entgegen, und er war der erste, welcher unter ihren mörderischen Streichen fiel. Er vertheidigte sich nicht, er wich

dem über seinem Haupte geschwungenen Schwerte nicht aus; er bezeichnete sich nur mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und mit dem Ausrufe: „Gott sei gelobt!“ fiel er schwer getroffen nieder. Ein Greis und ein Jüngling wurde an seiner Seite niedergeschmettert, und nun stürzten sich die Räuber auf die übrigen Brüder, welche, in stummer Ergebung den Todesstoß erwartend, umherknieten. Den älteren Brüdern raubte man die Kleider und gab ihnen dann ein drohendes Zeichen zur Flucht. Die jüngeren aber wurden gebunden, um fortgeschleppt und als Sklaven verkauft zu werden. — Nilus, obgleich frei, konnte sich zur Flucht nicht entschließen, da er seinen Sohn in den Händen der räuberischen Heiden erblickte; doch Theodul, den inneren Kampf und das Zaudern seines Vaters gewahrend, warf ihm flehende Blicke zu, um ihn zur schleunigen Flucht zu bewegen, und Nilus eilte endlich den übrigen nach auf den Berg. Nachdem die Räuber das Kloster gänzlich ausgeplündet hatten, zogen sie mit ihrer Beute und den Gefangenen ab.

Am Abende, da wieder Todesstille in's Thal zurückgekehrt war, wagten die Geretteten zum Kloster niederzusteigen, um die Leichen ihrer gemordeten Brüder der Erde zu übergeben. Wer beschreibt ihre Freude, als sie den ehrwürdigen Priester noch am Leben fanden! Doch nur wenige Augenblicke sollte seine geläuterte Seele in dem zertrümmerten Hause des Fleisches noch weilen. Weinend knieten die Brüder um den Sterbenden. Sein Auge strahlte, ein heiliges, seliges Lächeln verklärte sein bleiches mit Blut besprengtes Antlitz, zärtlich blickte er im Kreise umher und ermahnte mit matter leiser Stimme die Brüder, sich ruhig und getrost dem anbetungswürdigen Willen des Herrn zu unterwerfen; dann gab er jedem zum Abschiede den Bruderkuß und entschlief. Feierlicher Sterbegefang begleitete seine Seele hinauf zum

Throne des ewigen Vergelters, wo die Krone der Gerechtigkeit für den treuen Diener bereit lag.

Unter Beten und Singen und reichlichen Thränen wehmüthiger Freude senkten die Brüder am andern Tage die Leichen der drei Gemordeten in die Klostergruft. Während sie beschäftigt waren die Gruft zu schließen, kam eilenden Schrittes, bleich und fast athemlos ein Fremder daher und sank erschöpft auf einen der steinernen Sitze des Klosterhofs nieder. Die Brüder sprangen ihm liebeich bei und erquickten ihn mit einem erfrischenden Labetrunk aus ihrem Felsenbrunnen und mit einigen Datteln; — das war Alles, was das ausgeraubte Kloster dem Fremdling zu bieten vermochte. Nachdem dieser sich etwas erholt hatte, erzählte er, daß er den Räubern glücklich entkommen sei. Er war der Knecht des Maggadon, eines Rathsherrn der Stadt Pharan, die in Arabien lag und unter der Botmäßigkeit der Römer stand. Auf einer in Angelegenheiten seiner Stadt unternommenen Reise war Maggadon mit seinem Sohne und allem Gefolge in die Hände der nämlichen Räuber gefallen, welche auch das Kloster gestern überfallen hatten. Vanger Erwartung voll wandte sich Nilus sogleich an den Flüchtling mit der Frage, ob er unter den Gefangenen nicht auch einen jungen Einsiedler Namens Theodul gesehen habe. — „Wohl habe ich ihn gesehen, entgegnete dieser; und wollte Gott, er hätte meinen Freundesrath befolgt; er wäre dann gerettet worden, wie ich: die Räuber erschlugen eine große Anzahl der Gefangenen, unter diesen auch acht der Eurigen.“ — „O mein Gott! seufzte Nilus auf, mein Theodul erschlagen!“ doch den aufwallenden Schmerz des Vaterherzens eben so schnell bemeisternd senkte er mit Ergebung das Haupt und lächelte: „Wie es dem Herrn gefällig war, so ist es geschehen. Der Name des Herrn sei gebenedeit!“ — Du irrst, sprach der Flüchtling zu Nilus, derjenige dessen Leben dir so sehr am Herzen liegt,

war nicht unter den Erschlagenen. Eben dieser Theodul und ich wurden verschönt!“ — Und euer Herr und sein Sohn, was ist aus ihnen geworden? fragte einer der Brüder, der im Landstriche Pharau geboren war. — „Mein Herr, antwortete der Diener, während seine Augen sich mit Thränen füllten, bot Alles auf um für sich und seinen Sohn die Freiheit wieder zu erlangen; er flehte in den rührendsten Worten — und die Unmenschen lachten, er machte die größten Versprechungen, er sicherte ihnen zehnfaches Lösegeld zu — die Räuber schüttelten ungläubig die Köpfe, endlich wagte er zu drohen mit der Rache der mächtigen Römer, deren Unterthan er sei; da warf ihm der Anführer der Horde einen zornfunkelnden, unheilverkündenden Blick zu. Er besprach sich mit mehreren seiner Leute, und nach wenigen Minuten kündigte er meinem Herrn und seinem Sohne die Freiheit an. Ganz außer sich vor Freude schickten sich beide gleich zur Abreise an und erhielten sogar, angeblich zu ihrer Sicherheit, einige Begleiter mit auf den Weg. — Ach, mein guter Herr ahnete wohl nicht, daß eben diese Begleiter den Befehl hatten, ihn sammt seinem Sohne unterwegs zu ermorden!“ „Aber sage doch! unterbrach ihn hier Nilus, was bewog die Barbaren, dir und Theodul das Leben zu schenken? — und der Flüchtling erzählte weiter: „Nicht schenken wollten sie uns das Leben, sondern nur fristen auf wenige Stunden, denn wir beide waren zu einem weit gräßlicheren Tode bestimmt. Gegen Abend sahen wir, wie die Barbaren Steinblöcke herbeiwälzten und eine Art großen Altar errichteten; auch Zweige und Holz trugen sie zusammen. Wir sahen ihnen bei dieser Arbeit zu, ohne zu wissen oder zu ahnen, welche Bedeutung sie für uns habe. Im Geheimen fragte ich einen unserer Mitgefangenen, der, wie ich wußte, die Sprache der Räuber verstand und ihre Reden während der Mahlzeit aufmerksam belauscht hatte, um den Zweck dieser Vorkehrungen; aber

mein Blut erstarrte vor Entsetzen, als er mir entdeckte, die Sarazenen hätten beschloffen, mich und Theodul nach dem Gebrauche ihres Volkes vor dem nächsten Sonnenaufgang dem Gestirne der Venus (dem Morgensterne) zu opfern, denn diesem erzeugen sie göttliche Ehre. Ich beschloß nun das Aeußerste zu wagen, um uns beide zu retten. Als die Nacht hereingebrochen war, und ich bemerkte, daß die Räuber nach langem Schwelgen in tiefem Schlaf versunken waren, theilte ich mit aller Vorsicht Theodul mit, welches Schicksal uns der anbrechende Tag bringen werde, und drang in ihn, mit mir zu entfliehen. Aber Theodul war dazu nicht zu bewegen, weil er fürchtete, durch diesen doch vergeblichen Fluchtversuch die Wuth der Mörder noch mehr zu reizen, und wollte seine einzige Zuflucht zu dem allmächtigen Gott des Himmels nehmen, den ihr Christen anbetet. — Ich aber wagte den Versuch. Geräuschlos kroch ich in der Dunkelheit auf Händen und Füßen aus dem Lager, und als ich mich so eine ziemliche Strecke entfernt hatte, erhob ich mich und setzte meine Flucht im angestrengtesten Laufe unaufhaltsam fort, und so ist es mir gelungen, hieher zu entkommen. Was aus Theodul geworden ist, weiß ich nicht. Möge der allmächtige Gott, auf den er so fest vertraute, ihn beschützt und auf andere Weise den Händen der Räuber entrißen haben.“

„Nilus Seele erschauerte bei dem Gedanken, sein Sohn könne als Opfer der Götzen geschlachtet worden sein. Doch die feste Zuberficht, mit welcher Theodul nach der Erzählung dieses Mannes sich dem Schutze des Allmächtigen überlassen hatte, erfüllte auch sein Herz mit Vertrauen, und trostvoll ergab er sich dem allweisen Walten der göttlichen Vorsehung. —



## Gefahr und Rettung.

Als die Stadtvorsteher von Pharan erfuhren, welche Gewaltthatigkeiten und Frevel die Sarazenen im Lande verübten, ja, daß sie sogar einen Rathsherrn der Stadt ermordet hatten, glaubten sie nicht länger zusehen zu dürfen. Sie sandeten Boten an den Emir Amman, der über jene Stämme gebot, und beschwerten sich in den ernstesten Ausdrücken wegen solcher Unthaten. Amman, die Macht der Römer fürchtend, entschuldigte sich damit, daß dieses Alles ohne sein Wissen und gegen seinen Willen geschehen sei, und erklärte sich bereit, Genugthuung zu leisten. Als bald reiste eine zahlreiche Gesandtschaft von Pharan ab; denn es schlossen sich Alle an, welche durch die Sarazenen Schaden erlitten hatten. Auch Nilus gestellte sich ihnen bei, um seinen Sohn zurückzufordern, im Falle dieser noch unter den Lebendigen wäre.

Bei dem Emir erfuhr Nilus zu seiner innigsten Freude, daß Theodul wirklich noch lebe, aber nicht mehr in der Gewalt der Sarazenen sei; denn sie hatten ihn nach Eleusa als Sklaven verkauft. Jedoch ertheilte der Emir sogleich einigen seiner Leute Befehl, den Einsiedler auf sicherem Wege nach Eleusa zu geleiten. Dort angekommen, eilte Nilus zu dem Bischofe, welcher daselbst seinen Sitz hatte, und trug ihm seine Angelegenheit vor, mit der Bitte, ihm zur Auffindung seines Sohnes behilflich zu sein. Der Bischof nahm den ehrwürdigen Vater der Wüste mit herzlichem Wohlwollen an, und hörte dessen Rede mit steigender Aufmerksamkeit an; als Nilus geendet hatte, ergriff der Bischof ihn schweigend

bei der Hand, zog ihn mit sich fort in den hinteren Hofraum des Gebäudes und führte ihn unter Thränen freudiger Rührung in die Arme seines geretteten Sohnes, welcher dort betend im Schatten eines Dattelbaumes saß. O Freude des Wiederfindens! Alle Drei sanken auf die Kniee und dankten und priesen Gott, der Keinen zu Schanden werden läßt, der mit fester Zuversicht auf ihn vertraut. Und nun erzählte Theodul seinem Vater, wie wunderbar der Herr ihn aus der größten Noth errettet:

„In jener Nacht, wo Magaddon's Knecht aus dem Lager der Sarazenen glücklich entran, war bereits Alles zu dem entsetzlichen Opfer bereitet, der Altar, das Holz, der Weihrauch, das Schlachtbeil, die Opferspeisen waren zugerichtet, noch wenige Stunden waren bis zum Anbruch des Lichtes, wo ich geopfert werden sollte. In unbeschreiblicher Seelenangst warf ich mich mit dem Angesichte auf die Erde und flehte in leisem aber glühendstem Gebete zum ewigen Vater und meinem göttlichen Erlöser. Herr! betete ich, laß doch nicht zu, daß deines Dieners Blut zur Verehrung falscher Götter fließe und sein dir geweihter Leib dem Geiste der Unreinigkeit zum Opfer geschlachtet werde! — Und siehe, das Angstgeschrei meiner Seele war hinaufgedrungen bis zum Throne der Barmherzigkeit und hatte gnädige Erhörung gefunden. Ich betete noch, als die Barbaren aus überlangem Schläfe erwachten und voll Bestürzung erkannten, daß die Zeit des Opfers schon vorüber war, denn die Sonne stand bereits am Himmel.

Als sie mich allein erblickten, fragten sie mich nach meinem Gefährten; ich antwortete ihnen der Wahrheit gemäß, daß ich nicht wisse, wo er sei, und sie thaten mir kein Leid, sondern gaben sich zufrieden ohne ein Zeichen des Unwillens. Der Allmächtige hatte ihre Wuth gesänftigt. Nun faßte ich frischen Muth und noch höheres Gottvertrauen, und als sie mich nöthigen wollten, von den unreinen Opferspeisen zu essen

und schändliche Handlungen zu begehen, so gab mir Gottes Gnade die Stärke, ihrem fluchwürdigen Ansinnen standhaft zu widerstehen; und sie drangen nicht weiter in mich.

Die Horde brach nun auf, und wir zogen nach der bewohnten Gegend hin. Im nächsten Dorfe boten sie mich um hohen Preis zum Kaufe aus, aber Niemand fand sich, der so theuer kaufen wollte; zwei kleine Goldstücke war das Höchste, was man für mich bot. Da stellten sie mich ganz entkleidet am Eingange des Fleckens auf und hängten mir ein Schwert um den Hals zum Zeichen, daß mein Kopf dem Schwerte verfallen sei, wenn mich Niemand kaufe. Ich bat die Vorübergehenden mit aufgehobenen Händen, mich zu retten; doch ach, Allen war der Preis zu hoch. Ich versprach, meinem Käufer Alles zu ersetzen und ihm nebstdem als Sklave zu dienen; aber man schien meinen Verheißungen keinen Glauben zu schenken. Da ich denn sah, daß bei den Menschen keine Hilfe zu finden sei, warf ich mich mit um so größerem Vertrauen wieder ganz in die Vaterarme des Allmächtigen und Allbarmerherzigen, und er führte endlich einen Mann dieses Weges, der, bei meinem Anblicke von Mitleid gerührt, den Sarazenen gab, was sie verlangten, und mich kaufte. Er führte mich mit sich hierher nach Eleusa und als er erfuhr, daß ich ein Einsiedler des heiligen Berges gewesen, gab er dem Bischofe davon Kunde, der mich um den Kaufpreis von ihm auslöste. An ihm fand ich den Vater und den Führer wieder, den ich in dir verloren hatte; und seine Liebe gegen mich ist so übergroß, daß er mir die niederen Weihen erteilte.“

Nach dem Vater erwies der ehrwürdige Greis große Liebe; als aber Nikus nach einigen Tagen bat, mit seinem Sohne wieder in die geliebte Einöde zurückziehen zu dürfen, da schüttelte der Bischof verneinend das Haupt und sprach: „Du mein Sohn, magst immerhin heimkehren zum heiligen Berge; aber Theodul ist mein Eigenthum, welches ich um zu hohen

Preis erworben habe, als daß ich es dir so leicht überlassen sollte.“ — Nilus ward von dieser unerwarteten Rede schwer betroffen und rief: „Ehrwürdiger Diener des Herrn, was soll ein Einsiedler, der Allem entsagt hat, und ärmer ist als die Vögel der Luft, dir als Lösegeld bieten? — Willst du aber großmüthig gestatten, daß ein Greis anstatt eines Jünglings dir diene, so entlasse meinen Sohn allein, daß er ferne von der Welt sein Heil wirke; und der Herr, der überreich ist im Vergelten, wird dir's lohnen hier und dort!“ Doch der Bischof entgegnete mild lächelnd: „Nilus! könntest du glauben, daß ein Bischof Geld und Sklavendienste von dir fordere, der du bereits all dein Gut deinem und meinem Herrn geopfert und ihm allein alle deine Dienste gelobet hast? Das ist es nicht, was ich von dir verlange; nein, mein Begehren wirst du gar leicht erfüllen können. Nur unter Einer Bedingung werde ich gestatten, daß Theodul mit dir von dannen ziehe, und diese ist, daß ihr beide zuvor durch meine Hand die heilige Priesterweihe empfanget.“

Nilus, obgleich sich einer so erhabenen Würde ganz unwürdig haltend, gab doch endlich dem Verlangen des Bischofs nach. Vater und Sohn wurden zu Priestern geweiht und kehrten dann mit dem Segen des ehrwürdigen Hirten zu ihren einsamen Höhlen nach dem Sinai zurück, um sich mit noch größerem Eifer als zuvor dem Dienste des Herrn zu weihen. Die Zeit ihres gottseligen Todes ist unbekannt.

Die Geschichte der Gefangennehmung und Rettung seines Sohnes erzählt der heilige Nilus selbst in einer seiner Schriften, aus denen der Leser noch ein freundliches Andenken hinnehmen möge. In seiner Abhandlung vom Gebete schreibt der Heilige: „Willst du recht beten, so verleugne dich selbst zu jeder Stunde. — Bist du geduldig im Leiden,

so wirst du froh sein im Gebete. — Liebst du Gott, so hast du die große Kunst des Betens; und betest du recht, so wirst du Gott immer mehr lieben. — Wie das Gesicht der vollkommenste Sinn des Leibes, so das Gebet die göttlichste Tugend der Seele."

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

1811

## IV.

# Die Tochter des Emir.

Eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge.

---

### Geschichtliche Einleitung.

— Dies Ziel ermuthigt uns're Waffen:  
Die edlen Mauern Zions zu befrei'n,  
Unwürd'gem Joch die Christen zu entlassen  
Und einer so verhassten Knechtschaft Pein;  
Im heil'gen Land ein neues Reich zu schaffen,  
Der Andacht sich're Wohnung zu verleih'n,  
Damit am hohen Grab der fromme Pilger  
In Ruh' anbete des Gelübdes Pilger.

(Torquato Tasso.)

Die Kreuzfahrer hatten im Jahre 1099 die heilige Stadt Jerusalem den Sarazenen entrissen, daselbst ein christliches Königreich gegründet, und ihren eben so frommen als tapferen Heerführer Gottfried von Bouillon zum Könige gekrönt, welcher nun sein neues Reich zu festigen und zu erweitern bemüht war.

Seit mehreren Jahren war der Pilgerzug aus Europa nach dem heiligen Lande ins Stocken gerathen, obwohl die Reihen der christlichen Streiter in Palästina sehr gelichtet waren

und einer Ergänzung dringend bedurften, wenn nicht das junge Königreich Jerusalem den unausgesetzten Anfällen der Ungläubigen bald wieder erliegen sollte. Nicht als wäre der Eifer des Abendlandes so ganz erkaltet gewesen, sondern was von der Wallfahrt nach dem heiligen Lande abschreckte, das waren die vielfachen Gefahren der Seereise, welche den meisten Pilgern die Erreichung des ersehnten Zieles unmöglich machten. — Die Küsten befanden sich größtentheils noch in der Gewalt der Ungläubigen, und die Christen in Jerusalem waren auf diese Weise von der See beinahe ganz abgeschnitten. Wurden nun die Pilgerschiffe von Stürmen, wie sie in jenen Gewässern sehr häufig toben, überfallen, so stand ihnen kein Hafen offen, und sie blieben auf offener See der Wuth des Sturmes preisgegeben. Oder wurden sie gar von den Winden an die Küsten verschlagen, so waren die Schiffe eine gewisse Beute der Ungläubigen, und die christlichen Pilger betraten das Land, zu dessen Befreiung sie gekommen waren, selbst als Sklaven.

König Balduin I., der seinem ruhmgekrönten Bruder Gottfried auf dem Throne der heiligen Stadt nachgefolgt war, sah gar wohl ein, wie unumgänglich nothwendig es zur Sicherung seines Reiches sei, wenigstens die wichtigsten Küstenstädte Syriens in die Gewalt der Christen zu bringen, und die gesammte Ritterschaft stimmte ihm darin bei. So wurde denn das Unternehmen beschlossen und ungesäumt mit so muthiger Entschlossenheit begonnen und mit so aufopfernder Ausdauer fortgeführt, daß ihm der Segen des Himmels zu einem glücklichen Erfolge nicht wohl fehlen konnte.

Der erste Angriff galt der Stadt Akra, denn sie war wegen ihres ungemein geräumigen und sicheren Hafens für die Christen besonders wichtig. Im Jahre 1105 zog Balduin mit sechstausend Mann vor die Stadt. Die erste Belagerung war erfolglos; aber im nächsten Jahre gelang die Er-

oberung mit dem Beistande einer genuesischen Flotte. Der Versuch, welchen hierauf der Emir von Ascalon mit zwanzigtausend Sarazenen machte, für den Verlust von Akra sich durch die Wiedereroberung von Joppe zu entschädigen, kostete ihm selbst das Leben und verschaffte den Christen einen neuen glänzenden Sieg und reiche Beute.

Nicht so leicht gelang die Einnahme von Tripolis, welches einen langjährigen tapferen Widerstand leistete. Raymond von Toulouse mit seinen kampfgeübten Schaaren begann die Belagerung. Drei Jahre lag er vor den Mauern und starb, ohne sie erstiegen zu haben. Sein Vetter und Erbe, der eben so fromme und liebenswürdige als tapfere Graf Wilhelm von Cerdagne setzte die Belagerung noch zwei Jahre lang fort. — Unterdessen hatte König Balduin, unterstützt von einer zahlreichen Flotte venetianischer, genuesischer, pisanischer und almasitanischer Schiffe, die Eroberung des reichen Sidon versucht, und es fehlte wenig, so hätten die Christen sich der Stadt bemächtigt, indem Gott auf wunderbare Weise ihnen den Eingang öffnen zu wollen schien. Es hielten sich nämlich einige abgefallene Christen in Sidon auf und halfen die Stadt gegen das Kreuzheer vertheidigen. Diese doppelten Verräther hatten auf einem der Mauerthürme ein Kreuz aufgerichtet, welches sie im Angesichte der Kreuzfahrer auf die greulichste Weise verhöhnten. Die christlichen Streiter knirschten vor Wuth beim Anblick solcher Schandthat und schrien zum Himmel, daß der Herr so entsetzlichen Frevel nicht länger dulde. Und siehe, in der Nacht stürzte dieser Thurm von selbst zusammen und begrub die Gotteslästerer unter seinen Trümmern, zugleich entstand dadurch eine mächtige Bresche in der Mauer. Schon schickten die Christen sich an zum Sturm, allein eine mit Tagesanbruch herangeselnde feindliche Flotte, welche die christlichen Schiffe in die Flucht trieb, und ein von Damascus her anrückendes Heer von fünfzehntausend Sarazenen nöthigte



die Belagerer, sich schnellig über das Gebirg nach Akra zurück-zuziehen.

Jetzt aber eilte der König mit seinen Schaaren gen Tripolis zur Verstärkung des dortigen Belagerungsheeres. Mit ihm zogen Tankred, Balduin von Edessa und Raimunds ältester Sohn, Graf Bertram, mit einem zahlreichen kriegerischen Gefolge, während eine Flotte von Genuesern und Pisanern die Stadt von der Seeseite einschloß. Am 10. Juni 1109 zog das Kreuzheer als Sieger in Tripolis ein. Im folgenden Jahre ward mit Hilfe einer pisanischen Flotte auch die Stadt Berytus mit Sturm genommen.

Nun richtete Balduin seine Augen wieder auf Sidon, zu dessen Eroberung sich eben eine sehr günstige Gelegenheit darbot. Es war nämlich im Hafen von Joppe eine Flotte eingelaufen, welche den jungen norwegischen König Sigurd mit zehntausend bewaffneten Pilgern nach dem heiligen Lande führte, wo sie am Grabe des Erlösers beten, alle heilige Orte besuchen und dann eine Zeit lang für den Heiland kämpfen wollten. Sigurd erklärte sich auf Balduins Bitten sogleich bereit, sobald er mit den Seinigen den ersten Theil ihres Gelübdes würde erfüllt haben, an der Eroberung Sidons mitzuhelfen. Er hielt Wort, und dem Beistande der tapferen Norweger hatte Balduin die Einnahme der Stadt zu danken, welche nach sechswochentlicher Belagerung in seine Hände fiel. König Sigurd trat hierauf die Rückreise an.

Ernuthigt durch den glücklichen Erfolg seiner bisherigen Unternehmungen glaubte Balduin seine Kraft nun auch an dem für unüberwindlich gehaltenen Tyrus versuchen zu müssen. Die Stadt, einst selbst für den Welteroberer Alexander eine schwere Eroberung, lag zum Theil auf einem rings vom Meer umgebenen Felsen, nur durch einen schmalen Damm mit dem übrigen Theil auf dem Festlande verbunden. Sie war beschränkt von einer starken, dreifachen, mit mächtigen Bollwerken

und vielen Thürmen versehenen Mauer, welche sie ganz einschloß. Doch das Alles schreckte den König nicht zurück. Im Jahre 1112 bot er alle Lehensleute der Krone auf und zog mit einem Heer von zwölftausend Streitern zu Fuß und zu Roß vor Tyrus, wo er ein starkbefestigtes Lager bezog. Außer den zahllosen waffenfähigen Einwohnern vertheidigten fünfhundert damascenische Reiter die Stadt. Nachdem die Belagerung drei Monate gedauert hatte, schien ein glücklicher Erfolg Balduins Unternehmen krönen zu wollen. Schon lagen zwei der Mauern in Trümmern, nur die dritte niederzuwerfen war den Kreuzfahrern noch übrig, da traf die unerwartete Nachricht ein, daß der Emir von Damastus mit zweiundzwanzigtausend Mann auserlesener Truppen zum Entsatze herbeieile. Einem so überlegenen Feinde war das sehr zusammengeschmolzene und durch Strapazen erschöpfte Christenheer um so weniger gewachsen, da es im Rücken den Ausfällen der Belagerten wäre bloßgestellt gewesen. Balduin entschloß sich also, über Akra nach Jerusalem zurückzuziehen. Die Eroberung von Tyrus und dem den Christen besonders gefährlichen Askalon blieb seinen Nachfolgern vorbehalten.

Doch das bisherige Waffenglück der Christen, wozu noch der glänzende Sieg kam, den Roger, Fürst von Antiochia, Tanfreds Schwiegersohn, bei Danit erfocht, schüchtern die Ungläubigen so gewaltig ein, daß sie lange Zeit keinen Angriff mehr wagten, und die Christen einer längeren ununterbrochenen Ruhe sich erfreuten. Auch auf das Abendland machte es einen ermutigenden Eindruck, und es erwachte dort wieder eine größere Lust zu der Wallfahrt nach dem heiligen Lande.

## Ankunft und Gefangenschaft.

Im Frühsommer des Jahres 1114 erschien in den Gewässern des Mittelmeeres eine kleine Flotte, welche mit abendländischen Pilgern verschiedener Nationen bevölkert war. Unter ihnen befand sich auch Gilbert Beket, ein junger Ritter, mit Richard, seinem Diener.

Gilbert, ein unbemittelter Edelmann aus England, hatte sich früher, um Ruhm und Unterhalt zu verdienen, an den Hof Königs Wilhelm II. von England begeben, dessen Bruder, Robert von der Normandie, eben auf einem Kreuzzuge begriffen war. Wilhelm war ein gottloser, ausschweifender und tyrannischer Fürst, von Niemand geliebt, von den Meisten gehaßt, und der Fluch vieler Unterdrückten lastete auf seiner Seele. Sein Vater, Wilhelm der Eroberer, hatte auf geplündertem und geraubtem Boden, ja sogar auf dem Grunde niedergebrannter Kirchen einen großen Wald anlegen lassen, um seiner Jagdlust mehr Terrain zu verschaffen; man nannte diesen Wald den „neuen Forst.“ Dort pflegte auch Wilhelm II. seine wilden Jagden zu halten, und eben dort fanden eines Tags Gilbert und andere Edle aus dem königlichen Gefolge den wilden Jäger in seinem Blute schwimmend, entseelt; ein Pfeil hatte sein Herz durchbohrt. Der Leichnam wurde auf einem Karren nach Westminster geführt und daselbst am nächsten Morgen in Eile begraben. Aus Ehrfurcht vor der königlichen Würde gewährte man ihm ein Grab in der Kathedrale, hielt es aber für ungeziemend, das Begräb-

niß eines Fürsten, dessen Leben so gottlos gewesen, und dessen Tod zu plötzlich war, um hoffen zu lassen, daß er Zeit zur Reue gefunden habe, mit religiösen Feierlichkeiten zu beehren.

Dies Ereigniß machte auf Gilbert, obgleich er nie an den Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten des gemordeten Königs Theil genommen hatte, einen so erschütternden Eindruck, daß er gelobte, das Kreuz zu nehmen. Doch verzögerten die nächsten Ereignisse die Erfüllung seines Gelübdes.

Nach dem Vorrang der Geburt und nach besonderen Verträgen gehörte nun, da Wilhelm keine Nachkommen hinterlassen, die englische Krone dem älteren Bruder Robert, der bereits seine Rückreise vom heiligen Lande angetreten hatte. Allein der jüngere Heinrich war nach der Kunde von des Königs Tode sogleich nach Winchester geritten und hatte sich des königlichen Schatzes bemächtigt. Er wurde zum Könige ausgerufen und am dritten Tage mit dem üblichen Ceremoniell gekrönt. Gilbert trug Anfangs Bedenken, in die Dienste des neuen Königs zu treten, denn er glich seinem Vorgänger in der Gottlosigkeit. Doch Heinrich änderte alsbald nach seiner Erhebung seine bisherige Lebensweise und entfernte vom Hofe alle Diejenigen, welche dem Volke durch ihre Ausschweifungen Kergerniß gegeben hatten. Das bestimmte Gilbert im Gefolge des Königs zu bleiben.

Raum war Robert von seinem Kreuzzuge in die Normandie zurückgekehrt, so machte er auch seine Rechte auf den englischen Thron geltend, und rüstete sich zum Kriege. Jetzt sah sich Gilbert in die traurige Lage versetzt, an dem schrecklichen Bruderfrige, der unvermeidlich schien, Theil nehmen zu müssen. Sein frommes Herz sträubte sich dagegen, und er flehte zu Gott, daß er ihn aus dieser Lage befreie, und es ihm möglich mache, ungesäumt sein Gelübde zu erfüllen. Gott half. Robert landete in Portsmouth, wo Heinrich mit seinem Heere ihn erwartete. Allein beide Brüder traten in eine Unterredung

und schlossen Frieden. Robert entsagte allen Ansprüchen auf die Königskrone. Jetzt hielt Gilbert nichts mehr von seiner Wallfahrt zurück, und er machte sich mit seinem treuergebenen Richard ohne Verzug auf die Reise ins heilige Land.

Die Flotte, auf welcher sie sich befanden, hatte bisher ohne besondere Unfälle ihren Weg zurückgelegt und war ihrem Ziele nahe, als ein heftiger Südwind sie aus der Bahn schlug und gegen Cypern hintrieb. Da die See hoch ging, und auch der Horizont bedenkliche Anzeichen bot, so war man Anfangs unschlüssig, ob man die Insel vollends zu erreichen suchen, oder auf gut Glück der syrischen Küste zusteuern solle, um noch vor Einbruch der Nacht, wenn auch nicht Akra, doch vielleicht den Hafen von Sidon oder von Berytus zu erreichen. Doch die meisten Pilger drangen in ihrer Sehnsucht nach dem heiligen Lande auf Beschleunigung der Reise, und auch die Schiffleute schienen auf die unruhigen Meereswogen mehr Vertrauen zu setzen, als auf die Falschheit der Griechen, denn diese hatten Cypern damals im Besitze. So wurde denn die Fahrt fortgesetzt und ging, da der Wind jetzt günstiger wehte, eine Zeit lang nach Wunsch. Bald konnte man die Umriffe der Küsten unterscheiden. Der Libanon stieg mit seinem schneebedeckten Rücken aus dem Meere auf, und jetzt trat auch Berytus hervor, angelehnt am Fuße des Gebirgs. Endlich zeigten die Bootsmänner jubelnd auf das ersehnte Sidon, welches als ein graner Punkt am äußersten Rande des Meeres erschien. Auf den Schiffen war Alles froh und munter, und man wünschte sich Glück zum Ende der beschwerlichen Seereise und zur baldigen Landung an der Küste des heiligen Landes. Aber ach! der Jubel war zu früh.

Die Pilger hatten in ihrer Freude nicht bemerkt, wie sich unterdessen die Wolken zu einem Gewitter über ihren Häuptern zusammenzogen. Plötzlich schlug der Wind um und stürmte mit solcher Gewalt in die Segel, daß diese nicht

schnell genug gerafft werden konnten, und manches Schiff zum Schrecken der Reisenden sich tief auf die Seite legte und seine Masten fast in die Meeressluth tauchte. Immer heftiger tobte der Wind, die Segel zerrissen; immer mächtiger schlugen die Wogen empor, bis endlich die volle Wuth des Sturms die Fahrzeuge erfaßte, sie auf Wasserbergen hoch emporhebend und dann wieder tief in den schäumenden Abgrund hinabschlenkernd. Auf den Schiffen war Alles in der größten Verwirrung; die Einen beteten, die Andern jammerten; da und dort ward Einer von den hereinstürzenden Wogen über Bord gespült, und verschwand in den Wellen. Die Schiffsknechte fluchten, und schauerlich tönte das Sprachrohr des Steuermanns durch das wirre Geschrei der Geängstigten und das Heulen des Sturms.

Gilbert stand ruhig und gottvertrauend auf dem Verdeck, mit dem einen Arme das Tauwerk fest umschlingend, hielt er mit der Rechten die Schultern Richards gefaßt, welcher ihm zur Seite auf den Knien lag und betend die Hände zum Himmel emporstreckte. Die Flotte ward weit auseinander geschleudert. Gilbert konnte keines der andern Schiffe mehr erkennen, das seinige ward gegen Tyrus hingetrieben, dessen Riesenmauern von Zeit zu Zeit zwischen den hochemporschlagenden Wogen durchblickten. Jetzt ward das Schiff durch einen fürchterlichen Stoß erschüttert, so daß Gilbert auf das Verdeck niederstürzte. Ein allgemeines Jammergeschrei erscholl. Das Schiff stand fest, nur langsam hin und her schaukelnd. Es war auf einem Felsenriff gestrandet. Der Sturm, gleich als sei seine Wuth durch dieses Opfer befriedigt, ließ nach und vergönnete den unglücklichen Pilgern, das Schreckliche ihrer Lage recht deutlich zu erkennen.

Drüben an der nahen Küste lag Tyrus. Man konnte seine Mauern und Thürme deutlich erkennen, man konnte sogar die Menschenmenge unterscheiden, die sich auf den Zinnen bewegte

und dem Stranden des Schiffes zuzuschauen schien. Nicht lange und es öffneten sich die Thore der Stadt, die Zugbrücken fielen nieder, Schaaren Bewaffneter drängten sich heraus und stürzten nach dem Hafen; und bald ruderte eine Menge bemannter Boote nach dem gestrandeten Schiffe hin. Unter wildem Geschrei, die Waffen schwingend, nahen die Saracenen. Die Christen dachten in der allgemeinen Verwirrung und Betäubung und im Angesichte des gewissen Todes an keine Vertheidigung; ja Manche sprangen in der Angst von freien Stücken in die anlegenden feindlichen Boote. Ohne Widerstand, der ohnehin vergeblich gewesen, wurde das Schiff erstiegen, die Christen gebunden und in die Fahrzeuge geschleppt. Nachdem die Saracenen das sinkende Schiff, so weit es das stark eindringende Wasser und die hereinbrechende Nacht erlaubten, ausgeplündert hatten, steckten sie es in Brand, und bei dem schauerlichen Scheine dieser Fackel ruderten die Boote mit ihrer Beute nach dem Hafen zurück, wo ein tausendstimmiges Jubelgeschrei sie begrüßte.

Am andern Tage wurden die gefangenen Christen auf dem Markte aufgestellt und zum Verkaufe ausgebaut, von Hunderten der Neugierigen umringt und mit bitterem Hohne überhäuft. Als der treue Richard seinen edlen Herrn mit auf den Rücken gebundenen Händen ansichtig wurde, rollten große Thränen über sein bärtiges Angesicht nieder. Ach wie gerne hätte er doppelte Fessel getragen, wüßte er nur seinen Herrn in Freiheit. Gilbert sah ihn an, er verstand seinen wehmüthigen Blick und seine Thränen rührten ihn tief. Es gelang ihm, dem treuen Diener sich zu nähern, und mit liebreicher Stimme flüsterte er ihm die Trostworte zu: „Richard, Muth und Gottvertrauen! Dem Herrn zu Liebe sind wir hieher gewallfahrtet; laß uns freudig die Fesseln tragen in dem Lande, in welchem der Herr Jesus für uns gelitten hat.

Wenn wir mit ihm leiden, so werden wir auch mit ihm verherrlicht werden.“

Nur einen Wunsch hegte Gilbert, nur eine Bitte stieg aus seinem gottergebenen Herzen zum Himmel auf: daß Richard nicht von ihm möge getrennt werden; und diese Bitte fand bei Gott Erhörung. Beide wurden an den Emir Togthekin verkauft, wohin man sie nebst einigen andern Christensclaven noch an dem nämlichen Tage abführte. Das Schloß des Emir lag am äußersten Ende von Damaskus und bildete mit seinen weitläufigen Gebäuden und Gärten gleichsam eine eigene Stadt. Gilbert erhielt den Namen Hali, Richard mußte sich Jusuf nennen lassen. Jener wurde zur Gartenarbeit, dieser zum Dienste im Marstall des Emir bestimmt.

---



## Die Tochter des Emir.

Ein volles Jahr war bereits seit jenem verhängnißvollen Tage, welcher die beiden Pilger den Händen der Ungläubigen überlieferte, verstrichen. Sie hatten, sich gegenseitig tröstend und ermunternd, das harte Joch der Sklaverei mit christlicher Gottergebenheit getragen und durch Geduld und Dienstfeifer selbst die Achtung der Ungläubigen sich erzwungen. Aber eine Aussicht auf nahe Erlösung schien sich noch immer nicht öffnen zu wollen. Doch der Herr hatte seiner frommen Dulder nicht vergessen, und er ließ sie ihr Kreuz länger tragen, nur um ihnen dann sein väterliches Walten desto augenscheinlicher zu erkennen zu geben.

Der Emir Togthekin hatte ein einziges Kind, eine Tochter, und diese liebte er mit ganzer Seele. Die abgöttische Liebe zu Fatime (so hieß die Tochter), und der wüthende Haß gegen die Christen, diese beiden Leidenschaften schienen sich in sein Herz getheilt zu haben, und die eine milderte sich zuweilen nur, um der andern größeren Spielraum zu lassen. Fatime war eine in voller Anmuth sich entfaltende Jungfrau von fünfzehn Jahren. Sie vereinigte in sich den feuerigen, entschlossenen Geist des Vaters und die Herzensgüte ihrer schon vor Jahren verstorbenen Mutter. Liebreich gegen Alle, jedem Haß fremd, war sie von Allen geliebt und besonders von den Sklaven hochgeehrt; denn gar oft, wenn Einer das Unglück hatte, den schnell aufblühenden Zorn des Gebieters gegen sich zu reizen, und die hochanschwellenden Adern auf der Stirne

des Emir den nahen Ausbruch tyrannischer Wuth verkündeten, trat Fatime als ein schützender Engel dazwischen, und besänftigte durch ihre Liebkosungen des Vaters Zorn. Der Lieblingsaufenthalt Fatimens an den kühlen Abenden war die Drangenplantage, welche im Rücken des Schlosses lag und an den Thiergarten stieß, in dem der Emir zu seinem Vergnügen die schönsten Gattungen der wilden Thiere des Orients unterhalten ließ. Dieser Park war ringsum von einer hohen Mauer eingeschlossen, aber ein breites und hohes durch mächtige Eisenstäbe geschlossenes Thor gewährte von der Plantage aus die Einsicht ins Innere.

Eines Abends wandelte Fatime mit einigen Begleiterinnen wieder unter den duftenden Drangenbäumen hin, wo eben auch Gilbert, oder Hali, wie man ihn seit seiner Gefangenschaft nannte, beschäftigt war, den Boden um die Stämme herum zu lockern und die dazwischen hinlaufenden Beete vom Unkraut zu säubern. Fatime war in ihrem Lieblingsspiele begriffen, nämlich sinnreiche Sprüche in die ihr geläufige Blumen-sprache zu übersetzen.

„Wenn die Abendshatten über's Laub sich neigen,  
Heben tausend schöne Blümlein ihre bleichen  
Köpfchen, und sich regend wie zu traurem Neigen,  
Schaufeln sie sich auf den üppig grünen Thronen,  
Wo sie friedlich, kosend bei einander wohnen;  
Schmücken sich das Haar mit wundersamen Kronen,  
Goldig schimmernd, weiß, und blau, und roth, —  
Ach und morgen — morgen sind sie todt!“

So sprach Fatime, langsam dahinschreitend, halblaut vor sich hin, während ihre Begleiterinnen nach allen Seiten hinflogen, um von den Beeten die treffenden Blumen zu pflücken, welche dann Fatime im Sinne ihres Reimes ordnete. So waren sie bis zum Gitter des Thiergartens gekommen. „Und roth,“ wiederholte Fatime. „Hörst du Zefinde, roth! Siehst du keine rothe Blüthe in der Nähe? Ei sieh doch, da leuchtet

ja, glühend wie Abendroth, ein Blümlein innerhalb des Gitters!“ Und behebend beugt sich Fatime nieder und streckt den Arm weit hinein durch die Eisenstäbe, um die gesuchte Blume zu erreichen. Aber kaum haben ihre Finger den Stengel berührt, als aus dem nächsten Gebüsch ein junger Tiger mit gewaltigem Satz hervorspringt, und, ehe noch Fatime sich zurückziehen kann, die grimmigen Krallen in das Fleisch ihres Armes schlägt. Mit einem Schrei des Entsetzens prallen die Frauen vom Gitter zurück, und Fatime, vor Schrecken erstarrt, blickt in die funkelnden Augen des Tigers, der seine Beute gierig an sich zu reißen sucht. — Kaum hat Hali den Schrei der Frauen vernommen, als er, ein Unglück ahnend, zur Stelle eilt, und als er hier die schreckliche Lage der Gebieterin gewahrt, streckt er, schnell entschlossen sich über Fatime's Schulter beugend, die beiden Arme durch die Eisenstäbe und schmettert das Eisen seiner Gärtnerhacke mit solcher Kraft auf den emporgerecten Kopf des Thieres, daß es vor Schmerz seine Beute fahren läßt und heulend in das Dickicht zurückstürzt. Hastig zieht er jetzt die ohnmächtig hingefunkene Fatime vom Gitter zurück. Ihr Kleid färbt sich mit dem Blute, das reichlich aus dem verwundeten Arme quillt, und so wird sie von den Frauen ins Schloß getragen.

Am andern Morgen wird Hali, der Gärtner, zum Emir gerufen. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit empfängt dieser den Sklaven, und spricht: „Christ, du hast mir mein Theuerstes auf Erden gerettet, und man soll nicht sagen, daß Emir Dogthekin undankbar gewesen gegen Denjenigen, der ihm sein einziges Kind dem gräßlichsten Tode entrissen hat. Hali, du bist frei! Zieh zurück in deine Heimath; dieser Beutel hier wird die Kosten der Reise decken.“ Hali war freudig überrascht durch diese Rede, aber ein schmerzlicher Gedanke mischte sich in seine Freude, und schnell besonnen entgegnete er dem Emir: „Herr, was ich that, war Christenpflicht, und ich

rechnete dabei auf keinen Menschenlohn. Dein Geschenk ist groß, das größte, welches du mir zu bieten vermagst; doch es hat für mich nur dann erst vollen Werth, wenn du mir noch eine Bitte gewährest.“ — „Sprich, Hali, was ist’s?“, fragte gespannt der Emir. „Laß auch Zulus mit mir ziehen!“ bat Hali. — „Zulus?“ fragte der Emir befremdet. „Ja Herr! fuhr Hali fort, er hat als mein Diener aus Liebe zu mir seine Heimath verlassen; er ist mit mir gezogen in dieses Land und um meinetwillen trägt er also, wie ich, die Gefangenschaft seit Jahresfrist. Soll ich treulos ihn zurücklassen in der Sklaverei, in welche er durch mich gerieth? Ach, Herr! ich könnte meiner wiedererlangten Freiheit mich niemals freuen.“ — „Zuviel!“ antwortete der Emir mit düsterer Miene, „Christ, du verlangst zu viel. Begnüge dich mit dem, was dir mein Wohlwollen geboten hat. In ganz Syrien finde ich Keinen, der meine Kenner trefflicher zu pflegen wüßte, als Zulus. Hat er ja erst jüngst mein krankes Leibroß mir wieder hergestellt. Nein, nein! fuhr er kopfschüttelnd fort, Zulus’s Lage soll erleichtert werden, aber hier muß er bleiben; du ziehst allein.“ Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Polster und wandte sich zum Weggehen. Aber Hali rief mit zitternder Stimme: „Herr, um deines geretteten Kindes willen höre mich an! Siehe, noch sechs Monate will ich freiwillig dein Sklave sein, wenn du nach dieser Frist Zulus mit mir ziehen läßt!“ Der Emir wandte sich langsam nach dem Sprecher um, und staunend ihn anblickend, sprach er: „Beim Allah, ihr Christen seid räthselhafte Leute! Wohlan es sei, ich gehe den Handel ein, wenn ihr Beide euch bis dahin meiner Gnade nicht unwürdig macht.“

In überschwenglicher Freude suchte nun Hali seinen Richard auf und theilte ihm die frohe Botschaft mit, ihn unter Thränen umarmend; doch sorgsam verschwieg er ihm, mit welchem Opfer er dessen baldige Befreiung

erkauft hatte. Indessen war die Sache zu bald in Aller Mund, als daß Yusuf den Edelmuth seines Herrn nicht hätte erfahren sollen, und seine Liebe zu ihm kannte nun keine Grenzen mehr; er sehnte sich nach Gelegenheit, sie in der That zu beweisen,

Fatime genas von ihren Wunden, und ihr erster Gang war in den Garten, um Hali, ihren Retter, aufzusuchen. Als sie ihn traf, reichte sie ihm traulich die Hand, und dann einen Diamantring in die seinige legend, sprach sie: „Hali, ich danke dir! Du bist ein edelmüthiger Christ, du hast die Tochter deines Feindes mit eigener Gefahr gerettet. Nimm diesen Ring, nicht zum Lohne, dafür wäre er zu gering, sondern zur Erinnerung an deine edle That und zum Zeichen der immerwährenden Dankbarkeit Fatimens.“ — „Gebieterin, entgegnete Hali tief gerührt, was ich that, das hätte jeder meiner Brüder auch gethan an meiner Stelle. Zudem habe ich nie von dir ein Leid erfahren, vielmehr hast du mir und meinen Unglücksgefährten viel Gutes erwiesen; und was deinen Vater angeht, so ist er zwar uns Christen feind, aber es gebietet der Christenglaube, auch unsere Feinde zu lieben, die zu segnen, welche uns fluchen, und ihnen das Böse mit Gutem zu vergelten.“

Fatime: „Wahrhaftig, das ist ein wunderbares Gebot und macht eurem Glauben Ehre, so verwerflich er auch sonst sein mag. Aber, Hali! Gebieterin sollst du mich nicht ferner nennen; du bist ja frei.“

Hali: „Nicht doch, noch sechs Monate muß ich Sklave sein.“

Fatime: „Nur weil du es selbst wolltest. Ich weiß es, daß du dich freiwillig noch so lange deiner Freiheit beraubt hast. Aber dennoch will ich nicht Gebieterin genannt werden von Demjenigen, ohne dessen Hilfe ich jetzt über Niemand mehr gebieten würde. Aber sage mir jetzt, Hali, hat dir dein

Christenglaube auch das geboten, daß du dich um deines Knechtes willen deiner Freiheit berauben sollest?

Hali: „Meine Religion besteht mir das zwar nicht, doch lehrt sie mich, daß ein solches Opfer wohlgefällig sei vor Gott dem Allerhöchsten, und Christus, der göttliche Stifter meiner h. Religion, spornt durch sein eignes Beispiel mich dazu an.“

Fatime: „Wenn dem so ist, dann muß der Christenglaube nicht so abscheulich sein, als man mir sagte. Aber wie verträgt sich's doch mit einem solchen Glauben, daß ihr Christen feindlich in dieses Land einfallt, welches euch nicht angehört, und daß ihr mein Volk bekämpft, welches euch nicht beleidiget hat, und daß ihr so viel Blut vergießet, um unsere Städte zu erobern?“

Hali: „Du irrst! Nicht Blutdurst, nicht Eroberungssucht hat uns in dieses Land getrieben. Wir wollen nichts, als unsere Christenbrüder in diesem Lande von dem ungerechten Joch befreien, womit dein Volk die Unglücklichen drückt. Nicht fremdes Land wollten wir an uns reißen, sondern die heiligen Orte vor Entweihung schützen und es allen Christen möglich machen, sie ohne Gefahr zu besuchen und ihrer Andacht dort zu pflegen. Hätte man dieses uns freundlich gewährt, so wäre kein Tropfen Blut geflossen und wir wären eure Freunde.“

Fatime: „Aber was konnten euch diese Ruinen nützen, um deretwillen ihr so hartnäckig kämpft?“

Hali: „O, Fatime, wenn du wüßtest und begreifen könntest, wie heilig, wie theuer diese Orte dem Christen sind!“

Fatime: „Seltsam! ich begreife es wirklich nicht, und noch vielweniger begreife ich, wie ihr Denjenigen anbeten könnet, der am schandvollen Kreuze hat sterben müssen. Denn man sagt mir, daß ihr das wirklich thut.“

Hali: „Fatime, wenn du deinem Diener Gehör schenken willst, so möchte ich dir wohl eine kurze Geschichte erzählen.“

Fatime nickte bejahend, und Hali erzählte: „Es war einst ein großer König. Sein Reich war so unermesslich, daß man seine Grenzen gar nicht kannte, und viele Könige waren seine Unterthanen. Er hatte an seinem Hofe einen Diener mit seinem Weibe, welche ihm Alles, ja sogar ihr Leben verdankten. Er liebte sie und hielt sie wie seine Kinder. Alle seine Schätze standen ihnen offen, er hatte sie mit Ehren und Würden bekleidet, ja er wollte dereinst seine Herrschaft mit ihnen theilen. Und siehe, diese Diener ließen sich in ein Bündniß mit den ärgsten Feinden des Königs ein, sie empörten sich gegen ihn und wollten ihm jetzt schon gleich sein. Als der König dieß erfuhr, gerieth er in gerechten Zorn. Er Entsetzte die Undankbaren ihrer Würden, verstieß sie von seinem Angesichte, und trieb sie in die Verbannung, wo Elend aller Art ihrer wartete; und verstoßen sollten sie seyn, sie und alle ihre Nachkommen auf ewige Zeiten.

„Der König aber hatte einen einzigen, ihm ganz gleichen Sohn; der trat eines Tages zum Thron des Königs und sprach: Vater, schon lange schmachten die Unglücklichen im Elend; erbarme dich endlich über sie. Aber der König sprach: Sie haben schwere Verbrechen gegen mich verübt, und meine Gerechtigkeit will Genugthuung! Da erbot sich der Königssohn, die Genugthuung zu leisten und die Schuld der Verstoßenen zu sühnen. Und der Vater ward bewegt und gab es zu. Der Sohn legte seinen königlichen Schmuck ab, verließ den glänzenden Palast und begab sich, in ein elendes Gewand gekleidet, arm und verlassen, nach dem Orte der Verbannung, und machte sich den Schuldigen ganz gleich, und trug all ihr Elend und ihre ganze Strafe. Endlich nachdem er drei und dreißig Jahre geduldet hatte, kam die Zeit, zum Vater zurückzukehren. Gereinigt und neu gekleidet führte er die Verbannten alle mit sich vor des Vaters Thron und bat: Vater, siehe, es ist nun Deiner Gerechtigkeit genug geschehen,

laß jetzt um Deines Sohnes Willen Deine Barmherzigkeit walten. Und der König verzieh den Schuldigen um der Buße seines unschuldigen Sohnes willen und schenkte ihnen seine Gnade wieder, setzte sie in alle ihre Würden wieder ein und verhiess ihnen und allen ihren Nachkommen das höchste Glück, wenn sie ihm treu bleiben und Alles befolgen würden, was sein geliebter Sohn sie gelehrt. — O Fatime, mit welcher Liebe werden diese Erlösten ihrem Erretter angehangen sein, wie ehrwürdig, wie theuer wird ihnen jene Stätte geblieben sein, an welcher der Königssohn einst ihnen zu Liebe als Verbannter unter ihnen gewandelt war und das Werk ihrer Befreiung vollbracht hatte!“

Fatime hatte dem Erzähler mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und als sie jetzt das gesenkte Haupt erhob, waren ihre von der Krankheit gebleichten Wangen mit leichter Röthe übersflogen und ihre Augen schwammen in Thränen. — „Hali, sprach sie, ist das aber auch wirklich je geschehen, was du erzählst hast?“ Und dieser erklärte ihr nun die eigentliche Bedeutung seiner Erzählung und legte ihr die Geschichte unserer Erlösung aus.

Von dieser Zeit an ward Fatime ernst und nachdenkend. Ihr Vater hielt diese Veränderung in ihrem Wesen für eine Folge des Schreckens und der ausgestandenen Schmerzen; aber der wahre Grund lag in der Tiefe ihrer Seele, wohin ein Strahl höherer Erkenntniß gedrungen war und eine innige Sehnsucht nach dem vollen Lichte der Wahrheit entzündet hatte. Dester suchte Fatime Hali im Garten auf und ließ sich nach und nach über alle Hauptlehren des christlichen Glaubens unterrichten. Die Gnade fand in ihr ein empfängliches Herz, und floß reichlicher, nachdem Fatime gelernt hatte, Gott um dieselbe zu bitten und Maria, die Mutter der göttlichen Gnade, anzurufen. Bald war sie Christin aus ganzem Herzen und sehnte sich darnach, es auch dem äußeren Bekenntnisse nach zu werden.



## Die nächtliche Flucht.

Oft, wenn Alles scheint verloren,  
Hat Gott Hilfe dir geschworen  
Und errettet plötzlich dich.  
Wenn du schwankst gleich schwachem Schilfe,  
Ist am nächsten Gottes Hilfe,  
Unerwartet zeigt sie sich.

Die sechs Monate waren bereits verstrichen, und Hali glaubte nun nicht länger mehr zögern zu dürfen, den Emir an sein Versprechen zu erinnern und für sich und Jusuf die Freiheit zu fordern. So trat er denn eines Morgens vor den Emir, als dieser eben mit Fatime in der Orangenplantage sich ergieng, und sprach: „Emir, es ist nun im siebenten Monat, seit ich um Jusufs willen von freien Stücken meine Dienste dir gelobt; ich habe nun mein Wort erfüllt, an dir ist's jezt, das deine zu erfüllen. Mit Treue und Eifer haben wir beide dir gedient, laß uns denn, wie du versprochen hast, frei, daß wir heimziehen in unser Vaterland.“

Solche Rede schien dem Emir nicht willkommen, denn seine Augenbraunen zogen sich düster zusammen. Doch hielt er seinen Unmuth zurück und entgegnete mit gelassener Stimme: „Hali, was ich versprochen, werde ich halten. Aber willst du nicht lieber hier bleiben im herrlichen Lande der Syrer? Dein ritterlicher Sinn hat meine Gunst dir erworben, deine Treue gegen mich hat sich erprobt, auch Fatime ist dir gewogen, und es blieb meinem scharfen Auge nicht verborgen, daß alle deine Mitsclaven dich ehren. Bleibe hier, und es

soll dich nicht gereuen. Du sollst frei und aller niederen Arbeit entbunden sein; ich will dich zum Aufseher über meine Sklaven machen, und ihrer sind nicht wenige.“

„Emir, sprach Hali, ich danke dir für dein Vertrauen; aber verüble mir's nicht, daß ich meine völlige Freiheit höher schätze und meine Heimath dem fremden Lande vorziehe!“

„Sei kein Thor, Hali, rief der Emir in schmeichelndem Tone entgegen. Verschzerze nicht blindlings dein Glück! Sieh ich habe dir noch Größeres zugebacht. Der Emir von Damascus wird dein Freund sein. — Bedenke, was das heißt! Ich will dich mit Schätzen bereichern, die deine kühnsten Wünsche übersteigen. Ich will dir zu hohen Würden im Heere der Gläubigen verhelfen, ja die Hand Fatimens soll dein Preis sein, wenn du dich entschließt, den schmählichen Christenglauben abzuschwören und zu Mahomet, dem großen Propheten, dich zu bekennen.“

Fatime zitterte bei diesen Worten des Vaters und blickte angstvoll auf Hali, als wollte sie ihn fragen: Christ, wirst du standhaft dieser Versuchung widerstehen und treu bleiben deinem göttlichen Glauben?

Hali fühlte einen eisigen Schauer durch seine Glieder rieseln. Ein tiefer Unwillen überzog sein Angesicht, mit edlem Stolze richtete er sich empor, und, festen Blickes den Emir anschauend, sprach er mit tiefer, feierlicher Stimme: „Emir, was begehrt du von mir? Welcher Schandthat hältst du mich fähig? Um Christi willen trage ich seit achtzehn Monden das Sklavenjoch, und noch keinen Augenblick habe ich es bereut; noch keinen Augenblick hat der Trost meines heiligen Glaubens mich verlassen; die Gnade des Herrn und die Hoffnung auf den ewigen Lohn hat mich in allen Leiden gestärkt und aufrecht erhalten; und jetzt, wo der Herr mir die Freiheit zurückgeben will, die ich ihm demüthig geopfert hatte, jetzt sollte ich ihn feigherzig verlängnen, Ihn, der für mich am Kreuz gestorben

ist, Ihn, meinen Richter und Vergelter! Nimmermehr! Lieber will ich Sklave sein und bleiben mein Leben lang, eher werde ich alle Qualen erdulden und den schmerzlichsten Tod ausstehen, als mich zu deinem falschen Propheten bekennen!"

Wüthend fuhr der Emir bei diesen Worten auf, und seine Faust faßte krampfhast den Griff des Dolches in seinem Gürtel. „Elender, schrie er, du wagst es, den Propheten zu lästern!“ Und er hätte dem wehrlosen Hali den Stahl in die Brust gestoßen, wäre ihm nicht Fatime mit dem angstvollen Ausrufe in den Arm gefallen: „Vater, er ist der Retter deiner Fatime!“ — „Ha, Verrueger, rief er ihm jetzt mit zornfunkelnden Augen und hochehobenem Dolche zu, danke es Fatimen, daß ich dich nicht durchbohre und die Zunge dir aus dem Halse reiße, wie es den Lasterern des Propheten gebührt. Doch nicht ungestraft sollst du bleiben. Du hast deine Freiheit verwirkt, du hast mich meines Wortes entbunden. Hinweg jetzt von meinem Angesichte! Du sollst deine Kühnheit strenge büßen!“ Bei diesen Worten ergriff der Emir den Arm seiner Tochter und zog die Zitternde mit sich fort nach dem Schlosse.

Hali sah ihm mit bitterem Lächeln nach, dann aber warf er sich auf die Knie nieder, dankte mit hochehobenen Händen Gott, daß er ihn gestärkt zu diesem Siege, und legte vertrauensvoll sein und Zusage Geschick in seine allmächtige Vaterhand. Kaum hatte er sich erhoben, so sah er einige Sarazenen auf sich zueilen, die ihm ohne Widerstand mit Stricken die Hände fesselten und ihn in eine Halle schleppten, wo man ihn mit einigen andern Slaven vorläufig einsperrte.

Der Tag verfloß in banger Erwartung. Zusage mußte seines Jammers kein Ende und zerbrach sich den Kopf mit tausend unausführbaren Plänen, wie er seinen Herrn retten wollte, und koste es auch sein eigenes Leben. Am Abende erhielt er Befehl, Fatimens Leibrock zu zäumen und ihr vor-

zuführen. Er that es mit schwerem Herzen. Fatime harrete seiner schon unter den Säulen des Eingangs. Sie sah sehr bleich und traurig aus. Indem sie aufstieg und den Baum ergriff, ließ sie mit bedeutungsvollem Blick einen Beutel in Iusufs Hand gleiten. Iusuf verbarg ihn schnell in seinem Kleide und zog sich zurück, um ungesehen sogleich den Inhalt zu prüfen, denn er ahnte mit Recht ein wichtiges Geheimniß. Der Beutel war mit Byzantinern gefüllt und oben darauf lag ein Pergamentstreifen, worauf die Worte standen: „Noch wenige Stunden, und es ist zu spät. Die Gartenpforte gen Sidon bleibt bis Mitternacht geöffnet. Meine zwei schnellsten Kenner gehören euch. Flieht! Der Heiland begleite euch! Betet für mich!“

Iusuf konnte, ohne Aufsehen zu erregen, mit seinem Herrn nicht sprechen, er beschloß also, die Vorbereitungen zur nächtlichen Flucht mit aller Sorgfalt zu treffen, und überließ das Weitere dem lieben Gott. Unterdessen war Fatime von ihrem kurzen Ritte wieder heimgekehrt. Als sie Iusuf das Pferd übergab, blickte sie ihn fragend an, und als dieser bedeutungsvoll nickte, stieg sie zufrieden die Treppen hinan.

Mitternacht war nahe, tiefe Stille lag auf den weitläufigen Gebäuden des Emirschlosses, nur vom Thiergarten her ließ sich von Zeit zu Zeit das dumpfe Brüllen eines Wildes vernehmen. Hali, auf hartem Lager hingestreckt, rang mit schweren Träumen. Er sah den Emir mit furchtbar verzerrten Zügen und geschwungenem Säbel auf sich stürzen und senkte schon das Haupt um den Todesstreich zu empfangen, doch in diesem Augenblicke beugte sich eine himmlische Gestalt, in welcher er die Züge Fatimens zu erkennen glaubte, schützend über ihn und entführte ihn durch die Lüfte.

Während er so träumte, und dicke Schweißtropfen von seiner Stirn rannen, wurden die Kiegel an der Pforte seines Gewahrsams geräuschlos zurückgeschoben, und Iusufs Kopf

streckte sich durch die halbgeöffnete Thüre und lauschte. Alles war still, nur das Athmen der Schläfer vernahm er. Reife trat er jetzt ein, zog aus seinem Kleide die verschleierte Laterne hervor und ließ den matten Schein durch den dunklen Raum streifen, um seinen Herrn zu erkennen. Er sah ihn, und schlich nun an zwei schlafenden Slaven vorüber, näherte sich vorsichtig Hali und berührte sanft dessen Stirne. Gilbert schlug die Augen auf und glaubte noch immer zu träumen, als er seinen Richard vor sich stehen sah. Dieser aber legte bedeutsam den Finger auf seine Lippen, und winkte ihm schnell und leise zu folgen. Gilbert erhob sich langsam von seinem Lager, und beide erreichten glücklich den Ausgang, den Richard hinter sich wieder leise verriegelte. „Nun schnell und stille!“ flüsterte er dem erstaunten Herrn zu, indem er hastig die Stricke von dessen Händen löste, verbarg die Leuchte und zog ihn mit sich fort in den Garten. Dort harrten ihrer die beiden Pferde an einem Drangenstamm angebunden. Behende schwangen sie sich auf, lenkten die Thiere behutsam durch die Pforte, und nachdem sie eine Strecke langsam vorwärts geritten waren, sprang Richard ab, entledigte die Pferde der Tücher, womit er aus Vorsicht ihre Hufe umwunden hatte, und nun ging es wie im Fluge dahin gen Sidon.

Als am nächsten Morgen die Flucht der beiden Christen im Schlosse ruchbar wurde, gerieth der Emir außer sich vor Wuth. Sogleich ließ er die schnellsten Rosse satteln, was aber nicht so schnell möglich war, weil Jusuf kluger Weise alles Sattelzeug, das unter seiner Aufsicht gestanden, in große Unordnung gebracht hatte. Doch ehe eine halbe Stunde verflossen war, jagte der Emir mit einer bewaffneten Schaar aus dem Schlosse den Entflohenen nach.

Fatime sah von ihrem Söller aus sie dahinjagen, und eine namenlose Angst erfüllte ihre Seele. Sie fiel nieder auf ihre Kniee und betete mit glühender Inbrunst: „O du

Vater im Himmel, schütze meinen Vater und rette die Verfolgten! O ewiger Sohn Gottes, du Heiland der Welt, beweise deine Macht an diesen deinen Bekennern, und auch ich will deinen Namen bekennen und dir dienen! O Maria, du hohe Jungfrau, sie nennen dich die Mutter der Gnade, sie vertrauen deinem Schutze, o beweise dich denn als ihre mächtige Beschützerin. Hilf ihnen, und hilf auch mir!" Während sie so betete, legte sich der Sturm in ihrem Innern, und ein wunderbarer Trost erfüllte ihr Herz und verscheuchte alle Angst. Voll ruhiger Zuversicht warf sie noch einen Blick nach der Gegend, wohin die Verfolger ihren Weg genommen hatten, und begab sich dann an ihre gewohnten Beschäftigungen.

---

## Kindesliebe und Gottesliebe.

Daß die Heimath sie erreiche,  
Hebt die Taube ihren Flug. —  
Nach dem süßen Himmelreiche  
Hat die Seele ihren Zug.

Der Tag verging, und weder die Entflohenen wurden zurückgebracht, noch der Emir selbst kehrte heim. Erst spät am Abend sah man Zwei aus dem Gefolge des Emir auf staub- und schweißbedeckten Rossen über die Zugbrücke reiten. Bald waren sie von einem großen Theil der Schloßbewohner umringt und mit Fragen bestürmt. Sie erzählten nun mit trüben Gesichtern: „Nach stundenlangem Suchen hatten wir eben die Spur der Flüchtlinge entdeckt, als wir am Fuße des Gebirges plötzlich von einem zahlreichen Schwarm saracenischer Räuber überfallen wurden. Der Emir, wüthend darüber, daß er in der Verfolgung sollte aufgehalten werden, stürzte sich mitten unter die Räuber, die ihn alsbald umringten und trotz der furchtbaren Säbelhiebe, die er nach allen Seiten austheilte, überwältigten und zu Boden rissen. Wir boten alle Kraft auf, unsern Herrn ihnen zu entreißen, aber bald lagen die Meisten von uns röchelnd in ihrem Blute, nur uns Beiden gelang es, uns durchzuschlagen und das Freie zu gewinnen.“ Indessen versicherte Razza, so hieß der Eine, daß die Räuber den Emir nicht getödtet, sondern, wie er aus der Ferne beobachtet habe, lebend in das Gebirg geschleppt hätten, wahrscheinlich um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen.

Diese Botschaft wurde alsbald auch Fatimen mitgetheilt. So tief sie das Unglück ihres Vaters auch schmerzte, so konnte sie doch nicht umhin, darin die sichtbare Fügung Gottes zu erkennen, welcher dem Verfolger die Freiheit rauben wollte, um den Verfolgten dieselbe zu sichern; und sie hoffte zuversichtlich, daß wenn Letzteres geschehen sei, der Herr auch ihrem Vater die Freiheit wieder schenken werde. Doch ein, zwei, drei Tage vergingen, und vergeblich harrte man der Rückkehr des Emir oder dem Erscheinen eines Boten wegen des Lösegeldes. Aber während dieser drei Tage gediehen in Fatimens Seele zwei große Pläne zur Reife; der erste betraf die Befreiung ihres Vaters, der zweite noch heldenmüthigere Entschluß galt dem Heile ihrer Seele. Die Abwesenheit des Emir hatte ihr Gelegenheit gegeben, ihre Kraft zu erproben, und sie fühlte sich mit Gottes Gnade stark genug, die Anhänglichkeit an ihren Vater der Liebe zu Gott und ihrem Heile zum Opfer zu bringen.

Am Abende des dritten Tages ließ sie Mazza zu sich rufen, und sprach zu ihm, vertrauensvoll die Hand auf seine Schulter legend: „Mazza, du warst meinem Vater, deinem Herrn, allzeit treu ergeben, du hast es bewährt in mancher blutigen Schlacht, und der Emir setzte immer sein volles Vertrauen auf dich.“ — „Herrin, rief Mazza betroffen, hätte mein Leben den Emir aus den Händen der verfluchten Rotte befreien können, mit Freuden hätte ich's darangesetzt; aber sagt selbst, was vermochten Zwei gegen Dreißig dieser wilden Bestien?“ Fatime entgegnete besänftigend: „Mazza, nicht um dir Vorwürfe zu machen, habe ich dich zu mir rufen lassen; denn niemals habe ich an deiner Treue und an deinem Muth gezweifelt, sonst würde ich dich nicht erwählen, mir den Vater retten zu helfen.“ — „O dann sagt nur, was ich dabei thun kann, mein Blut und mein Leben setze ich daran!“ rief Mazza. — „Vorerst, so fuhr Fatime fort, bedarf ich



deiner erprobten Schlaueit, um den Verdeck auffindig zu machen, wo der Emir gefangen gehalten wird.“ — „Und dann?“ fragte Mazza gespannt. „Dann kehrst du zurück, und wir werden den weiteren Plan entwerfen. Gelingt unser Unternehmen, dann sei eines reichen Lohnes versichert!“ — „Gebietenin, sprach Mazza stolz, ihr sollt euch in Mazza nicht getäuscht haben!“

Noch vor Sonnenuntergang verließ Mazza, zur Verwunderung der Dienstenle in der Kleidung eines gewöhnlichen Gebirgsbewohners, auf dem Rücken einen Schlang mit Terpentiu gefüllt (einem ergiebigen Handelsartikel jener Gegend) das Schloß. Nach vier Tagen kehrte er zurück und eilte zu Fatime mit der frohen Kunde: „Er ist gefunden! Tief im Gebirge, eine gute Tagreise von hier liegt er versteckt.“ — „Vortrefflich!“ rief Fatime erfreut, und reichte ihm eine Hand voll Goldstücke dar. „Nimm dies für das erste Wagestück, der Lohn für das zweite wird noch reichlicher werden. Nur fein verschwiegen im Hause, damit kein unvorsichtig Wort unser Unternehmen störe. Du erquicke dich jetzt und gönne dir Ruhe, du wirst ihrer bedürfen; doch für Morgen halte die drei besten Renner bereit, den Einen mit meinem Sattel, noch vor Tagesanbruch machen wir uns auf die Reise.“ — „Ihr“ fragte ganz verwundert Mazza. „Ich und du,“ versetzte Fatime lächelnd. „Und drei Pferde?“ fragte Mazza wieder. „Freilich, versetzte Fatime, denn das dritte soll den Emir in sein Schloß zurücktragen.“ Mazza schien die Sache nicht recht begreifen zu wollen, doch an blindem Gehorsam gewöhnt, ging er und that, was ihm befohlen. So sehr ihn jetzt auch Alle mit neugierigen Fragen bestürmten über seine mehrtägige Abwesenheit und seine geheimnißvollen Vorbereitungen zur Reise, es war aus ihm nichts herauszubringen.

Am andern Morgen fand die aufgehende Sonne die beiden Reiter auf einem schmalen Pfad im Gebirge, wo sie schweigend dahin zogen. Mazza wohlbewaffnet, vor sich auf dem Sattel geschnallt einen schweren Sack, welcher für den Nothfall das Lösegeld enthielt, und einen andern mit Lebensmittel, ritt voran; das für den Emir bestimmte Roß am Zaume mit sich führend; hinter ihm ritt Fatime in der Tracht eines kriegerischen Arabers, den krummen Damascener an der Seite, im Gurt einen breiten Dolch. Noch ehe die Sonne hoch gestiegen war, hatten sie den Schatten des Fichten- und Tannenwaldes erreicht, mit welchem das Gebirg bis hinauf an den Schneerücken bewachsen war. Lautlos ritten sie aufwärts, von Zeit zu Zeit innehaltend und horchend, ob keine Gefahr sich nahe. Jetzt gelangten sie zur Stelle, wo ein breiterer Weg ihren Pfad durchschnitt, und Fatime fragte, wohin dieser Weg führe. „Er führt zur Meeresküste,“ erklärte ihr Mazza. Eine kleine Strecke abwärts theilt er sich und führt zur Linken nach Tyrus, rechts aber nach Sydon, welches uns die Franken entrissen haben. O das war ein blutiger Kampf! Schon einmal hatten sie sich den Kopf an den Mauern verrannt. Aber bald machten sie einen neuen Versuch, und die Stadt fiel. Denn bei Allah! diese Franken kämpfen nicht wie Menschen, sondern wie Löwen; ihren Streichen widersteht kein Schild und kein Panzerhemd. Allah möge sie allesammt vertilgen!“ Fatime achtete wenig auf seine letzten Worte, doch die Stelle beschaute sie sich genau.

Nachdem sie noch einige Stunden geritten waren, hielt Mazza sein Pferd an und sprach halblaut, sich zu Fatime umwendend: „Hier müssen wir den Pfad verlassen und unsern Weg zu Fuß fortsetzen. Wir sind kaum noch eine halbe Stunde von unserem Ziele entfernt. Aber Herrin, das ist ein beschwerlicher Weg, und ihr mögt vom langen Ritte nicht wenig ermüdet sein. Werden wohl euere Kräfte ausreichen, um den

mühsamen Weg hin und zurück zu machen?“ „Sei darum unbesorgt; ich fühle durchaus keine Müdigkeit, laß uns nur eilen, um den Vater bald zu finden.“ — „So laßt uns denn absteigen,“ sprach Mazza, sich aus dem Sattel schwingend und dann Fatimens Pferd am Zaume fassend. — „Wir wollen die Pferde tiefer ins Dickicht führen und dann Rast halten, bis die Sonne vollends hinter dem Gebirge hinabgesunken ist.“

Nach kurzer Rast ging Mazza aus auf Spähe. Nach Verlauf einer kleinen Stunde kam er zurück, und mahnte zum Aufbruch, indem die Gegend frei sei, und die Räuber wohl nicht vor Anbruch des Morgens von ihrem Raubzuge zurückkehren würden. „Das Lösegeld, meinte Mazza, brauchen wir wohl nicht mitzuschleppen, wir werden dessen nicht bedürfen. Und sollte Einer vielleicht bei dem Emir Wache halten, so will ich ihm seinen eigenen Kopf als Lösegeld in den Schoos legen.“ Er band nun die Pferde an einem Fichtenstamme fest, indem er sie streichelnd zur Ruhe ermahnte, und dann machte er sich mit Fatime auf den Weg. Nachdem sie sich eine Strecke weit mühsam durch's Gestrüppe gewunden, öffnete sich der Wald und sie standen am Eingang einer wilden mit abgerissenen Felsstücken und Trümmern alten Mauerwerks übersäeten Thalschlucht, an deren äußerstem Ende auf einem Felsenvorsprung sich ein halbzerfallener Thurm zeigte. Mazza wies schweigend, aber mit bedeutenden Blicken nach diesem Punkte hin. Fatime verstand ihn, und ihr Herz erzitterte in freudiger Angst. Schnellen Schrittes durcheilte sie die Schlucht, und Mazza hatte Mühe, ihr zu folgen. Jetzt standen sie am Fuße des Felsenthurms. Mühsam und mit möglichster Vorsicht kletterten sie über das Gestein empor und erreichten endlich eine festverrammte Maueröffnung. „Die Raubvögel sind alle ausgeflogen!“ flüsterte Mazza, und beeilte sich, mit kräftigem Arme die Steinblöcke bei Seite zu wälzen, die den

Eingang versperreten, und schnell drängte sich Fatime durch die enge Mauerspalte.

Durch einen niederen und finsternen Gang gelangte sie in ein riesiges Gewölbe, durch dessen halbeingestürzte Decke reichliches Licht von Oben eindrang. Hier lag der Emir, an Händen und Füßen geknebelt, auf den Steinplatten. Als er das Geräusch hinter sich hörte, erhob er sich halb von seinem Lager und brüllte, daß es schauerlich an den Wänden widerhallte: „Elende, habt ihr euch noch immer nicht an meiner Qual erschättiget? Bestimmt mir endlich das Lösegeld, so hoch es auch sei, oder stoßt mir das Messer in's Herz, damit — „Vater!“ rief jetzt Fatime und umfaßte ihn mit beiden Armen. Den Emir durchzuckte ein jäher Schrecken, seine Lippen bebten, Thränen entquollen seinen Augen, und kraftlos zurücksinkend, jammerte er: „Fatime, o mein geliebtes Kind, so bist auch du in die Hände dieser Verfluchten gefallen, um mein Unglück voll zu machen!“ — „Nein, Vater, sondern um auch dich aus ihren Händen zu befreien, haben die Engel mich zu dir geführt!“ sprach Fatime freudig, und schnell durchschnitt sie mit dem Dolche die Stricke, richtete den Vater auf und zog ihn mit sich fort nach dem Ausgange, wo Mazza indeß Wache gehalten hatte. Der Emir wußte nicht, wie ihm geschah, doch jetzt war keine Zeit zu fragen, eilig ging's in die Schlucht hinab und unaufhaltsam fort bis zu der Stelle, wo die Pferde sich befanden. Hier erst machten sie Halt, und jetzt umarmte der Emir weinend seine geliebte Tochter. „O Fatime, sprach er mit innigster Rührung, du theures Kind, was hast du gewagt für deinen Vater!“ — „Was mein Herz mir geboten, entgegnete Fatime, vergiß nie, daß Fatime dich mehr liebt, als ihr Leben!“ — „O wie sollt' ich's je vergessen,“ rief der Emir und drückte sie freude-trunken an sein Herz. „Vergiß aber auch Mazza nicht, setzte Fatime bei, denn ohne seine Hilfe wäre mir's nicht gelungen.“

— Der Emir reichte diesem dankbar die Hand, und verhiess ihm reiche Belohnung. — „Doch jetzt schnell zu Pferde!“ rief Mazza, und lenkte die Kasse aus dem Dickicht wieder auf den Pfad. Dort stiegen sie auf, und so schnell es der steinige Pfad erlaubte, ging nun die Rückreise vor sich. Zur Vorsicht ritt Mazza eine Strecke voraus, um die Sicherheit des Weges zu erforschen; Fatime aber ritt, da der Pfad für zwei Pferde zu enge war, hinter dem Vater, weil, wie sie sagte, der Rücken frei sei, und ihr Pferd williger und sicherer schreite, wenn es ein anderes vor sich sehe.

Die Nacht war unterdessen weit vorgeschritten und ein starker Nebel lagerte sich auf den Waldhöhen. Stillschweigend waren sie mehrere Stunden geritten, und die Straße nach der Meeresküste war nicht mehr ferne. Plötzlich hielt Fatime ihr Ross an; man hörte aus weiter Ferne verworrenes Geschrei. „Vater, rief sie, hörst du nicht die fernen Stimmen? Laß dein Ross ausgreifen, so gut es kann, und sei unbesorgt um mich; du weißt, ich sitze fest im Sattel, und mein Renner bleibt hinter keinem zurück!“ Wie Pfeile sausten die Pferde jetzt, den Boden kaum berührend, durch den Wald. Fatime aber ließ mit Absicht den Vater einen Vorsprung gewinnen. Jetzt hatte sie den Kreuzweg erreicht. „Meine Kindespflicht ist erfüllt!“ sprach sie, halblaut mit einem Blick zum Himmel. „Gott der Allmächtige schütze dich und mich!“ Und beugend beugte sie in die Seitenstraße ein, auf der sie mit verdoppelter Eile dahin flog.

## Ein Doppelfest.

Wie war mir sonst so trübe,  
Wie ist mir nun so wohl!  
Wie ist das Herz mir voll  
Von Lieb' und Lieb' und Liebe!  
Ich habe nun genossen  
Vom süßen Liebesmahl,  
Da ist ein Himmelsstrahl  
Mir in das Herz gestossen.  
O selig Abendmahl!

Von den Thürmen der Paulskirche zu London tönte festliches Geläute, und aus allen nahen Straßen und Gassen wälzten sich die Massen neugierigen Volkes aus allen Ständen nach der Kirche hin. Im feierlichen Gepränge zog der Bischof, umgeben von seiner zahlreichen Stiftsgeistlichkeit, in den festlich geschmückten Tempel ein, wo in die mächtigen Orgeltöne, Trompetengeschmetter und Paukenwirbel sich mischten zum feierlichen Willkomm. Die weiten Hallen der Kirche waren bereits mit Gläubigen fast überfüllt, und nur langsam konnte sich der Zug durch die dichtgedrängten, vor- und zurückwogenden Reihen zu beiden Seiten hinbewegen nach der Taufkapelle zur rechten des Haupteingangs. Die Clerisei trat in das Innere des Baptisteriums, unter dessen weitgeöffneter Pforte der Sitz des Bischofs errichtet war; dort ließ der ehrwürdige Kirchenfürst sich nieder, das Angesicht gegen das Volk gewendet. Der Ceremoniar erhob seinen silbernen Stab, um Stille zu gebieten. Allmählich, wie ein austobender Sturm, legte sich

das Losen der drängenden Massen, und Alles horchte jetzt lautlos auf die Worte des Bischofs. Er erklärte die hohe Bedeutung des vorzunehmenden heiligen Actes, schilderte dann die wundervollen Wege und Mittel, deren sich die göttliche Liebe und Erbarmung zur Rettung der Seelen bedient, und ergoß sich zuletzt voll Begeisterung in das Lob des Herrn.

Der Bischof schwieg, und aus einer Seitenthüre trat eine Jungfrau hervor, geleitet von vier Edelfrauen aus den vornehmsten Familien der Stadt. Das blendend weiße mit goldenen Lilien übersäete Kleid, die dunkeln Locken, welche unter dem zurückgeschlagenen Schleier hervorwallten, die edle orientalische Gesichtsbildung, die Verklärung, in welcher ihr Antlitz strahlte — vollendeten das herrliche Bild, auf welches jetzt alle Blicke mit stummer Bewunderung sich richteten. Es war die Fürstentochter aus dem heiligen Lande — es war Fatime.

In tiefer Andacht kniete sie vor dem Bischofe nieder, und als dieser nach altem Kirchengebrauche die Frage an sie richtete: Willst du getauft werden? Da ergoß sich ein Strom von Thränen über ihre Wangen, und in heiliger Begeisterung sprach sie mit lauter Stimme: „Ehrwürdigster Vater, das ist der heißeste Wunsch meiner Seele. Darum habe ich Ehren und Reichthum, Vater und Vaterland verlassen, tausend Gefahren mich preisgegeben und dieses ferne Land aufgesucht, um die Gnade der Taufe zu erlangen und ein Kind Gottes zu werden.“ Alle Umstehenden weinten und schluchzten, selbst die Augen des Bischofs füllten sich mit Thränen tiefer Rührung. Er gab ihr den Namen Mathilda, denn das Gedächtniß dieser heiligen Kaiserin feierte die Kirche an jenem Tage.

Nachdem die vorbereitenden Ceremonien vollendet waren, traten sie in das Innere des Baptisteriums zum Taufbrunnen, und hier empfing Mathilda die heilige Taufe und unmittelbar darauf das heilige Sakrament der Firmung. Nun stimmte

der Bischof den ambrosianischen Lobgesang an, die Trompeten und Pauken erklangen, die Orgel fiel mit vollen Tönen ein, und unter dem vieltausendstimmigen Gesang des Volkes bewegte sich der Zug, Mathilda mit der flammenden Kerze in der Mitte ihrer Begleiterinnen, durch das Schiff der Kirche zum Hochaltar, an dessen Stufen der Bischof sich niederließ. Jetzt nahte in ritterlichem Festschmuck Gilbert dem Altare, ergriff die Hand Mathildens und kniete mit ihr vor dem Bischofe nieder. Der Bischof legte ihre Hände ineinander und sprach über diesen durch Gottes wunderbare Fügungen geschlossenen Ehebund den Segen der Kirche. Unter dem nun folgenden feierlichen Hochamt empfingen sie dann aus den Händen des Bischofs das allerheiligste Sakrament. Nach beendigtem Gottesdienste empfingen sie die Glückwünsche des Bischofs und der übrigen Geistlichkeit und ihrer Freunde, und der Jubelruf des Volkes begleitete sie aus der Kirche und durch die Straßen Londons bis zu ihrer Wohnung.

\*

Wir haben in unserer Erzählung hier dem Gange der Ereignisse vorgegriffen und müssen nun noch Einiges nachholen.

Gilbert und Richard hatten auf ihrer Flucht Sidon glücklich erreicht und nach wenigen Tagen schon Gelegenheit gefunden, auf dem kürzesten Wege nach England zurückzufegeln. Fatime war nicht ganz so glücklich gewesen. Sie hatte auf ihrer nächtlichen Flucht den rechten Weg verfehlt und war erst nach mehrtägigem Umherirren in den Bergketten des Libanon nach Tripolis gelangt, in demselben Augenblicke, wo im dortigen Hafen vier englische Schiffe einliefen, deren Eines nach drei Tagen nach der Halbinsel zurückzufegeln sollte. Fatime bestieg sogleich, nachdem sie ihr Pferd verwerthet hatte, das Schiff, weil sie dort am Sichersten die Abfahrt erwarten zu können glaubte. Das Schiff aber kehrte auf Umwegen zurück,





und erst nach einer beschwerdevollen Seereise von mehreren Monaten konnte sie die Küste Britanniens betreten. Nicht weniger mühevoll war ihre Weiterreise bis nach London; doch auch dieses erreichte sie endlich unter Gottes Schutz. Aber verlassen stand sie jetzt da in der weiten, unbekannten Stadt, unter Menschen, deren Sprache sie nicht redete, und welche ihre Fragen nicht verstanden. Was sollte nun aus ihr werden, wo sollte sie Schutz und Hilfe finden? Aus angstvollem Herzen flehte sie jetzt zu Gott um Rath und Hilfe. Und Gott half. In geschäftiger Eile, mit einem Korbe voll Lebensmitteln beladen, schritt in diesem Augenblicke Richard an ihr vorüber. Trotz seiner veränderten Kleidung erkannte sie ihn als Denjenigen, der mit Hali aus ihres Vaters Schloß entflohen war, und in freudiger Ueberraschung entfuhr ihren Lippen der Ruf: „Zusuf!“ — Betroffen wandte Richard sich nach der Seite hin, von wo dieser Ruf gekommen, — und der Korb entfiel seinen Armen. Wie vom Blitze getroffen stand er da und starrte mit weit offenen Augen die fremde Gestalt an. Er glaubte zu träumen. „Zusuf!“ — wiederholte Fatime mit zitternder Stimme. Jetzt war der letzte Zweifel entwichen, es löste sich Richards Zunge, und die Hände hoch zusammenschlagend, rief er aus: „Allmächtiger Vater des Himmels! — Fatime! — wahrhaftig Ihr seid's! — Welches Wunder führt Euch an diese Stelle? — Die Engel müssen Euch durch die Lüfte getragen haben!“ — „Die Sehnsucht meines Herzens hat mich getrieben, entgegenete sie, und Gottes Liebe hat mich geleitet und beschützt. O so bin ich denn nicht ganz verlassen in dem fremden Lande, du wirst dich Derjenigen annehmen, die einst die Freiheit dir verschafft hat!“ — „O du guter Gott! rief Richard und weinte wie ein Kind, ich Euch verlassen, was sagt Ihr? Richard Euch verlassen? und müßt' ich das Brod für Euch auf den Straßen betteln, ich verließ' Euch nicht! Doch damit hat es keine Noth! Lebt ja mein

Herr auch noch. O wie wird er sich freuen? Wie oft haben wir Eurer gedacht, wie viel haben wir für Euch gebetet! O kommt, kommt nur schnell mit zu meinem Herrn!" Und hastig raffte er nun seinen Korb wieder auf und eilte fort so schnell, daß die ermüdete Fatime ihm kaum folgen konnte. In wilder Hast stürmte er hinein zu Gilbert. „Herr, Fatime!" mehr konnte er in seiner überwallenden Freude nicht hervorstoßern. Aber schon lag Fatime zu den Füßen des Ritters, umfaßte weinend seine Kniee und flehte: „Hali, verstoße mich nicht nicht! Habe Mitleid mit der verlassenenen Fatime. Du hast schon einmal das Leben meines Leibes gerettet, hilf mir auch meine Seele retten, um als Christin zu sterben.“

Gilbert hatte Mühe, seine Fassung wieder zu gewinnen, denn diese unerwartete Erscheinung hatte ihn bis in's Innerste erschüttert. Staunen und Verwunderung über solchen Heilseifer und tiefe Rührung über diese vertrauensvolle Bitte der edlen Fürstentochter erfüllten seine ganze Seele. Jetzt richtete er Fatime liebevoll auf, indem er ihre beiden zu ihm erhobenen Hände erfaßte, und sprach mit feierlichem Ernst: „Fatime, du heldenmüthige Jungfrau! So war Gott im Himmel ist, dessen Auge auf uns sieht, du sollst nicht vergeblich den Schutz Desjenigen angerufen haben, der dir Leben und Freiheit schuldet. Bei dem heiligen Kreuze des göttlichen Erlösers schwöre ich dir, für dich zu thun, was eines Menschen Kraft vermag!" Fatime blickte mit vor Freude leuchtenden Augen zum Himmel auf und sprach: „O Gott der Christen, wie gut bist du!".

Fatime wurde nun der Pflege einer vornehmen und frommen Matrone übergeben, von der sie mit der Liebe einer Mutter aufgenommen wurde. Ein Priester der Stadt unterrichtete sie vollends in den Lehren unserer heiligen Religion, wobei Gilbert die Stelle des Dolmetsch versah, bis Fatime der englischen Sprache vollständig kundig war. Je mehr sich vor ihrem

lebhaften Geiste die erhabenen und so beseligenden Geheimnisse des christlichen Glaubens erschlossen, desto mehr erglühete ihr Herz in Liebe gegen Jesus Christus, desto glücklicher fühlte sie sich, und desto inniger sehnte sie sich nach dem Augenblicke, wo sie den Heiland ganz würde angehören dürfen. Es ist nicht zu verwundern, daß in demselben Verhältnisse auch die Dankbarkeit und Liebe zu Demjenigen wuchs, welcher ihr durch Wort und Beispiel den Weg zu diesem Glück gezeigt hatte, und jetzt so edelmüthig sich ihrer annahm. Auch Gilbert Becket liebte sie mit eben so großer Hochachtung als Zärtlichkeit und glaubte ihre Zukunft nicht besser sichern zu können, als indem er sich mit ihr durch das heilige Band der Ehe verknüpfte.

---

## Neuer Zug in's heilige Land.

Nimm Christum in dein Lebensschiff  
Mit gläubigem Vertrauen.  
Stoß' ab vom Land und laß vor Riff  
Und Klippe dir nicht grauen.  
Und stög' auf wilder Wogenbahn  
Dein Schifflein auch hinab, hinan,  
Und schlugen selbst die Wellen  
In's Schiff hinein, — kannst ruhig sein,  
Er läßt es nicht zerbrechen.

Nach der Trauung befand sich Gilbert in nicht geringen Sorgen, denn er gedachte seines noch nicht gelösten Gelübdes, am Grabe des Erlösers zu beten und gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Entschluß, es zu erfüllen, stand fest in ihm, auf der andern Seite aber fiel es ihm schwer, Mathilda zu verlassen. So sehr er sich auch bemühte, diesen innern Kampf seiner Gefühle nicht offenbar werden zu lassen, so entging doch diese seine Schwermuth dem scharfen Blicke der besorgten Gattin nicht, und bald hatte sie ihm das Geheimniß entlockt. Da blickte die fromme Mathilda mild lächelnd in seine bange auf ihr hastenden Augen und sprach mit sanftem Vorwurfe: „Theurer Gemahl, könntest du wohl glauben, daß ich dich hindern werde in Dem, was du nach Gottes Willen und zu seiner Ehre zu unternehmen vorhast? Du hattest, als du meines Vaters Gefangener warst, mich versichert und durch die That bewiesen, daß du bereit wärest, für Jesus dein Blut und Leben zu opfern, und du weißt

doch, welch eine gelehrige Schülerin ich war. Ja, mein theurer Gemahl, ich habe von dir gelernt, Jesus über Alles zu lieben, und bin bereit, selbst das Liebste, was ich auf dieser Erde besitze, Ihm zum Opfer zu bringen. So schwer es mir auch ankommt, mich von dir zu trennen, so bin ich doch zufrieden, dich der Hand Gottes zu überlassen, denn nur seinetwegen habe ich dich gesucht. Ziehe also hin in den heiligen Krieg, der dreieinige Gott wird dich schützen und dein Vorhaben segnen. Nur eine Bitte habe ich an dich, daß, wenn dich die göttliche Fügung mit dem Emir von Damaskus zusammenführt, du nicht vergessest, daß er der Vater deiner Mathilda ist. Sei meinethwegen unbekümmert; der Herr, der so große Barmherzigkeit mir erwiesen hat, da ich noch eine Ungläubige war, wird mich gewiß nicht verlassen jetzt, wo ich eine Christin bin. Seine Engel werden dich begleiten, wie einst Raphael den jungen Tobias auf der gefährvollen Reise und dich zurückführen in meine Arme.“ Tief gerührt von solchem christlichen Heldenmuth umarmte Gilbert die fromme Gattin, und traf nun ohne Verzug die Anstalten zu seiner Reise.

Richard sollte diesmal seinen Herrn nicht begleiten, sondern zum Schutze Mathildens zurückbleiben, denn treueren Händen konnte die Sorge für sie nicht wohl anvertraut werden. Gilbert reiste ab, das vertrauensvolle Gebet Mathildens begleitete ihn. Er kam in Palästina an, als eben König Balduin sich zu einem Zuge nach Aegypten rüstete, um den Kalifen zu züchtigen für all das Elend, welches die ägyptischen Heere in früheren Jahren über das Königreich Jerusalem gebracht hatten. Der Britte schloß sich sogleich dem Zuge an. Der König an der Spitze von zweihundert und sechzig der kühnsten Ritter und beiläufig fünfhundert Mann Fußvolks, welchen die Lebensmittel auf Wagen nachgeführt wurden, erreichte nach elf Tagen ohne Unfall die Ufer des Nil. Der Schrecken, welcher dem Christenheere voranging, war so groß, daß Alles vor ihnen

floh, und die große stark befestigte Stadt Farnia ohne Schwertstreich in ihre Hände fiel. Dadurch stieg der Muth des Königs und seiner Ritter so hoch, daß sie beschloßen, in Eilmärschen gegen die Residenz des Kalifen selbst vorzurücken. Aber Anderes war im Rathe Gottes beschloßen.

Nach einem mit seinen Rittern eingenommenen Mahle von Milfschen ward der König plötzlich von entsetzlichen Schmerzen ergriffen, die ihren Sitz in einer schon vor mehreren Jahren empfangenen Wunde hatten. Balduin ließ in der Ahnung seines nahen Todes seine Ritter zu sich rufen, kündigte ihnen an, daß er in wenigen Tagen auf immer von ihnen scheiden werde, und nahm ihnen das Versprechen ab, seinen Leichnam nicht in heidnischer Erde zurückzulassen. Die Ritter geriethen ob solcher Rede in große Bestürzung; sie gaben zwar das verlangte Versprechen, hofften aber auf die Wiedergenesung des Königs. Indessen hielten sie es doch für rathsam, eilig den Rückzug anzutreten. Mit Mühe ward der kranke König auf das Pferd gehoben, allein er konnte sich auf demselben schon nicht mehr aufrecht erhalten und mußte auf einer aus Zeltstangen bereiteten Tragbahre fortgebracht werden. Mit jeder Stunde verschlimmerte sich sein Zustand, und als man in El-Arisch angekommen war, lag er bereits im Sterben. Jetzt hielten es die Ritter für Pflicht, den König, welcher kinderlos war, wegen seines Nachfolgers zu befragen. Balduin sagte ihnen mit schwacher Stimme: „Der Würdigste, die Krone des heiligen Landes zu tragen, ist mein Bruder Eustach. Sollte aber dieser nicht mehr nach dem Oriente zurückkehren wollen, so wählt zu eurem König den Grafen Balduin von Edessa oder auch einen andern wackern Ritter, den keine Gefahr zu schrecken und kein zeitliches Gut von der rechten Bahn abzulenken vermag, und der also am tüchtigsten ist, das Königreich gegen die Ungläubigen zu schützen.“ Kaum hatte der König diese Worte gesprochen, so sank sein

edles Haupt nieder, und seine scheidende Seele ging in die Ewigkeit.

Man nahm nun die Eingeweide aus dem Leichnam und begrub sie bei El-Arisch unter einem Steinhügel. Der Leichnam selbst wurde einbalsamirt und mit fort geführt. Die Gegend von El-Arisch ward von da an lange Zeit von den Arabern die „Balduinswüste“ genannt, und kein Muselman zog an dem Hügel, unter welchem des Königs Eingeweide begraben lagen, vorüber, ohne unter mancherlei Verwünschungen einige Steine gegen denselben zu werfen als gegen das Grab des ärgsten Feindes des Islam.

Die königliche Leiche in ihrer Mitte, zogen nun die Ritter durch das Thal Hebron gegen Jerusalem. Am Palmsonntage kam der Trauerzug vor den Thoren der Stadt an. Und seltsam! während durch das eine Thor die Leiche des verstorbenen Königs in feierlichem Zuge in die Stadt geführt wurde, zog gerade durch das entgegengesetzte Thor Graf Balduin von Edessa mit glänzendem Gefolge ein, um in der heiligen Stadt das Osterfest zu feiern. Wenige Tage nachher fand das feierliche Leichenbegängniß statt.

Im Vorhofe der Kirche zum heiligen Grabe, am Fuße des Kalvarienberges, etwa dreißig Schritte vom Grabe des Erlösers zeigt eine einfache Mauerinschrift an: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher das ganze Land den Christen wieder gewann; seine Seele ruhe in Christo!“ Dort neben der Ruhestätte des ersten christlichen Königs von Jerusalem, fand auch der zweite sein Grab. Bald erhob sich über Balduins I. Gruft ein prachtvolles Monument von weißem Marmor, dessen Inschrift den Ruhm des Helden in folgenden Zeilen der Nachwelt überliefern sollte:

„Rex Balduinus, Judas alter Machabaeus,  
Spes Patriae, vigor Ecclesiae, virtus utriusque,,

Quem formidabant, cui dona tributa ferebant  
 Cedar et Aegyptus, Dan ac homicida Damascus,  
 Proh dolor! in modico hoc clauditur tumulo“ \*).

Noch am Tage des Begräbnisses Königs Balduin I. traten die Fürsten und Barone des Reichs zur Wahl seines Nachfolgers zusammen. Sie fiel auf den Grafen von Edessa, den auch der sterbende König genannt hatte, und selbst seine Feinde für den Würdigsten erklärten. Die Feierlichkeiten der Königsfalsung ward auf den ersten Ostertag festgesetzt.

In den ersten Morgenstunden des hohen Festtages erschien der König Balduin II. in der vollen Versammlung der gesammten hohen Geistlichkeit und aller Reichsbarone. Als bald ward das h. Evangelium herbeigebracht, und, indem der König voll Ehrfurcht die entblößte rechte Hand darauf legte, sprach er mit feierlichem Ernste langsam und laut die Worte des Eides nach, welche einer der Barone ihm vorsprach. Darauf ließ er sich auf den Königsstuhl nieder, und alle Vasallen, Einer nach dem Andern, traten vor ihn hin und huldigten ihm als dem neuen Monarchen. Nachdem alle Anwesenden gehuldigt hatten, erhob sich der König von seinem Sitze, und legte die zur Krönung vorgeschriebenen Kleider an, während die Uebrigen sich zum Zuge ordneten, welcher sich jetzt in feierlicher Stille nach der Kirche des h. Grabes hinbewegte. Der König in der Kleidung eines Diacon, mit geschorenem Haupte, umgeben von den vier höchsten Kronbeamten, nämlich dem Senechal, dem Connetable, dem Marschall und dem obersten Kämmerer, nebst deren Unterbeamten, befand sich in der Mitte des Zuges, welchem

---

\*) „König Balduin, ein zweiter Judas Machabäus, die Hoffnung des Landes, die Freude der Kirche, die Stärke Beider, vor dem erzitterten und Tribute niederlegten Cedar und Aegypten, Dan und das mörderische Damascus; ach, in diesem kleinen Grabhügel liegt er eingeschlossen!“



sich das Volk in Masse nachdrängte. Trotz seines vorge-  
rückten Alters blühte noch auf Balduins Wangen die frische  
Farbe jugendlicher Gesundheit, und erhöhte noch mehr die  
Anmuth seiner an sich schon milden und einnehmenden Ge-  
sichtszüge.

In der Kirche des h. Grabes, an den Stufen des  
Altars empfing den König der Patriarch von Jerusalem,  
Arnulf. Sein Aussehen war das gerade Widerspiel von dem  
des Königs. Sein Angesicht war bleich und eingefallen, seine  
Gestalt von Krankheit gebeugt, und in seinen Zügen erkannte  
man das deutliche Gepräge seines nicht mehr fernen Todes.

Hier wiederholte der König den schon einmal vor den  
Reichsbaronen geleisteten Eid, wonach der Patriarch ihm die  
Königskrone auf das Haupt setzte, und dann seinerseits  
und im Namen der ganzen Geistlichkeit ihm Treue und Bei-  
stand gelobte. Zuletzt stellte er Balduin II. auch dem ver-  
sammelten Volke als seinen neuen König vor und ermahnte  
Alle zur Treue und Unterwürfigkeit. Jetzt folgte das Te  
Deum, nach dessen Absingung das feierliche Hochamt begann.

Während der h. Messe saß der König dem Altare ge-  
genüber auf einem reichvergoldeten Lehnstuhle. Nachdem aber  
das heiligste Opfer bis zur Wandlung vorgeschritten war,  
und der Patriarch den h. Leib und das Blut des Herrn zur  
Anbetung emporgehoben hatte, ward der König von zwei der  
vornehmsten aus den anwesenden Prälaten zum Altare geleit-  
et, wo der Patriarch sein Haupt mit dem h. Oele salbte  
und ihm, unter Glückwünschung zu seiner Erhebung, die  
königlichen Insignien überreichte, welche Balduin sogleich an-  
legte. Der hochwürdigste Celebrant setzte den h. Opferact  
fort bis zur Oratio de pace. Hier wendete er sich wieder  
zum Könige, ertheilte ihm den Friedensfuß, was dann auch  
von allen anwesenden Prälaten der Reihe nach geschah. Un-  
terdessen hatte der Patriarch die Communion vollendet; der

König kniete jetzt an den Stufen des Altars nieder, nahm die Krone vom Haupte, um sie zu den Füßen des Königs aller Könige niederzulegen, dessen hochheiligen Leib er nun aus der Hand des Patriarchen empfing.

Der Patriarch erteilte, die Mitra auf dem Haupte, den Hirtenstab in der Linken, den versammelten Gläubigen den Segen, und bald darauf trat der Connetable des Reichs vor mit der Reichsfahne, reichte dieselbe dem Patriarchen, welcher sie mit einer bedeutungsvollen Anrede dem Könige übergab, aus dessen Hand der Connetable sie zurückerhielt.

Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung und führte den König, von der Geistlichkeit und allen Großen des Reichs begleitet, von der Grabeskirche hin nach der Stätte des alten jüdischen Tempels. An derselben Stelle, wo einst das göttliche Kind Jesus von seiner jungfräulichen Mutter dem himmlischen Vater war dargebracht worden, war jetzt ein kostbarer Altar errichtet, zu welchem man den neuen König führte. Und der König nahm die Krone vom Haupte und legte sie als Opfer dem Herrn auf den Altar nieder, um sie dann durch eine andere Opfergabe wieder einzulösen.

Von hier begab sich der König in die Behausung der Tempelherrn, wo er mit seinen Baronen öffentlich speiste, und die Bürger von Jerusalem das Ehrenrecht übten, bei der Tafel aufzuwarten und den neuen König sammt seinen Gästen zu bedienen. In der Stadt selbst wurde dieses Fest durch öffentliche Belustigungen gefeiert.

• So erhebend auch die Krönungsfeierlichkeiten für das fromme Gemüth Ritter Gilberts sein mochten, so entsprachen sie doch nicht dem eigentlichen Zwecke seiner Anwesenheit im heiligen Lande. Er wollte ja für Christus kämpfen. Doch bald sollte er hiezu Gelegenheit finden.

Ilgazi, Fürst von Aleppo, hatte sich mit dem Emir Togthekin von Damaskus und dem Emir der asaditischen Araber

gegen Roger, Fürsten von Antiochia, verbunden, und sie fielen mit großer Heeresmacht in dessen Gebiet ein. König Balduin eilte dem bedrohten Vasallen zu Hilfe, und christliche Heerhaufen von Tripolis und Odeffa schlossen sich ihm an. Auch Gilbert war unter den ausziehenden Rittern. Fürst Roger aber war bereits ohne die nahende Hilfe zu erwarten, den verbündeten Feinden entgegengezogen und wagte, von unbefonnener Kampflust hingerissen, in dem engen Thale bei Bethal eine Schlacht, in welcher beinahe sein ganzes Heer zu Grunde ging, und er selbst, obgleich mit Löwenthuth kämpfend, von einem türkischen Säbel getroffen fiel. An seiner Seite fiel der fromme Erzbischof Peter von Apamea. Er hatte während der Schlacht dem Fürsten das Kreuz vorgetragen und ihn auch dann noch nicht verlassen, als schon fast alle ihn umgebenden Ritter erschlagen oder gewichen waren.

Die Türken säumten nicht, ihren Sieg zu verfolgen, und schon bedrohten sie die Stadt Antiochia selbst, als Balduin, und mit ihm die Fürsten Pontius von Tripolis und Joscelin von Odeffa mit ihren tapferen Schaaren ankamen und der Sache eine andere Wendung gaben. Bei Haleb kam es zu einer mörderischen Schlacht. König Balduin that Wunder der Tapferkeit. Gilbert Becket blieb hinter keinem Ritter zurück, er focht im dichtesten Gedränge, denn er war mit einer Ritterschaar in die Schlachthäufen der Damascener eingedrungen. Die Leichen der niedergeschmetterten Syrer häuften sich wie ein Wall vor den nachbringenden neuen Kämpfern auf. Auch an Gilberts Seite sank mancher Sprosse der edelsten Geschlechter todesbleich zu Boden. Jetzt aber stürmte der Emir von Damascus selbst mit einer auserlesenen Schaar gegen die Franken an. Gilbert erkannte auf den ersten Blick seinen ehemaligen Herrn, den Vater seiner Mathilda. In seinem Innern erhob sich ein mächtiger Kampf zwischen Haß und Liebe, und in augenblicklicher Unentschlossenheit senkte er

sein Schwert; aber im nächsten Augenblicke sank er schwer getroffen bewußtlos zu Boden.

Als Gilbert aus seiner Betäubung wieder erwachte, befand er sich unter einem Zelte auf weichem Lager, umringt von christlichen Rittern, die beschäftigt waren, die blutenden Wunden zu verbinden. Die Schlacht hatte ausgetobt; der Tod hatte reiche Ernte gehalten; die Leichen von hundert christlichen Rittern und fünfhundert Fußsoldaten, und mehreren tausend erschlagenen Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Die Christen hatten das Feld behauptet, und die Feinde kampfes- müd bei einbrechendem Abend sich zurückgezogen.

Gilberts Wunden waren zwar nicht tödlich, doch machten sie ihn unfähig, weiter am Kampfe Theil zu nehmen. Darum schloß er sich nach einigen Tagen der Ruhe in Antiochia dem königlichen Heere an, welches nach Jerusalem zurückkehrte, während König Balduin selbst mit den antiochischen Kriegern den Kampf mit Glück fortsetzte. Der brittische Ritter erholte sich vollkommen von seinen Wunden. Drei und ein halbes Jahr war er nun schon von der Heimath entfernt; er hatte am Grabe des Erlösers gebetet, für Ihn gekämpft und geblutet; sein Gelübde war gelöst, und so trat er denn die Rückreise nach England an. Glücklicherweise traf er in London ein, wo ihn Mathilda mit Dank und Preis gegen Gott empfing und ein lieblicher Knabe von drei Jahren, der in der Taufe den Namen Thomas empfangen hatte, ihn als Vater begrüßte. Von nun an lebten die beiden frommen Eheleute in ungetrübter Ruhe, ihre ganze Sorgfalt auf die christliche Erziehung ihres einzigen Kindes verwendend. Gilbert kam in seiner Vaterstadt zu hohen Ehren und beschloß sein tugendreiches Leben als Vice-comes (Scherif) zu London i. J. 1138. Bald folgte auch Mathilda ihrem Gemahl in das Land des ewigen Friedens nach. Der Sohn aber, welcher dieser durch

Gottes wunderbare Fügung geschlossenen Ehe entspröß, ist jener ruhmwürdige Thomas Becket, welcher als Erzbischof von Canterbury durch die Schuld des leichtfertigen Königs Heinrich von England als Märtyrer starb und von der Kirche als Heiliger verehrt wird.

---

## V.

# Der Cispalaß.

Erzählung aus dem vorigen Jahrhunderte.

---

### Kaiserin Anna.

Die Erde ist das große Haus der Schmerzen;  
Welch' Menschenkind ist ganz gesund?  
Der Eine ist am Leib', der Andere am Herzen,  
Ein Anderer an der Seele wund.

Rußlands Kaiser, Peter II., der unwürdige Enkel Peter des Großen, war als das Opfer seiner schändlichen Ausschweifungen in einem Alter von sechzehn Jahren nach kurzer, bedeutungsloser Regierung unvermählt und kinderlos gestorben. Der alte Reichskanzler Ostermann, welcher seither die Regierung geleitet hatte, darauf bedacht, sein Ansehen und seinen Einfluß auch ferner zu behaupten, strebte einer Fürstin den Weg zum Throne zu bahnen, welche von ihm den ersten Unterricht im Lesen erhalten hatte. Es war Anna Iwanowna, die Tochter Iwan's, des älteren Stiefbruders Peter des Großen, Wittwe des Herzogs von Kurland. Der Kanzler bot seinen ganzen Einfluß auf, um den Senat und die in Moskau versammelten Großen des Reichs zu gewinnen, und brachte es wirklich dahin, daß die beiden Töchter des großen Czaren übergeben und Anna zur Kaiserin erwählt wurde — je-

doch mit mehreren die unumschränkte Herrschergewalt beschränkenden Bedingungen.

Als der Fürst Basil Dolgoruth, von den Wahlherren entsendet, in das Zimmer der Herzogin trat, um ihr die Wahl der Nation kund zu machen, fand er bei der Herzogin einen schlechtgekleideten Menschen, dem er alsbald ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Nicht wenig befremdete es den Fürsten, als dieser Mensch den deutlichen Wink nicht beachtete und im Zimmer blieb. Er faßte den Unverschämten beim Arme, um ihn zur Thüre zu führen; allein zu seinem noch größeren Erstaunen trat Anna dazwischen und verhinderte dessen Entfernung; denn es war ihr Günstling, Ernst Johann von Biren, der Enkel eines Stallknechtes des Herzogs von Kurland, der aber seine Abkunft schlaun zu verbergen wußte. Er hatte zu Königsberg studirt, und sein ausgebildeter Verstand, verbunden mit einem einnehmenden Aeußeren, gewannen ihm die volle Gunst Anna's.

Zu den Bedingnissen, welche die neuerwählte Kaiserin unterzeichnen mußte, kam nun auch die: Biren vom Hofe zu verbannen. Anna unterschrieb; kaum aber hatte sie den Czarenthron bestiegen, so vernichtete sie diese Urkunde, erklärte sich als unumschränkte Selbstherrscherin aller Rußen und rief auch ihren Günstling aus seinem kurzen Exil zurück, ja ernannte ihn nachher sogar zum Herzog von Kurland, und dieser führte nun mit grausamen Uebermuth die Zügel der Regierung, welche sich durch empörende Gewaltthaten im Innern eben so sehr, wie durch glänzende Siege nach Außen denkwürdig machte. Ohne Rückhalt schwang er die blutige Geißel der Rachsucht über seine ehemaligen Feinde: Besonders das Haus Dolgoruth empfand sie schwer, und war bald seiner völligen Vernichtung nahe, denn fast alle Familienglieder verbluteten entweder unter dem Beile, oder hauchten unter den zermalmenden Stößen des Rades ihr Leben aus, oder schmachteten in der

Verbannung. Gleiches Loos theilten ihre Freunde, und wer immer das Unglück hatte, den Unwillen oder auch nur den Verdacht des Wütherichs auf sich zu ziehen. Gegen zwölftausend Menschen starben auf dem Blutgerüste, und über zwanzigtausend Unglückliche seufzten in den Wüsteneien Sibiriens.

Das zehnte Jahr dieser neronischen Regierung neigte sich zum Ende, als ein besonderer Umstand die Herzen mit neuer Angst und banger Ahnung erfüllte. Die Eisdecke der Nawa war eines Tages plötzlich mit geschäftigen Arbeitern bedeckt. Man sah, wie sie die Eismassen spalteten und zu großen regelmäßigen Quadern zurichteten. Das Staunen wuchs, als man beobachtete, wie die Werkleute unter der Leitung eines kaiserlichen Baumeisters diese behauenen Eisblöcke planmäßig auf einander setzten und an- und ineinander fügten, indem sie die Fugen mit Wasser begossen, welches, schnell zu Eis gefroren, statt des Mörtels diente. In kurzer Zeit erhob sich ein seltsamer Bau, und wenige Tage vor dem Neujahre 1740 stand er vollendet da — wie aus Einem Stücke gegossen, glitzernd und funkelnd wie ein ungeheurer Edelstein auf dem Riesenring, als welcher die eisige Nawa die Landschaft umschloß. Es war aber kein unförmlicher Eiscoloß, sondern es stellte einen vollkommenen nach allen Regeln der Kunst aufgerichteten, majestätischen Palast dar. \*) Ein schönes Frontispice krönte das prächtige Portal, und um das Dach schlang sich eine kunstreiche Gallerie, zu welcher eine geschmackvolle Treppe von Außen emporführte. Die Eingänge hatten ihre regelmäßigen Pfosten und Schwellen, die Fenster ihre

---

\*) Der Akademiker Kraz, später Professor der Mathematik in Tübingen, hat diesen Eispalast, welcher vom Januar bis März dauerte, in einer besonderen Schrift beschrieben. Auch das Nachfolgende beruht auf historischer Thatsache. Siehe „Gemälde von Petersburg“. Neutlingen. 1862.



Gewänder, Rahmen und Scheiben. Durch eine geräumige Vorhalle gelangte man zur Rechten in das Gesellschaftszimmer, worin auf einem Tische eine Tafeluhr, sowie Schüsseln mit verschiedenen Speisen aufgestellt waren; ihm gegenüber, auf der linken Seite des Vorhofs war das Schlafzimmer, mit künstlichem Putzische, Leuchter, Spiegel, allerlei Gefäßen und einer vollständig ausgerüsteten Bettstelle versehen — aber Alles vom Größten bis zum Kleinsten, Alles — von Eis. Selbst Kanonen und Mörser von Eis waren aufgestellt, aus welchen man schwache Schüsse abfeuerte und kleine hölzerne Granaten warf. —

Nur von ferne wagte man mit scheuem Blicke das unheimliche Eishaus zu betrachten, und gar Mancher ging mit sich zu Rathe, ob er nicht in irgend einer Weise das Mißfallen der Herrscherin oder ihres Günstlings auf sich gezogen habe; denn daß das Alles nur eine Vorbereitung zu einer neuen Gewaltthat sei, womit das zweite Jahrzehnt dieses greuelvollen Regiments beginnen sollte, darüber hegte Niemand einen Zweifel. Und man täuschte sich nicht; bald sollte sich das Räthsel lösen.

Ein angesehenener Edelmann am kaiserlichen Hofe, Prinz Gallizin, war durch Gottes Gnade zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt und hatte den Muth, offen dem griechischen Glauben zu entsagen und in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren — ein Schritt, für den er von Seite des Hofes das Schlimmste zu befürchten hatte; denn der Uebertritt zum römisch-katholischen Glauben galt dort als ein Verbrechen, für welches eine gewöhnliche Strafe nicht genügte. Als bald wurde der Convertite aller seiner Titel, Aemter und Würden beraubt und in einem Alter von vierzig Jahren in die Klasse der Pagen oder vielmehr der Hofkarren herabgesetzt; überdies sollte er der allgemeinen Verachtung und dem öffentlichen Spotte preisgegeben werden. Auf Befehl der Kaiserin

mußte der unerschütterliche Bekenner ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse zur Frau nehmen und zahlreiche Gäste eigenthümlicher Art wurden zu der wahrhaft schauerlichen Vermählungsfeier geladen. Zu diesem Zwecke flogen Boten nach allen Enden des Reiches.

Der erste Tag des Jahres 1740 war für die Hochzeit festgesetzt. Am frühen Morgen versammelten sich die Gäste in der Wohnung des Cabinetsministers, und bald bewegte sich ein langer Festzug, wie vielleicht nie ein Menschenauge einen ähnlichen geschaut, am kaiserlichen Palaste vorbei, durch die Hauptstraßen der Kaiserstadt. Welch ein Schauspiel! Man traute seinen Augen kaum, und glaubte in schweren Träumen zu liegen. — Den Zug eröffnete ein Elephant. Er trug auf seinem Rücken einen großen eisernen Käfig, welcher das unglückliche Brautpaar umschloß. Ihm folgten die Hochzeitsgäste, männliche und weibliche, bei vierhundert an der Zahl: Russen, Lappen und Wotjaken, Finnen, Jakuten und Kosaken, Tscherlessen, Tschumaschen und Tscheremissen, Walachen, Baschkiren und Kirgisen, Tungusen, Kalmücken und Samojeden, Mongolen, Korjaken und Letten, Kurilen, Tschukttschen und Kamtschadalen — kurz jeder Winkel des unermesslichen Czarereiches hatte seine Repräsentanten stellen müssen — alle in ihrer eigenthümlichen Landestracht. Sie fuhrn sämmtlich auf Schlitten, gezogen von Büffeln, Pferden, Elenthieren, Hunden, Schweinen, Böcken, Rennthieren, Schafen, Bären, Einige ritten auch auf Kameelen. Welch grausenerregender Spud! • Welches Gewirre von den seltsamsten Figuren, Gesichtern, Trachten und Gruppen! Welches Getöse der verschiedensten Stimmen und Töne, besonders bei dem großen Gastmahl und Tanze in dem weiten Reithause des Herzogs von Curland, wohin der Zug seinen Weg genommen hatte. Es war, als seien alle Kobolde aus den Schächten des Kaukasus und des Ura und den Abgründen des Oceans heraufgestiegen, und

als hätte der Altei und Tscholondo seine Berggeister alle abgesendet und auf kaiserlichen Wink hier zum Hochzeitreigen versammelt. Nachdem der infernale Ball zu Ende war, ordnete sich der Zug auf's Neue und führte das Brautpaar zum Hochzeitshause — zum Eispalaste. Der Räfing wurde geöffnet und die Armen in's Schlafzimmer gedrängt, wo man sie nöthigte das kalte Bett zu besteigen und unter der erstarrenden Eisdecke die qualvolle Nacht zuzubringen. Vor der Thüre wurden Schildwachen aufgestellt, damit sie vor dem folgenden Tage ihre Wohnung nicht verlassen konnten.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, und der schneidendkalte Wind hatte den Raum um dem verhängnißvollen Eishause von den Volksmassen gesäubert; nur da und dort stand noch eine kleine Gruppe neugierigen Gaffer, welche sich in Vermuthungen ergingen, ob das Brautpaar die Qualen dieser Nacht überdauern werde, oder trauernder Freunde, die mit stummem Schmerz nach der Marterstätte hinblickten; auch einige kaiserliche Aufseher und Hofbedienten schlichen spähend umher. Diese Letzteren hielten ihr Augenmerk vorzüglich auf eine hohe Mannesgestalt gerichtet, welche in einiger Entfernung, an einem Gemäuer gelehnt, schon geraume Zeit dastand und auf den Eispalast herüberschaute. — Seine Tracht war nicht die des Landes, und der finstere Ernst und Unwille, mit welchem sein Blick das schreckliche Kunstwerk gleichsam durchbohren und schmelzen zu wollen schien, sagte deutlich genug, daß auch sein Herz diesem Tyrannenlande nicht angehöre. Die Mandoline, welche vom Mantel nicht ganz bedeckt war, verrieth sogleich die Kunst des Fremdlings; die nicht werthlose Pelzverbrämunng seines Oberkleides aber ließ keinen gemeinen Bänkelsänger vermuthen; und wenn der Wind dann und wann den Ueberwurf lüftete, so sah man an metallener Kette eine goldene Schaumünze auf dem sammetnen Wams funkeln, ein

Zeichen, daß dem Meister auch schon die lohnende Gunst hoher Herren zu Theil geworden war.

Die Keiselerlust hatte den Sänger, nachdem er vieler Herren Länder durchwandert und mit seinem Saitenspiel schon an so manchem Hoflager den Ehrenpreis errungen, jetzt nach dem Norden geführt, und der weithin schallende Ruf eines nahen ungewöhnlichen Festes ihn zum Siege des Czaren gelockt. Als er aber den Zweck und die wahre Bedeutung solchen Kaiserfestes erfahren, da trieb ihn ein heiliger Zorn von hinnen, und heute noch hätte er die Heimkehr angetreten, wenn nicht die einbrechende Nacht ihn zurückgehalten. — Mit tiefer Entrüstung betrachtete er von dieser einsamen Stelle aus das seltsame Bauwerk, welches die allgewaltige Bosheit des tyrannischen Weibes hatte errichten lassen als eine Schandensäule dem katholischen Glauben, dem Glauben, den er selbst als sein theuerstes Gut achtete und liebte, und vielleicht als schreckliches Grabmal für die beiden Schuldlosen, welche in dieser Eismasse eingeschlossen waren. Da fühlte er plötzlich seine Schultern unsanft berührt und eine rauhe widerlich klingende Stimme in seine Ohren gellen: „Ei, Meister Spielmann, warum so fern vom Ziel? Warum so mühsam still beim lauten Fest? Hurrah! laßt die Saiten klingen und das lustige Lied erschallen!“ — Unwillig über so zudringliche Gesellschaft und so unbescheidenen Gruß, wandte sich der Fremde um, und blickte in eines kaiserlichen Hofbedienten breitgedrücktes Gesicht, welches fragenhaft aus dem pelzbefetzten Mantel hervorgrünzte. „Oder wie?“ fuhr dieser mit einem noch fühlbareren Handschlag auf die Schulter des Fremden fort: „Seid Ihr etwa ärgerlich, weil Euch noch Niemand gedungen? Je nun, es ist eben heute an Leuten Eures Gesichters kein Mangel. Indessen kommt immerhin mit mir, ich will Euch Arbeit schaffen, und wenn Ihr's versteht, uns

die papistische Eishochzeit, mit Schwänken gewürzt, zu besingen, so soll's Rubeln schneiden in Euren alten Leierkasten da!"

Eine dunkle Röthe überslog jetzt das edle Antlitz des Fremden; mit einem Blicke tiefer Verachtung maß er den Sprecher und kehrte ihm alsbald den Rücken mit den Worten: „Geht doch, und versäumt den Schluß des Festes nicht; es scheint für Euch und Eures Gleichen ausgedacht und angeordnet. Aber mich laßt in Frieden. Dies mein edles Saitenspiel ist nur gewohnt, der ächten Männer Heldenthaten, der Frauen hohe Tugenden, der Heil'gen Wunderleben zu verherrlichen; doch nicht die teuflische Bosheit eines übermüthigen Weibes zu besingen. Nein! und würdet Ihr mir das halbe Czarenreich zum Lohne bieten, nein! ich thät' es nicht!" Und entrüstet auf das Instrument schlagend, daß alle Saiten klangen und dröhnten, fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Bei der heiligen Jungfrau! eher will ich alle Saiten zerreißen und mein Spiel am nächsten Baum zerschellen, als daß ich's schände durch solchen schnöden Dienst!"

„Ei seht doch den fetten Landstreicher da! „ entgegnete der andere mit verbissener Wuth, und zog höhrend seine Pelzmütze. O laßet den Bettelstolz, Herr Bänkelsänger! und wahret Euer ungewaschenes Maul, wenn ihr anders nicht Lust habt, Eure wandernde Kunst zu vertauschen mit der edlen Kobeljagd in Rußlands Paradiese. Und wagt mir's ja nicht weiter, mit einer halben Sylbe den Ruhm der großen Zarin anzutasten. Seid Ihr auch Einer von der Parthei des glücklichen Bräutigams dort im Eispalaste! O wär' ich Kaiser, noch heute ließ ich euch Papistentknechte allesammt unter dem Eise begraben und euren römischen Papst da.... —“ Die letzte Sylbe erstarb dem Elenden auf den Lippen; denn in diesem Augenblicke schmetterte die Mandoline, von zorniger Faust geschwungen, auf das entblößte Haupt des frechen

Spötters nieder. Klirrend sprangen die Saiten von dem zersplitterten Pedale, und mit lautem Wehschrei stürzte der Getroffene zu Boden und röthete den Schnee mit seinem Blute.

---

## Der barmherzige Bruder.

In dem großen Krankensaale des Spitals der barmherzigen Brüder zu E. in Ungarn herrschte eine heilige Ruhe; nur dann und wann wurde die tiefe Stille unterbrochen durch das Geräusch eines schlaflosen Kranken, der im Bette sich umwälzte, oder durch einen halblauten Seufzer, der aus der Tiefe einer todmatten Brust sich heraufrang, oder durch die wirren Worte eines phantasirenden Fieberhaften. Vom breitgesprengten Gewölbe herab hing eine Lampe, deren zitterndes Flämmlein eine milde Dämmerung über den weiten Raum verbreitete und sich in den Spiegelleuchtern vervielfältigte, welche den Altar am oberen Ende des Saales schmückten. — Jetzt verkündete die Glocke vom Thurne herab mit dumpfen Schlägen die eilfte Stunde; und geräuschlos erhob sich vom Betstuhle vor dem Tabernakel eine dunkle hohe Gestalt — es war der diensthabende Bruder. Eben so geräuschlos schritt er langsam dem Kamine zu, um dem wärmenden Feuer neue Nahrung zu geben, dann nach der Mitte des Saales zur düsterglimmenden Lampe, und der gehobene, heller aufflammende Docht beleuchtete ein bleiches Angesicht, dem weniger die Zahl der Jahre, als die Bitterkeit durchlebter Leiden tiefe Furchen eingegraben zu haben schien, denen sich nun der Zug einer gewissen süßen Wehmuth beigesellt hatte. Es prägte sich in ihm der Ausdruck jenes unzerstörbaren Seelenfriedens aus, wie ihn nur die gänzliche Hingabe an Gott dem Herzen einflößt. — Nun begann der Ordensmann seinen heiligen Dienst. Auf beiden

Seiten dehnten sich die Reihe der Krankenbette nach der ganzen Länge des Saales aus, leise öffnete er eine Gardine nach der anderen, mit der zärtlichen Sorgsamkeit einer Mutter nach dem Zustande der Kranken forschend, da die entblößten Füße vorsichtig wieder bedeckend, dort den Schweiß von einer fieberheissen Stirne trocknend, hier einem Schlaflosen ein tröstliches Wort zuflüsternd, oder ein kurzes leises Gebet mit ihm sprechend, dort einen frischen Labetrunk oder die Arznei reichend, einem Anderen den Puls fühlend und auf den Athem lauschend, um den Gang der Krankheit zu beobachten; und wieder einen in bessere Lage hebend, und ihm die Kissen richtend. — Wahrlich ein Bild jener wachenden, tröstenden, hilfreichen Geister, welche der himmlische Vater ausgesendet hat, zum Dienste derjenigen, welche das Heil erben sollen. — Nachdem der Bruder so seinen Rundgang vollendet hatte, blickte er noch einmal um sich, lauschend, ob nicht einer der Kranken vielleicht nochmals seiner begehre; dann warf er sich wieder vor dem Altare nieder, um den anzubeten, welchem er soeben in den armen und kranken Brüdern gedient hatte. Er betete für sie alle, sich selbst für sie zum Opfer darbietend dem Herrn über Leben und Tod. Vor allen aber eine Seele lag ihm am Herzen, — eine Seele, die, Gott ganz entfremdet, von seiner Gnade verlassen und dem ewigen Verderben verfallen schien.

Der fromme, aufopfernde Ordensmann hatte schon so manches verirrte Schäflein zurückgeführt in den Schoos des guten Hirten, so manches verstockte Herz zu Reuethränen erweicht; aber jetzt war seiner besonderen Sorge ein Unglücklicher übergeben, welcher durch unüberwindlichen Starrsinn schon seit Wochen alle Versuche zur Rettung seiner Seele vereitelte, während sein starrer Leib mit zunehmender Schnelligkeit der Auflösung entgegeneilte. Und eben an diesen gedachte jetzt der Bruder, und die Wehmuth seines Herzens ergoß sich, wie schon



so oft, auch jetzt wieder in Thränen, während er tief bewegt zum Himmel flehte: „O mein Herr und Heiland, laß doch nicht zu, daß diese Seele ewig verloren gehe, die du ja auch um den theuren Preis deines Blutes erkauft hast! Rette sie, sowie du in deiner unendlichen Barmherzigkeit auch meine Seele von schwerer Schuld befreit und dem gewissen Untergange entrissen hast. Schenke mir, o gütigster Jesus, diese Seele als ein neues Unterpfand deiner Versöhnung, auf daß ich sie dir zuführe als ein neues Opfer meiner nie endenden Dankbarkeit.“ —

Ein kaum vernehmbares Zeichen bedeutete ihm jetzt die Ankunft des Ordensbruders, welchem er die süße Last des Krankendienstes für die andere Hälfte der Nacht übergeben sollte. Er erhob sich von dem Kniestuhle, begrüßte in üblicher Weise den still heraufschreitenden Bruder und entfernte sich — aber nicht, um die müden Glieder zur Ruhe zu legen. Er schritt still betend dem dunklen Kreuzgang entlang nach dem anderen Flügel des Krankenhauses, wo ein einsames Stübchen den Gegenstand seines liebevollsten Seeleneifers barg. Ganz leise öffnete er die Thüre, um die Ruhe des vielleicht schlummernden Kranken nicht zu stören, doch sein erster Blick in's Innere begegnete dem matten Auge des Unglücklichen, der aufrecht im Bette saß und sein fleischloses, von finsterner Schwermuth umnachtetes Angesicht schweigend nach dem Eintretenden hinwendete. Der Ordensmann konnte sich eines augenblicklichen Schauers nicht erwehren bei dem Anblicke des Kranken, aber schnell sich fassend trat er an's Bett und sprach in mitleidvollstem Tone: „Armer Bruder, willst du dich noch immer kein sanfter Schlummer auf die müden Augenlider senken? Könnte ich doch mit meinem eigenen Schläfe dir einige Ruhestunden erkaufen, wie gerne wollte ich Nächte durchwachen. Doch wir wollen Geduld haben, lieber Freund, und hoffen, daß der Herr sich bald erbarmen wird; laß uns auf seine Barmherzig-

keit vertrauen; laß uns unsere Zuflucht nehmen zum lieben Heilande, der ja uns zu Liebe weit wehr gelitten hat, und am Kreuze kein Plätzchen fand, wo er sein todmattes, schmerzensschweres Haupt konnte ruhen lassen. Er ladet uns ja so zärtlich ein: Kommt zu mir Alle, die ihr elend seid und beladen, ich will euch erquicken. Laß uns kindlich flehen zu Maria; sie ist ja die Mutter der Barmherzigkeit, die Trösterin der Betrübten, die Helferin der Kranken, die Zuflucht der Sünder; sie wird in ihrer Mutterliebe dir Ruhe erbitten für den Leib und für die Seele. O welch ein Glück ist's um ein ruhiges Gewissen! Welch ein Glück um eine Seele, die sich mit ganzer Ergebung in die Arme des göttlichen Erlösers gelegt hat, und in Wahrheit mit unsrem heiligen Ordensstifter sagen kann: „Herr, deine Dörner sind meine Rosen; deine Leiden sind mein Paradies!“

„Legt Euch Euer Ordensstifter vielleicht auch auf, die Gequälten noch mehr zu quälen?“ entgegnete der Kranke, finster vor sich hin blickend. „Oder wollt Ihr mit eurem Lob des ruhigen Gewissens meiner spotten? — Wahrlich das steht dem Ordensmann übel an. — Wohl Euch, wenn Ihr ein ruhiges Gewissen besißt; aber laßt mich, und rüttelt nicht so unbarmherzig an dem meinigen, damit Ihr ihm die Last, die es ohnedem bis zum Erstickten preßt, nicht noch fühlbarer macht!“ —

Dem Ordensmanne traten Thränen in die Augen, und mit tiefer Wehmuth sprach er weiter: „Mein Bruder, sieh' dort das Bild des Heiligen! Er liegt zu den Füßen des Erzbischofs von Granada, der ihm eine gegen ihn erhobene Klage mitgetheilt hat. Was St. Johannes dort in heiliger Demuth sprach, das spreche ich — aber in vollster Wahrheit — ihm alle Tage nach: „„Der Sohn Gottes ist auf die Welt gekommen zum Heile der Sünder, und wir sind verpflichtet, durch unsere Seufzer, Gebete und Ermahnungen an ihrer

Bekehrung zu arbeiten. Ich war meinem Berufe untreu, da ich diese Pflicht vernachlässigte, und ich bekenne zu meiner Beschämung, daß ich in diesem Spitale keinen Sünder weiß, als mich; ich bin nicht würdig, das Brod der Armen zu essen.“ — „Aber Bruder!“ fuhr er fort, indem er die Hand des Kranken faßte, „warum willst du die Freundeshand zurückstoßen, die deine brennenden Wunden verbinden und heilen möchte? — Siehe, auch meine Seele war mit Schuld beladen; — du, o Gott, weißt es, mit welcher zentnerschweren Schuld. — Zehn Jahre sind es heute, als diese Hände sich in blindem Zorneseifer mit Blut besleckten; aber ich habe bereut, ich habe geweint, ich habe gebüßt! Fünf Jahre einer jammervollen Verbannung hab’ ich durchlebt, da sah der Gott der Barmherzigkeit gnädig herab auf den armen verlorenen Sohn, der auf fremder Erde im tiefsten Elend schmachtete; er hat mir verziehen; mit dem Blute des Lammes hat er mich von meiner Blutschuld gereinigt, wunderbar hat er mich herausgeführt aus dem Lande des Elends und meinen Fuß zu dieser glücklichen Stätte geleitet, auf daß ich in Frieden das heilige Gelübde löse, welches ich dort in der Bitterkeit meiner Leiden ihm gelobt hatte.“ —

„Schweigt, o schweigt!“ rief der Kranke, indem er mit beiden Händen sein jammervolles Angesicht bedeckte. „Ihr bringt mich zur Verzweiflung!“ „Verzeih!“ bat der erschrockene Ordensbruder, wenn ich mit unbedachtsamer Hand eine Wunde deines Herzens schmerzlich verührte; es soll nicht wieder geschehen!“ — Dann erhob er Augen und Hände, und betete: „Ach Herr und Vater! sieh’ doch unser Elend und unsere Trostlosigkeit, und zeige mir ein Mittel, die düstere Schwermuth dieser umnachteten Seele zu verscheuchen, und dieses kranke Herz für deinen Trost empfänglich zu machen.“ Er schwieg und sann, als ob er einer Eingebung von Oben harre. Da fuhr wie ein leuchtender Strahl ein Gedanke durch seine Seele, —

er warf einen dankenden Blick auf das Bildniß des Getreuzigten und eilte mit freudiger Hast aus dem Stübchen, während der Kranke, seiner inneren Aufregung nicht mehr Herr, in die Kissen zurücksank.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre wieder, und wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch alle seine Glieder, als jetzt der Ordensmann, in der Hand die Mandoline, eintrat und traulich sprach: „Nun laß uns versuchen, durch dieses Zaubermittel den finsternen Geist zu beschwören, der deine Seele so fest und änstigend umstrickt hält. — Kein lüsterne Minnelied sollst du hören, geliebter Bruder, das klänge wie Spott für deinen Jammer; auch keine blutigen Kriegesthaten; die zu besingen, ziemt dem friedlichen Ordensmanne nicht. Ich singe dir von dem, was immerfort mir Geist und Herz beschäftigt, von jener göttlichen Wahrheit, die den Geist erleuchtet, die der Seele Nacht erhellet, die das Herz erweicht und die Brust mit heiliger Sehnsucht schwellt. Ein süßes Trostlied sollst du hören, möge es mit Gottes Gnade deine fieberkranke Seele in süße Ruhe einwiegen, wie der liebliche Gesang der Mutter ihren Säugling.“ Und ohne auf eine Antwort des Kranken zu warten, hatte er sich am Bette niedergelassen, griff mit kunstgeübter Hand in die Saiten, daß sie in weicher wunderlieblicher Harmonie erklangen, und begann mit gedämpfter Stimme sein Lied:

Bange Seele! was beginnen? —  
 Liebe Ihn, dein süßes Licht!  
 Liebe will er nur gewinnen,  
 Und du liebest Ihn noch nicht?

Sieh, der Höchste, deine Krone,  
 In der Liebe Allgewalt  
 Winkt von Seinem Gnadenthrone  
 Dir in schlichter Brodsgestalt.

Ruft als Freund zu seinem Tische,  
 Ruft zum Mahl der Liebe dich;  
 Daß dich Engelskreis' erfreue,  
 Daß er selbst dir schenke sich.

Ganz, ja ganz will er sich schenken,  
 Ganz ja ganz dir geben hin.  
 Konnte Größres Er erdenken,  
 Daß du innig liebest Ihn?

Seine Liebe, nicht zufrieden,  
 Daß am Kreuz, umringt von Schmach,  
 Er in bitterm Tod verschieden,  
 Daß für dich das Herz Ihm brach,

Ruhte nicht, bis eine Weise  
 Dies geliebte Herz erfand,  
 Die in süßer Himmelspreise  
 Zart dein Herz mit ihm verband.

Und bei solchen Liebesgluthen  
 Bist du, Herz, noch unbesezt?  
 Glühst nicht flammend für den Guten,  
 Dessen Liebe nie versiezt?

O so gib dich ganz und liebe  
 Ihn, der dich so innig liebt,  
 Und dir selbst, als Seiner Liebe  
 Unterpfand Sich selber gibst!

Der Sänger hatte den Kranken beständig beobachtet, bereit,  
 auf den ersten Wink sein Spiel zu enden; doch dieser hatte  
 mit steigender Theilnahme und sichtbarer Bewegung seines  
 Inneren dem Sange gelauscht. Bald hatte er sein Haupt  
 aus den Kissen erhoben und mählich, wie aus einem Traum  
 erwachend, sich im Bette aufgerichtet. Schon waren die letzten  
 Töne verklungen, und noch saß er da mit gefalteten Händen,  
 eine leichte Röthe flog wechselnd über seine bleiche Wangen;

die Augen leuchteten ungewöhnlich aus ihren tiefen Höhlen und hasteten oben an der Decke so starr, als wollten sie das Gewölbe durchbohren, und hinausdringen in weite Ferne, um ein verschwundenes Bild mit Gewalt wieder in die Gegenwart herein zu ziehen. Tief aus der Brust stieg ein Seufzer auf. „Wie ist mir denn?“ — hauchte er mit geheimnißvollem Tone vor sich hin; und dann, als wolle er die seinen Geist bewegenden wirren Gedanken ordnen, streifte er mit der zitternden Hand über die Stirne, und fuhr fort: „Ach, es ist ja nicht möglich! Die Eislust Sibiriens hat ihn längst getödtet! — Doch, frommer Spielmann,“ so wendete er sich nun zum Ordensbruder, indem er dessen Rechte zwischen seine fieberheißen Hände faßte, „jetzt höret Ihr mir zu! Ich will Euch auch ein Lied singen, aber ein schreckliches, herzzerreißendes. Ich fühle es, nur kurze Zeit ist mir noch übrig im Leben. Hört kurz die Geschichte meines fluchbeladenen Lebens und überzeugt Euch, daß Ihr Eure Sorge und Liebe an einem Ungeheuer verschwendet, an einem ganz Verlorenen, für den es keinen Erlöser und kein Heil mehr gibt. Wisset, heute hat dieses Saitenspiel zum zweitenmale mich überwunden, und fast zermalmt.“

Ich stamme aus Serbien, kam aber schon als Kind mit meinen wandernden Eltern nach Rußland, wo ich das Glück hatte, in einem lateinischen Kloster aufgezogen zu werden, denn meine Eltern gehörten dem römischen Glauben an, sie waren nicht in Serbien geboren. — O ihr frommen Väter! welchen Schmerz wird euch mein schändlicher Undank bereiten haben! — Mein trotziger Geist konnte die weisen Schranken heilsamer Zucht, welche doch mein Glück begründet hätten, bald nicht mehr ertragen, ich entwich aus dem Kloster. Ein böser Dämon trieb mich hinaus in die Welt — in mein Verderben. Um das Heil meiner Seele erkaufte ich mir die Gunst arm-seliger Menschen, und im Wahne, durch ein fluchwürdiges

Verbrechen eine glänzende Laufbahn mir zu öffnen, riß ich die Pforten grenzenlosen Jammers mir weit auf: — Ich schwur dem Glauben meiner Väter, meiner Wohlthäter ab.

Meine Gönner verschafften mir eine untergeordnete Stelle bei der kaiserlichen Hofdienerschaft. Tausende beneideten mich um dieses Glück; aber ich konnte dieses Glücks nicht froh werden, denn ich trug eine Hölle im Innern mit mir herum. Ganz von Gott verlassen,kehrte ich die innere Wuth gegen den Glauben, den ich verrathen, und suchte durch thätlichen Haß mein schreiendes Gewissen zu übertäuben und zu ersticken; und so wurde mein Leben eine ununterbrochene Reihe von Bosheiten und Schandthaten. Aber ach, das nagende Ungeheuer in meiner Brust ward durch all diesen Raub nicht ersättiget, es schien dadurch nur kräftiger und wüthender zu werden.

Endlich war das Maas meiner Sünden voll. — Die Rache des Himmels wußte mich zu finden, mit eisernen Krallen packte sie mich und ließ mich nimmer los bis auf diese Stunde und wird mich nimmer loslassen in Ewigkeit. Ihr habt vielleicht von jenem mit unvertilgbarer Schmach gebrandmarkten Feste gehört, wodurch die Kaiserin den Uebertritt eines angesehenen Russen zur katholischen Kirche so boshaft bestrafte. Es war — — der Kranke befann sich, und erschauerte nach einer Weile plötzlich, und fuhr mit dumpfer Stimme fort — wahrhaftig! — wie seltsam! — es war vor zehn Jahren gerade am heutigen Tage! — Schrecklicher Tag! Er war das Ende meiner Frechheit und der Anfang meines zehnjährigen Elends. — Dies schauerliche Brautfest mahnte mich mit doppelten, ganz unerträglichen Gewissensbissen an meinen fluchwürdigen Abfall vom Glauben, und eben dadurch fühlte ich mich zu doppeltem Grimm und Haß gestachelt. Da führte mich der Racheengel einem fremden Spielmanne in den Weg. Bald merkte ich, daß auch er

einer von den Lateinern sei, und ich wagte, meinen frechen Muth an ihm zu fühlen. Aber ich hatte einen zornigen Löwen gereizt, und ein mächtiger Schlag schmetterte mich bewußtlos zu Boden. O wäre ich nimmer zum Leben erwacht! Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich im Lazareth und lag in rasenden Schmerzen, welche durch mein Gehirn wühlten. Nach langem Leiden schien endlich mein Zustand sich bessern zu wollen, ich fing wieder an zu hoffen; doch der Born des Herrn hatte die scheinbare Besserung meines Leidens nur gefügt, damit ich den neuen Unglücksschlag, der mich jetzt traf und den letzten Hoffnungsstimmer auf immer verlöschte, desto schrecklicher empfinden sollte. — Die Kaiserin starb am 28. Oktober jenes Jahres; sterbend hatte sie den bis dahin allmächtigen Viren, ihren Günstling, meinen Gönner, zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan ernaunt. Aber auch seine Stunde war gekommen. In der Nacht vom 19. auf den 20. November brach die längst vorbereitete Verschwörung los, und der Regent wurde in seinem Bette gefangen genommen. Kaum entging er dem Todesurtheile, und durfte sich Glück wünschen, daß seine Feinde mit seiner Verbannung nach Sibirien sich begnügten. Ich selbst wurde als ein Anhänger des Verhafteten aus dem Krankenhause hinausgestoßen und namenlosem Elende in die Arme geworfen. Ich irrte, als wäre das Fluchzeichen des Brudermörders Kain meiner Stirne aufgedrückt, ausgespicien von der Menschheit, hilf- und ruhelos durch die Länder. Wie oft war ich daran, mich von der entsetzlichen Last eines solchen Lebens zu befreien, aber niemals gewann ich den Muth zur Ausführung; die Furcht vor den Schrecknissen jener Welt war noch mächtiger als das Gefühl meiner gegenwärtigen Pein, und ich mußte sie tragen zehn lange Jahre, bis mein irrender Fuß dieses Haus der Barmherzigkeit fand, wo der Tod nun bald meinen Jammer enden wird — wenigstens für diese Welt! —



„Und jener fremde Spielmann?“ fiel jetzt der Ordensmann ihm fragend in die Rede. — „Was ist aus ihm geworden?“ — „Als ich Euch mit Eurer Mandoline vorhin hereintraten sah, und Eure von frommer Begeisterung erhobene Stimme vernahm, glaubte ich fast, ihn wiedergefunden zu haben. Aber betrügerisches Gedankenpiel! Nein, der liegt schon längst in den Steppen Sibiriens verscharrt; denn man sagte mir, daß man ihn nach jener That ergriffen und dahin abgeführt hatte. — Und — wehe mir — auch die Schuld seines Todes lastet auf meiner Seele! Ach, für mich gibt es keine Gnade mehr bei Dem dort Oben. Darum fort von hier! Fliehet von dem Sterbelager eines Ungeheuers, damit Euch der Pesthauch seiner zur Hölle fahrenden schwarzen Seele nicht vergifte!“ — —

Doch der Ordensmann entfloß nicht, sondern er warf sich nieder vor dem Bilde des Gefrenzigten and rief mit Freudenthränen aus: „Gepriesen seist du, o Herr, in deiner großen Barmherzigkeit, daß du diesen Tag mich hast erleben lassen! Und dann zum Kranken eilend: — „Freund, Bruder! wisse, derjenige, dessen Tod dich ängstigt, — er lebt, er ist glücklich, er steht vor dir; ich selber bin's!“ Da sank der Kranke, von freudigem Schrecken überwältigt, ohnmächtig auf das Bett zurück, und der Ordensbruder, nachdem er ihn mit ängstlicher Sorgfalt wieder zu sich gebracht hatte, eilte im Fluge fort, um den Priester des Hauses zu rufen, denn der Tod nahte mit schnellen Schritten. Noch in derselben Stunde versöhnte sich der Unglückliche mit Gott und der Kirche; der Ordensmann wich nicht mehr von seiner Seite.

Der frühe Morgen fand ihn damit beschäftigt, die Leiche des im Frieden Abgeschiedenen zu waschen und zu umhüllen, und nachdem er unter vielen Thränen dies letzte Werk der Barmherzigkeit vollendet hatte, nahm er noch einmal die Mandoline zur Hand und sprach bewegt: Komm, alte Freundin,

treue Gefährtin meiner Freuden und meiner Leiden. Heute hast du deine blutige That gesühnt, stimme nun zur Todtenfeier noch deinen Schwanengesang an; dann magst auch du ruhen für immer, so wie auch mein Herz für diese Welt keinen Wunsch mehr hat. Und nochmals griff er in die Saiten und sang mit zitternder Stimme:

„Ach, hauchet den Frieden  
Kein Engel dir zu,  
Du spähest hinieden  
Vergeblich nach Ruh! —

Im trüg'rischem Meere,  
Bom Wahne erfüllt,  
Versinket in Leere  
Das lockende Bild. —

Dem Lebensmüden  
Von Angst und von Schmerz  
Strahlst du nur den Frieden,  
O Jesus, in's Herz!“ —

Jetzt tönte die Glocke, welche die Brüder zur Mette rief. Der Ordensmann besprengte die Leiche mit dem geweihten Wasser, drückte den letzten Friedensfuß auf die kalte Stirne und ging, leise betend: *Requiem aeternam dona ei Domine, et lux perpetua luceat ei!*

## VI.

# Maria de Victoria.

Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert.

---

## Der heilige Bund.

O du mein Heer, des Orients Bezwingen,  
Du Geißel dess', der Christi Wort verlacht!  
Sieh, endlich ist der frohe Siegesbringer,  
Der lang ersehnte letzte Tag erwacht. —  
Mit großer Absicht hat des Höchsten Finger  
Das ganze Feindesvolk hieher gebracht,  
All' eure Feinde wollt' er hieher senden,  
Um viele Krieg' mit Einem Schlag' zu enden.

Tasso Torq. Befreites Jerusalem.

Venedig, die Republik, war seit der Zeit der Kreuzzüge mit raschen Schritten zu einer Höhe emporgestiegen, welche sie in die Reihe der reichsten und mächtigsten Staaten Europas stellte. Ein weit ausgedehnter Verkehr, von einer bedeutenden Flotte unterstützt, eine vielverzweigte Industrie, der ausschließliche Handel mit den Erzeugnissen Ostindiens, dazu eine eben so kraftvolle als verschlagene Politik waren die starken Stützen der Macht dieser stolzen Beherrscherin der Meere. Doch auch sie war, wie alles Irdische dem Gesetze der

Wandelbarkeit unterworfen und sank fast eben so schnell von ihrer Höhe, als sie dieselbe erstiegen hatte.

Nachdem der Erzengel Michael — (diesen Namen führte das Admiralschiff der kleinen Flotte, welche am 20. November 1497 das Vorgebirg der guten Hoffnung umsegelte) — dem kühnen Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien gezeigt hatte, begann die Hauptquelle von Venedigs Reichthum zu versiegen und sich in die portugiesische Schatzkammer zu ergießen; von nun an ward Lissabon der Marktplatz ostindischer Waaren. Vergeblich hatte Venedig die ganze Schlaueit seiner Staatskunst aufgeboten, um die Unternehmungen der Portugiesen in Ostindien scheitern zu machen und sich das Handelsmonopol zu sichern; alle seine Anstrengungen dienten nur dazu, seinen eigenen Untergang zu beschleunigen, denn es wälzte dadurch den Fluch des Himmels auf sein Haupt. Es hatte sich nicht entblödet, zuerst die Sultane von Egypten und dann den türkischen Kaiser gegen seine Nebenbuhler aufzureizen und diesen Erbfeinden des christlichen Namens Beistand zu leisten. — Eine fluchwürdige Schandthat, welche der Herr durch die Türken selbst an den Schuldigen rächen wollte.

Bereits hatte die Republik durch die berühmte Liga, welche hauptsächlich durch den Uebermuth der Venetianer in's Leben gerufen worden war, eine gewaltige Erschütterung erlitten und von derselben sich noch nicht wieder erholt, als sie sich wider Willen in Carls V. Krieg gegen die Pforte mit hineingezogen sah, und dieser unheilvolle Kampf schlug ihr neue Wunden. Venedig verlor darin vierzehn Inseln im Archipelagus, und in dem unruhlichen Frieden, welchen es 1540 zu Constantinopel mit dem siegreichen Solyman II. schloß, mußte es Malvasia und Napoli di Romania mit in den Kauf geben — die zwei letzten festen Plätze, welche es in Morea noch im Besitz hatte. Doch auch dieses Opfer konnte sein Mißgeschick nicht versöhnen. — Solyman's Sohn

und Nachfolger, Selim II. brach bald nach seiner Thronbesteigung treuloſer Weiſe den Frieden, welchen ſein Vater mit der Republik beſchworen und er ſelbſt beſtätigt hatte. Er ſann auf nichts Veringeres, als das ganze Abendland zu unterjochen, und begann ſein tollkühnes Unternehmen damit, daß er die Venetianer aufforderte, die ihm bereits zinsbare Inſel Cypern ihm ganz zu überlaſſen, und da dieſe keine beſriedigende Antwort ertheilten, rüſtete er ſich alſobald, die Inſel mit Gewalt an ſich zu reißen. Der fürchtbare Muſtapha, der Schrecken der Chriſten, ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren, aber noch wildfeuerig wie ein junger Tiger, befehligte die Expedition. Mit dreihundert Segeln, welche eine ungeheure Maſſe Landtruppen führten, erſchien er vor Cypern. Nach achtundvierzigtägiger Belagerung erſtürmten die Türken Nikoſia. Sie mordeten bei zwanzigtauſend Chriſten jeden Alters und Geſchlechtes und kehrten mit fünfzehntauſend Gefangenen und einer unermeßlichen Beute nach Konſtantinopel zurück.

Ein neuer Feldzug im folgenden Jahre galt der feſten Stadt Famachoſta. Der tapfere Bragadin vertheidigte ſie drei Monate lang mit unglaublichem Muth, bis er, alles Kriegs- und Mundvorraths entblößt, genöthigt war, durch eine für die Belagerten ſehr ehrenvolle Capitulation die Stadt zu übergeben. Aber der unmensliche Muſtapha war nicht gewohnt, den Chriſten einen Vertrag zu halten, und hätte er ihn auch mit einem Eide beſchworen gehabt. Kaum waren die Thore den Türken geöffnet, ſo ließen ſie ihrem Chriſtenhaſſe und Blutdurſte freien Lauf. Alles wurde niedergehauen. Die venetianiſchen Kriegsoberſten wurden auf das Gräßlichſte mißhandelt. Vor Allen aber der muthige Bragadin ſollte des alten Chriſtenhaſſers Wuth empfinden. Muſtapha ließ ihm Ohren und Naſe abſchneiden und gab ihn, auf der Erde ausgeſtreckt, dem teuſelichen Muthwillen der Soldaten preis,

denen er selbst mit ermunterndem Beispiele voranging. „Wo ist nun dein Christus?“ rief er dem Gepeinigten höhneud zu. „Wenn er allmächtig ist, wie ihr vorgebt, warum befreit er dich nicht aus meinen Händen?“ Endlich, nachdem er durch mehrtägige Qualen die Standhaftigkeit des christlichen Helden nicht hatte besiegen können, ließ er ihm unter dem Schalle der Trommeln und Trompeten lebendig die Haut abziehen. Doch Bragadin, durch übernatürliche Kraft anrecht erhalten, verlor auch unter dieser furchtbaren langsamen Todesqual seine Standhaftigkeit nicht. Seine Augen waren voll ruhiger Ergebung und seliger Hoffnung auf den Himmel gerichtet; und er hörte nicht auf, den Heiland anzurufen, bis der letzte Blutstropfen seinen Adern entronnen war. Den Namen Jesu auf den Lippen hauchte er seine Heldenseele aus. Solch unerschütterlicher allen Qualen trotgender Glaubensmuth reizte Mustapha's Wuth auf's Höchste, und er ließ sie selbst an der bluttriefenden Leiche noch aus. Auch ließ er Bragadin's Haut ausstopfen und in allen Häfen Asiens und Griechenlands zur Schau ausstellen zur Verhöhnung der ganzen Christenheit.

Italien erzitterte bei der Kunde dieser unglücklichen Ereignisse, das ganze Abendland gerieth in Bestürzung. Die Greuel des letzten Türkenzuges (1529), wo sie den Halbmond siegreich bis vor die Mauern Wien's getragen hatten, waren noch zu gut im Gedächtnisse, als daß man nicht mit der äußersten Angst einem neuen Einfall hätte entgegen sehen sollen. Zudem sah man nirgends Anstalten treffen, das Vordringen der Türken zu hemmen. Aller Augen waren nun auf Rom gerichtet, von dorthier allein noch die ersohnte Hilfe erwartend. Und man hoffte nicht vergebens.

Jetzt erhob der eben so fromme als thatkräftige Pius V. seine Stimme, um die christlichen Fürsten aufzurufen gegen den gemeinsamen Feind. Aber, ach! sie lehnten die Ein-

ladung ab, vorschützend, daß die Verwirrung im eigenen Reiche alle ihre Kräfte in Anspruch nähme. Hatten ja die protestantischen Fürsten selbst ihrem Kaiser die Hilfe gegen die in's Reich eindringenden Türken verweigert. Nur der kriegslustige König von Spanien, Philipp II., erklärte sich bereit. So schloß denn Pius im Mai 1571 mit Spanien und Venedig ein Bündniß gegen die Türken, und Gott der Allmächtige war der Vierte im Bunde. Dem Cardinale Commendon war es nach vielen Schwierigkeiten gelungen, dieses Bündniß zu Stande zu bringen. Auch an den Kaiser Maximilian und an den König von Polen war er gesandt worden. Auf seine Vorstellungen sammelte der Kaiser endlich ein Heer, welches sich aber nicht in Bewegung setzte. In Polen scheiterten alle Bemühungen wegen des bevorstehenden Todes des Königs. — Der Papst ward zum Haupte des Bundes erwählt. Zum Oberbefehlshaber der Bundesflotte wünschten die Venetianer den Cardinal. Nachdem aber dieser dem Papste vorgestellt, wie unverträglich solches Amt mit dem Dienste des Altars sei, wurde an seiner Statt der tapfere Don Juan d' Austria, natürlicher Bruder des Königs von Spanien erwählt, welcher, wiewohl noch ein junger Mann von drei und zwanzig Jahren, bereits durch die Niederwerfung des Aufstandes der Mauren in Granada im vorigen Jahre sich hohen Kriegsrühm erworben hatte. Als Rathgeber stellte ihm der Papst zur Seite den vielerfahrenen Andreas Doria, den größten Seehelden seiner Zeit. Zum Commandanten der päpstlichen Schiffe und etwaigen Stellvertreter des Generalissimus wurde der große Constabler, Mark Anton Colonna ernannt. — Die Verbündeten rüsteten sich schleunig mit aller Kraft. Ueberdies schrieb Pius Fasten und öffentliche Gebete aus, um den Segen des Himmels auf das für die ganze Christenheit so wichtige Unternehmen herabzurufen, und ordnete in den Kirchen Rom's Andachten an, um die Fürbitte Maria's anzusuchen.

Der Sommer war unter den eifrigsten Zurüstungen verstrichen. In den ersten Tagen des September eilten Don Juan und mehrere spanische und venetianische Befehlshaber nach Rom zu einer letzten Berathung mit dem Bundesoberhaupt. Vor ihrem Abschiede waren sie mit mehreren Cardinälen in einem der Säle des Vatikans um den heiligen Vater versammelt. In der Mitte prangte ein mit kostbaren Stoffen behangener Tisch, auf welchem zwischen flammenden Kerzen das Bildniß des Gekreuzigten sich erhob, vor demselben lag das blanke Schwert — für den Admiral bestimmt. Zur Seite des Altars hing, an dem Gebälke der Decke befestigt, eine mächtige Fahne von grüner Farbe. Sie trug das Bildniß des Welterlösers, zu dessen Füßen die Wappen der drei Verbündeten, und war mit reicher Goldstickerei und funkelnden Edelsteinen geschmückt. Pius saß auf einem um einige Stufen erhöhten Stuhle, von einem Baldachin überragt. Er trug einen Leibrock von weißer Wolle und über demselben ein feines leinenes Chorhemd, dessen oberer Theil durch ein rothsammetenes mit Hermelin gefüttertes Mäntelchen bedeckt war, über welches die kostbare mit den Bildnissen der Apostelfürsten und den goldenen Himmelschlüsseln verzierte Stola niederwallte. Seinen Kopf bedeckte ein Camauro, gleichfalls von rothem Sammet und mit Hermelin verbrähmt. Seine Füße waren mit Schuhen von rothem golddurchwirkten Luche mit darauf gesticktem Kreuze bekleidet.

Die Versammelten umstanden in mäßiger Entfernung im Halbkreise die Stufen des päpstlichen Thronsitges; und Pius sprach jetzt zu ihnen mit feierlichem Ernste und tiefer Wehmuth: „Ehrwürdige Brüder, die ihr allzeit bereit seid, Unsere schwachen Schultern in Tragung einer so schweren Wucht zu unterstützen; — und Ihr, geliebte Söhne, die ihr eure Dienste, euer Blut und Leben der Sache des Herrn zu weihen entschlossen seid! Es drängt Uns, Unser sorgenvolles Herz vor



euch auszuschütten in dem Augenblicke, da wir ein so hochwichtiges Unternehmen beginnen, von dessen glücklichem Ausgang das Wohl der christlichen Völker, der Ruhm unserer heiligen Religion, abhängt, in soweit der allmächtige Regierer der Welt und treue Hüter seiner Kirche es in die Hände der sterblichen Menschen gegeben hat. — Seit der anbetungswürdige Wille des Allerhöchsten uns ohne Unser Verdienst und gegen Unsre Wünsche auf den Stuhl Petri erhoben hat, sind Wir zugleich auch an das Kreuz Petri geheftet, und fast jeder Tag hat Unserem Vaterherzen neue Wunden geschlagen. Doch Wir beklagen uns darüber nicht; Wir fühlen vielmehr gar wohl, daß Wir weit weniger leiden, als wir verdienen, und wissen, daß es dem unwürdigen Knechte nicht besser ergehen darf als dem heiligsten Herrn. Unser Herz will nur einige Labfal schöpfen aus der Theilnahme Eurer Herzen, ehrwürdige Brüder!

Wir sehen das Kleid Christi zerrissen durch vielgestaltige Häresie und unheilvolle Spaltung; wir hören in allen Sprachen Lästerungen ertönen gegen die Braut Jesu Christi, die er doch mit seinem Blute geheiligt und hingestellt hat ohne alle Macel und Verunstaltung, gegen sie, die mit zärtlichster Mutterliebe alle Völker umfängt, um sie zu führen die Wege des Heils. Und da das glückselige Band der Glaubenseinheit zerrissen ward, ist auch der Segen des Friedens von der Erde entwichen. In allen Reichen unsres Erdtheils lodert die verzehrende Kriessflamme blutigroth empor; und da diejenigen, denen der König der Könige das Schwert der Gerechtigkeit übergeben hat, den Freblerhänden, die es wagten, die geheiligten Altäre des Ewigen anzutasten, nicht nach Kräften wehrten, so erzittern nun auch die irdischen Throne unter dem Toben der losgebundenen Völker, und die eigene Unsicherheit erlaubt den Fürsten nicht, für die allgemeine Sicherheit zugleich mit uns kämpfend in die Schranken zu treten.

Deutschland ist vom Gifte der Irrlehre durchdrungen, in sich jämmerlich zerrissen und zerklüftet, und bereitet sich unter dem trügerischen Scheine augenblicklicher Ruhe zu langem blutigem Kampfe, der sein bestes Mark aufzehren und den letzten Schimmer seines tausendjährigen Ruhmes verlöschen wird. — In Frankreich hat der König einen unrühmlichen Frieden mit den Feinden Gottes und seiner heiligen Kirche geschlossen, einen Frieden, der neuen unheilsweren Krieg gebären wird zur Bückigung einer doppelzüngigen Politik. — Britannia — einst die Pflanzschule der Heiligen — Britannia ist zur Wiege aller Verbrechen geworden. Der treue Ire seufzt unter der Geißel häretischer Tyrannei; Schottland ist mit schändlicher Gewalt aus den Mutterarmen der Kirche gerissen worden, und seine Königin schmachtet im Kerker der unbeugsamen Elisabeth, die, verleugnend die zarte Natur des Weibes und ihres heiligen Namens unwerth, die Fußstapfen der Nerone aufsucht. Wir haben versucht, die unglückliche Königs-Wittwe durch trostvolle Schreiben in ihrer so schweren Prüfung aufzurichten; aber wir werden in kurzer Frist auch Unsre apostolische Stimme gegen ihre hartherzige Verfolgerin erheben. Dieser werden Wir im Angesichte der ganzen Welt die Menge ihrer Vergehungen vorhalten und laut den Fluch verkünden, welchen der Gott der Gerechtigkeit und der Vater der Wittwen und Waisen längst gegen sie niedergeschrieben hat.

Doch die allerhärteste Prüfung hat der unerforschliche, aber allzeit anbetungswürdige Rathschluß Gottes für Uns zu lassen wollen, indem Er den Waffen der Türken den Sieg überließ über das Heer der ruhmvollen Republik, und droht, sein von Vielen mißachtetes Erbe vom Abendlande ganz hinweg zu nehmen und sein aufrührerisches Volk, wie einst Israel, den Händen der grimmigsten Feinde preiszugeben. — Unsere Seele mußte erliegen unter dem Gewichte solch ungeheueren Schmerzes, hätten wir nicht das untrügliche Wort des Gottes:

sohnes, daß er seine mit dem unendlichen Werth seines Blutes erkaufte Kirche nicht verlassen, daß er bei Uns sein wird alle Tage bis zum Ende der Zeit. Auf Ihn setzen wir Unsere ganze Hoffnung und fürchten nicht, zu Schanden zu werden. Darum wollten Wir die Flagge, welche das christliche Heer führen soll, mit Seinem erhabenen Bilde schmücken. Wir übergeben das durch den Segen der Kirche geweihte Panier Eurem Muthe, Eurer Treue, edler, tapferer Don Juan, und euch, geliebte Söhne, denen der heilige Bund die Führung seiner Kriegeschaaren anvertraut hat. Es wird euch, Wir sind dessen gewiß, zum glorreichen Siege führen, und vor ihrem Glanze wird der Schimmer des fluchwürdigen Halbmonds erbleichen, wie das Licht des Mondes vor den Strahlen der aufsteigenden Sonne.“

Hierauf ließ sich der Papst das Schwert vom Tische bringen und übergab es Don Juan mit den Worten: „Admiral, Wir umgürten Euch als Streiter Christi mit diesem Schwerte; es sei der Schrecken der Feinde und der Schutz der Bedrängten. Vergesset auch in der Hitze des Kampfes nicht, daß ihr Christi Streiter seid. Auch befehlen Wir, daß Ihr aus dem Heere Alle entfernt, die nur von der Hoffnung auf Beute getrieben werden, und Alle, die von schlechten Sitten sind, damit nicht die Laster der Einzelnen den Fluch des Allerheiligsten auf das ganze Heer herabziehen!“

Nach diesen Worten erhob sich Pius von seinem Sitze, Don Juan und die übrigen Anführer ließen sich auf ein Knie nieder und schwuren mit zum Himmel erhobener Rechte, als würdige Streiter Christi zu kämpfen und für seine Ehre freudig den letzten Blutstropfen zu vergießen, worauf Pius ihnen und dem ganzen christlichen Heere den apostolischen Segen ertheilte.

## Die Gefangenen.

Die Schiffe der Verbündeten hatten sich bei Messina gesammelt, und bei der Musterung zählte Don Juan 12 Galeeren des Papstes unter Mark Anton Colonna, 81 spanische Galeeren mit 22 Transportschiffen, die venetianische Flotte unter Augustin Barbarigo bestand aus 108 Galeeren, 6 Galeassen und 2 Transportschiffen; die Malteserritter hatten 3 Galeeren unter Peter Giustiniani entsendet, 3 andere die Genueser und 2 der Herzog von Savoyen, — im Ganzen bestand die Flotte aus 206 Galeeren, 6 Galeassen, 24 Transportschiffen und 700 kleineren Fahrzeugen, und führte ein Heer von 20,000 kampffähigen Soldaten, nämlich 12,000 Italiener, 5000 Spanier und 3000 Deutsche, ungerechnet die Galeerensclaven, Matrosen, Bombardiere, Schiffsbeamten und Feldpatres. Außerdem hatten sich noch mehr als 300 Fürsten, Prinzen, Grafen und Cavaliere, die Blüthe des italienischen und spanischen Adels, eingefunden, um freiwillig und ohne Sold an der Ehre des Kampfes Theil zu nehmen. — Am 16. September 1571 segelte die Flotte nach Otranto ab, und erreichte von da in wenigen Tagen Corfu. Johann von Cordova segelte jetzt mit acht Schiffen aus, um den Aufenthalt der feindlichen Flotte auszukundschaften, und brachte die Nachricht zurück, daß dieselbe im Golf von Lepanto vor Anker liege. Am 3. October ging nun die ganze Flotte, nachdem Don Juan in dem geräumigen festen Hafen von Gomenizzo noch einmal Heerschau gehalten hatte, unter Segel. Am

5. Oktober wendete sie sich nach dem Hafen Petala, mußte aber, von widrigem Winde gezwungen, im Hafen Bal d'Alesandria Halt machen.

Die ottomanische Flotte, die größte, welche je von Constantinopel ausgelaufen war, 245 Galeeren und 87 Fregatten und Brigantinen zählend, hatte sich auf die Kunde von den Rüstungen der Christen von der dalmatischen Küste zurückgezogen und auf die Insel Korfu geworfen. Der Versuch, diesen wichtigen Knotenpunkt der Schiffsahrts-Verbindungen zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere, zwischen der venetianischen, alexandrinischen, albanesischen, griechischen und lewanitischen Linie, den Venetianern zu entreißen, mißlang; und die Türken hatten sich bei Annäherung der christlichen Flotte nach dem Busen von Lepanto zurückgezogen. Lange berathschlagten sie, ob sie sich mit den Christen in eine Schlacht einlassen sollten; zur Schlacht bewog sie endlich der berühmte Corsar Caracosa, welcher, von einem Spähzuge zurückkehrend, berichtete, die Christen hätten nicht mehr als 150 Galeeren, die zudem wegen ihrer Größe und Schwere zur Schlacht unnütz seien. — Am 6. Oktober lief die türkische Flotte aus dem Busen von Lepanto aus, zur selben Zeit, als die christliche den Hafen Bal d'Alesandria verließ, aber des stürmischen Windes wegen die Nacht über an der Küste von Galanga die Anker warf, und erst am anderen Morgen mit vieler Mühe, da der Sturm noch nicht ausgetobt hatte, nach der Inselgruppe Curzolari, von den Alten die Echinaden genannt, am Eingange des Meerbusens von Lepanto am Vorgebirge Aktium anlangte. Und hier, wo einst Kaiser Octavian die Herrschaft des Weltreiches sich erkämpfte, sollte das Kreuz mit dem Halbmonde um die Herrschaft des Abendlandes ringen.

Es war am Sonntage, den 7. Oktober, und die Sonne eben, in einem trüben Dunstschleier gehüllt, aus dem Meere

aufgestiegen; Hali Bassa, des Sultans Selim Neffe, und Oberbefehlshaber der türkischen Flotte, lag behaglich auf einem weichen Polster ausgestreckt oben auf dem Verdecke des Admiralschiffes in der kühlen Morgenluft und schaute, den Ellenbogen auf dem Rücken eines ihm zur Seite auf dem Angesichte liegenden Sklaven gestützt, mit teuflischem Vergnügen der schrecklichen Execution zu, welche seine Soldaten an einem der gefangenen Christen vollzogen. Bei dreißig solcher Unglücklichen lagen im unteren Schiffsraume eng zusammengepreßt. Außer den Fesseln, welche sie an den Händen trugen, hatte jeder noch einen eisernen Ring um den Hals, durch dessen Ende eine lange eiserne Kette lief, welche sie Alle wie eingefädelte Korallen hielt, und deren beiden Enden in zwei an der Schiffswand befestigten große Ringe ausliefen. Capistrano, ein Venetianer, war mit einem reichbeladenen Kaufahrteischiffe in die Hände der Türken gefallen und schmachtete seit Monaten in dieser schrecklichen Gefangenschaft. Der Verlust seiner Güter und die unausgesetzten Mißhandlungen hatten seinen Muth endlich gebrochen, und ihn zu dem verzweifeltsten Entschlusse gebracht, durch die Verleugnung seines Glaubens sich die Freiheit zu erkaufen, und er hatte dies bereits dem Sklavenhüter erklärt. Diese Erklärung erfüllte seine Mitgefangenen mit Entsetzen und sie bestürmten ihn mit bitteren Vorwürfen und dringenden Bitten so lange, bis er davon erschüttert ward und reuevoll in sich ging. Er widerrief seine Erklärung, bekannte laut Christum und erklärte sich bereit, durch Qual und Marter seinen schändlichen Wankelmuth zu sühnen. Weder die Versprechungen noch die Drohungen der Türken vermochten mehr, seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Hali, wüthend vor Zorn, ließ ihn auf das Verdeck schleppen und befahl, ihn zu peitschen, bis er sein Leben aushauche. An einen Mast gebunden, hatte der Unglückliche, ohne eine Klage laut werden zu lassen, bereits fünfzig furcht-

bare Peitschenhiebe ausgehalten, und das Blut rann von seinem zerfleischten Rücken. Hali ließ jetzt inne halten und rief ihm in mildem Tone zu: „Noch ist es Zeit, Capistrano, dein Leben zu retten und die Freiheit zu erkaufen! Schwöre deinem Christus ab und bekenne Muhamed den Propheten, und du sollst reicher werden als du warst!“ — Muthig entgegnete ihm Capistrano: „Gib dir keine Mühe, und spare deine Versprechungen; ich verachte sie gleichwie deine Peitschenhiebe. Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ist mein Herr, ihm gehört mein Leib und meine Seele! Verflucht sei dein Prophet!“ Außer sich vor Wuth sprang bei dieser Rede Hali von seinem Polster auf und faßte den Griff des Säbels, um dem verwegenen Lasterer des Propheten mit eigener Hand den Schädel zu spalten. — Aber der Allmächtige schützte seinen muthigen Bekenner, denn im nämlichen Augenblicke verkündete der Matrose vom Mastkorbe herab mit weit schallender Stimme das Erscheinen der feindlichen Segel. Dieser Ruf änderte plötzlich die Scene. Hali bemühte sich, die nahenden Schiffe zu erspähen, Matrosen und Soldaten eilten auf ihre Posten, und Capistrano wurde einstweilen wieder in den unteren Schiffsraum hinabgeschleppt und wieder an die Kette gelegt. Als bald ertönte vom Admiralschiffe das Lärmsignal, welches von allen Schiffen der Flotte hundertfach wiederhallte, und auf allen Verdecken wurde es lebendig.

Sobald Don Juan der feindlichen Flotte ansichtig geworden, stellte er seine Schiffe in Schlachtordnung. Sechs venetianische Galeassen postirte er als Vorhut vor die Linie. Das Centrum nahm er selbst mit seinen Spaniern ein und unter ihm commandirte Mark Anton Colonna und Sebastian Veniero. Den rechten Flügel befehligte Andreas Doria und den linken Augustin Barbarigo, der Venetianer. Petrus Guistiniani mit den Malteser-Galeeren und Paul Jordan mit seinen Schiffen nahmen die äußersten Flanken der Schlacht-

linie ein. Der Marquis von Saint Croix aber legte sich mit sechzig Galeeren hinter die Fronte, um während der Schlacht nach den bedrohlichsten Punkten schnelle Hilfe senden und die in der Schlachtreihe entstandenen Lücken sogleich wieder ausfüllen zu können. — Jetzt bestieg der Admiral eine leichte Brigantine und ruderte durch die Reihen der Schiffe, die Schlachtordnung musternd und die Soldaten zum Muth und zum festen Vertrauen auf den Beistand des Allmächtigen ermunternd. Freuderuf begrüßte ihn von allen Schiffen. Alle brannten vor Begierde zum Kampfe und harrten ungeduldig des Zeichens zum Vorrücken. Als Don Juan zu seinem Admiralschiffe zurückgekehrt war, ließ er die heil'ge Fahne mit dem Bilde des Erlösers aufziehen; ein lautes Jubelgeschrei begrüßte ihr Erscheinen. Alle Soldaten hatten bei den in großer Zahl auf den Schiffen anwesenden Kapuziner- und Jesuiten-Priestern gebeichtet, und die Patres verkündigten nun den vom Papste in Form eines Jubiläums verliehenen vollkommenen Ablass. Alle, Hohe und Niedere, lagen auf den Knien, baten um Verzeihung ihrer Sünden und schwuren, bis auf ihren letzten Blutstropfen für die Ehre des Erlösers zu streiten, und flehten um den göttlichen Beistand. So beteten sie fort, bis sich die beiden Flotten auf tausend Schritte nahe waren.

Auch die Türken hatten nicht gesäumt, sich zur Schlacht zu bereiten. Hali Passa hatte seine an Zahl überlegenen Schiffe der Gewohnheit gemäß in Gestalt eines Halbmondes aufgestellt, ohne Reservecorps. Er selbst befehligte mit Pestach das Mitteltreffen; Rouchali und Siroch führten die beiden Flügel, welche sich weit über die Schlachtreihe der Christen ausdehnten und mit ihren Riesenarmen diese zu umklammern drohten. Hali Passa stand, den Säbel in der grimmigen Faust, auf dem Vordertheil seines Schiffes und musterte mit verächtlichen Blicken die näher wogende feindliche



Flotte. „Beim Propheten!“, rief er höhnlachend seinen beiden Söhnen zu, „das gibt einen herrlichen Tanz! Keiner von den Christenhunden soll seinen Fuß wieder an's Land setzen; wir wollen sie zermalmen sammt ihrem elenden Häuslein Galeeren! — Ha! Seht ihr! — Allah ist mit uns — der Wind braust gegen die Feinde!“ — Wirklich war der immer heftiger wehende Wind den Christen entgegen, ein Umstand, der ihnen leicht verderblich werden konnte.

Der blutig gepeitschte Capistrano hatte über die Kunde von dem Raken der christlichen Flotte alle seine Schmerzen vergessen; unter Freudenthränen theilte er seinen Leidensgenossen diese frohe Botschaft mit. Welch eine Botschaft für diese Unglücklichen, die fast jeder Hoffnung auf Errettung entsagt hatten und nur dem Tode, oder, was für sie schrecklicher war als der Tod, einer langen qualvollen Sklaverei entgegen sahen. Niederknien konnten sie nicht, das ließ die schreckliche Halskette nicht zu; aber die gefesselten Hände streckten sie empor, und die thränenvollen Augen erhoben sie und flehten mit aller Gluth der Seele zu Gott um Sieg für ihre Brüder, um Rettung aus dem Elende für sich selbst; einstimmig riefen sie zu Maria, der Trösterin der Betrübten, der Helferin der Christen, daß sie ihre hilflosen Kinder in ihren mütterlichen Schutz nehmen und durch ihre Alles vermögende Fürbitte am Throne ihres göttlichen Sohnes dem christlichen Heere den glücklichen Sieg erwirken wolle. Und gewiß, ein solch inbrünstiges Gebet, unter dem Rasseln der schuldlos getragenen Ketten zum Himmel geschickt, mußte durch die Wolken dringen und Erhörung finden am Throne der Barmherzigkeit. — Aber auch zu dem argwöhnischen Ohre Hali's war das ungewöhnliche Geräusch im Bauche des Schiffes emporgedrungen, und ein drohender Blick seines wildrollenden Auges traf den erschrockenen Sklavenhüter. „Mit deinem Kopfe bürgst du mir für die Christenhunde da unten!“ schrie er diesem zu.

„Hinunter! Und zerschmettere den Schädel Jedem, der Miene macht, sich zu befreien!“ — Der Sklavenhüter stürzte hinab und fand die Gefangenen betend, da ergriff er mit beiden Händen die Enden der Kette und zerrte sie mit zorniger Gewalt mehrmals gegen sich, so daß ein herzerreißender Schmerzensschrei den Gequälten entfuhr. „Ihr Hunde!“ brüllte er sie an, „hegt ja keine Hoffnung auf Erlösung aus unsren Händen! Bald sollt ihr zahlreiche Gesellschaft finden. Und würden wir unterliegen; es sollt' euch nicht frommen; sobald ein Christ siegend das Schiff besteigt, fliegt ihr alle mit uns in die Luft!“ Capistrano antwortete ihm mit glaubensvoller Ruhe: „Bis jetzt sind wir in eurer Gewalt; aber Gottes Macht ist groß genug, um alle Anschläge zu vereiteln und euren frechen Stolz zu Schanden zu machen.“ Zwei mächtigen Peitschenhiebe waren die Antwort auf seine kühne Rede. — Nachdem der Unmensch sich wieder entfernt hatte, fuhren die Christen jetzt im Stillen, aber um so eifriger fort zu beten; während Capistrano vergebliche Versuche machte, den verhängnißvollen Kettenring aus der Schiffswand herauszuwinden.

## Die Seeschlacht.

Es war nach italienischer Stundenrechnung Mittags 17 Uhr, d. i. nach unserer Uhr 11<sup>1</sup>/<sub>4</sub>, Mittags als auf türkischer Seite ein Kanonenschuß als Herausforderung zur Schlacht ertönte, welcher von den Christen alsbald in gleicher Weise beantwortet wurde, und nun stürzten die beiden Flotten wie zwei Gewitter aufeinander. Der brüllende Schlachtruf Hali Passa's ertönte, und von allen Schiffen donnerte das schwere Geschütz gegen die anrückenden Feinde, welche den Gruß eben so kräftig erwiderten. Hali suchte den langsam sich dahin wälzenden Pulverdampf mit seinen Blicken zu durchdringen, um die verderbliche Wirkung der ersten Ladung an den Schiffen der Christen zu erforschen; aber er forschte vergeblich, denn im Augenblicke des Angriffs war der Wind umgeschlagen, trieb mit aller Macht das Feuer und den Rauch gegen die Türken und benahm ihnen alle Aussicht. Die Christen erkannten darin die wunderbare Hilfe Gottes und erhoben ein weithin schallendes Jubelgeschrei. Hali zitterte vor Wuth, wie toll rasste er von einem Ende des Schiffes zum anderen und trieb mit Säbelhieben die Kanoniere zur Beschleunigung ihrer Arbeit. Auch das Kleingewehrfeuer begann jetzt zu spielen und die Pfeile der Bogenschützen, deren Auserlesenste das Admiralschiff an Bord hatte, schwirrten Haufenweise durch die Luft. Ein über alle Beschreibung furchtbares Schlachtgetöse erhob sich. Der ununterbrochene, hundertfältige Donner der Kanonen, das Knattern des Gewehrfeuers, das Geprassel der stürzenden

Masten, das Krachen versterbender Schiffe, Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, die Rufe der Führer, das Wuthgeheul der Kämpfenden, die Schmerzensschreie der Schwergetroffenen; dazu das Sausen des Windes, das Brausen der an die Schiffe schlagenden Wogen, das Tosen der Brandung an der nahen Küste — alles tönte durcheinander in furchtbarer Weise. Drei Stunden wüthete bereits der Kampf und noch immer wollte sich der Sieg auf keine Seite neigen; jetzt aber verdoppelte sich das Schlachtgetöse auf dem rechten Flügel der Türken. Dort war Barbarigo mit seinen raucheschraubenden Venetianern unwiderstehlich auf die türkische Schlachtlinie eingedrungen. Während er die Seinigen anfeuernte, schwirrte ein feindlicher Pfeil durch die Luft und bohrte sich tief in sein linkes Auge. Es war nicht möglich das widerhackige Geschoß aus der Wunde zu ziehen und der Verwundete rang mit den furchtbarsten Schmerzen. Sein Neffe Contarini übernahm nun den Befehl, auch er fiel zum Tode getroffen, und gleiches Loos traf Querini, welcher an dessen Stelle getreten war. Jetzt war aber auch die Wuth der Venetianer auf's Höchste gestiegen und gleich Rasenden trieben sie ihre Galeeren wie Reile zwischen die türkischen Schiffe. Bald sah man die Galeere, auf welcher Siroch commandirte, mast- und steuerlos auf- und niederschwanke und sich bemühen aus dem Schlachtgewühle sich hinaus zu winden, aber vergeblich, denn bereits hatte sich im Innern des Schiffes Feuer entzündet und bald schlugen die Flammen aus allen Lücken. Ein Theil der Besatzung sprang über Bord und verschwand in den Wellen, jetzt zuckte ein Blitz aus dem Schiffe auf, ein furchtbarer Knall folgte und der Obertheil flog in die Luft, während der untere Theil zischend in den Fluthen versank. Diese Explosion erzeugte Schrecken und Verwirrung auf dem rechten Flügel der türkischen Linie, und die Galeeren steuerten mit solcher Hast der Küste zu, daß die meisten strandeten und scheiterten.

Don Juan hatte indessen im Centrum einen schweren Stand, wohl dreihundert seiner tapferen Spanier fielen rings um ihn; aber er hielt Stand und die Flucht des rechten feindlichen Flügels beseele Alle mit noch höherem Muth; sie verdoppelten ihr Feuer und drangen siegesgewiß auf das Centrum der türkischen Schlachtlinie ein. Don Juan ersah sich das türkische Admiralschiff zu seinem Ziele aus und steuerte mit unwiderstehlicher Macht auf dasselbe los. Hali Passa erwartete seinen Gegner, zum äußersten Kampfe bereit; aber plötzlich bäumt er sich und stürzt rücklings in das Tackelwerk — eine feindliche Kugel hatte den Sitz seines Lebens gefunden. Harun, einer der Unterbefehlshaber, eilte ihm zu Hilfe, aber Hali stieß ihn zähneknirschend von sich und stöhnte in dumpfen Tönen: „Laß mich! Glender, siehst du nicht, daß die Christen hunde entern? Willst du mich ihren Händen überliefern? — Fort — hinab — Feuer in die Pulverkammer! Sie sollen mit uns vernichtet werden!“, Harun gehorchte; er entriß dem nächsten Soldaten die brennende Lunte, und eilte nach dem inneren Schiffsraum.

Aber auch drunten im Schiffe hatte indessen die göttliche Hand gnädig gewaltet. Eine feindliche Kugel, welche in die Schiffswand geschlagen, hatte das Gebälke, das den Kettenring festhielt, zersplittert, und nun war es den Anstrengungen der Gefangenen gelungen, ihn los zu reißen und sich von der Alle umschließenden Halskette los zu machen. Capistrano war der Erste, welcher sich befreite, und stürmte mit einem Stücke des zersplitterten Balkens bewaffnet eben die Schiffstreppe hinan, als Harun mit der brennenden Lunte herabrampte. Ein mächtiger Schlag Capistrano's schmetterte ihn mit zerschelltem Schädel zu Boden. Schnell entriß jener der Leiche die Streitart, eilte auf das Verdeck und fiel, mit beiden gefesselten Fäusten die furchtbare Waffe schwingend, den kämpfenden Türken in den Rücken. Seine Kameraden waren ihm nach-

geeilt und schmetterten die schweren Ketten ihrer Hände vernichtend auf die Häupter ihrer Feinde. Don Juan war bereits an der Spitze seiner Getreuen auf das Schiff herübergesprungen und stürmte, Alles vor sich niederwerfend, nach dem Steueruder, wo die türkische Admiralfahne wehte. Mit starker Faust riß er sie aus ihren Angeln und rief „Sieg!“ — und als bald ertönte der jubelnde Siegesruf durch die ganze Flotte der Christen. — Hali lag sterbend in seinem Blute, verzweiflungsvoll starrten seine brechenden Augen nach seiner sinkenden Fahne hin, krampfhaft ballten sich seine Fäuste, blutiger Schaum quoll über seine Lippen, welche zum letzten stummen Fluche erzitterten — und sein Leben war entflohen. Don Juan trennte Ali's Kopf vom Rumpfe, steckte ihn auf die Spitze einer Hellebarde und hob es zum Zeichen des Sieges hoch empor. Die über den Tod ihres Anführers bestürzten und entmuthigten Türken ließen sich ohne Widerstand hinschlachten.

Doch auf dem linken Flügel widerstand Ulutsch Ali noch immer dem rechten der Christen, ja nöthigte diese sogar zur Flucht. Da aber jetzt der Marquis von Sainte Croix mit seiner Reserve vorrückte, wandte sich auch Doria wieder zum Angriff, und Ulutsch ergriff mit ungefähr 30 Galeeren die Flucht; es waren die einzigen, welche sich aus der Schlacht retteten. Nach fünfstündigem Kampfe, Nachmittags 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr war der Sieg vollständig errungen; ein Sieg, wie kein glorreicherer je über die Türken erfochten worden. — Die Christen zogen sich, das stürmische Meer und die hereinbrechende Nacht fürchtend, in die nahegelegenen Häfen zurück.

Die Musterung am folgenden Tage ließ erst die ganze Größe des errungenen Sieges erkennen: Auf Seite der Türken waren 32,000 Mann umgekommen, darunter Ali Passa, der Corsar Caracossa, der Bey von Rhodus und 39 Rais. Die Christen hatten nur 7656 Mann verloren, meist Venetianer.

135 türkische Galeeren und 18 Galeotten waren in die Gewalt der Christen gekommen, 70 hatte das Meer verschlungen. Auf den eroberten Schiffen fanden sich 3500 christliche Gefangene, welche durch den Sieg ihre Freiheit erlangten; dagegen wurden 500 Kriegsgefangene gemacht, darunter Ali's beide Söhne, der Pascha von Megroponte und über 20 Officiere ersten Rangs. Außerdem erbeuteten die Sieger 116 schwere und 256 leichtere Kanonen, zahllose türkische Feldzeichen und Waffen und unermessliche Schätze; denn die türkische Flotte war mit dem Raube vieler Städte und Schiffe beladen.

In Rom traf die Siegesnachricht am 20. Oktober ein; aber sie bestätigte nur die Siegesbotschaft, welche unmittelbar nach der Schlacht selbst auf wunderbare Weise dortselbst kund geworden war. In geheimnißvoller Vorahnung hatte Pius V. am 7. Oktober und in der vorhergehenden Nacht seine Gebete verdoppelt und befohlen, daß man dasselbe in allen Kirchen der Stadt thue. Die Rosenkranzbruderschaft hielt, wie sie es an jedem ersten Monatssonntage gewohnt war, am Nachmittage — also gerade während der Seeschlacht, ihre feierliche Prozession und in der ganzen Christenheit verrichteten die Rosenkranzbruderschaften um diese Zeit ihre Gebete nach der Meinung des heil Vaters. An jenem Nachmittage hatten sich einige Cardinale in den Vatikan begeben, um in wichtigen Angelegenheiten die Meinung des Papstes zu vernehmen; da erhob sich plötzlich Pius von seinem Sitze, trat zum Fenster, öffnete es, blickte längere Zeit zum Himmel unverwandt empor, dann schloß er es wieder und sprach in freudiger Erregung: „Jetzt ist nicht die Zeit, von diesen Angelegenheiten zu reden; gehet vielmehr hin, um Gott zu danken, denn unsere Flotte war im Kampfe mit den Türken, und in diesem Augenblicke hat sie gesiegt!“

Am 13. Dezember traf der tapfere Mark Anton Colonna in Rom ein und hielt seinen Triumphzug auf das

Kapitol. Pius beschenkte alle Hauptleute des siegreichen Heeres auf das freigebigste. Außerdem schenkte er noch als Dankeszeichen dem großen Spital zum hl. Geist 20,000 Goldscudi, dem römischen Seminar 6000, und der Bruderschaft von Mariä Verkündigung 5000 Scudi zur Ausstattung armer Jungfrauen. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Sieges verordnete er, daß in der lauretanischen Litanei die Worte „Auxilium Christianorum, ora pro nobis! — Helferin der Christen, bitte für uns!“ eingeschaltet wurden, und setzte auf den 7. Oktober das Fest Maria de Victoria, „Maria vom Siege“ ein, welches nunmehr nach Anordnung Gregor's XIII. zugleich mit dem Rosenkranzeste am ersten Sonntag des Oktobers in der ganzen Christenheit begangen wird.

Die furchtbare Niederlage bei Lepanto brachte großen Schrecken über das türkische Reich. Constantinopel glaubte sich schon in der Gewalt der Christen, so daß Selim eilig seine Residenz nach Adrianopel verlegte und viele Einwohner der Hauptstadt ihre Schätze den Christen übergaben, um sie bei Eroberung der Stadt zu verwahren. — Als die Nachricht von dem Tode Pius V. (1. Mai 1572) nach Constantinopel gelangte, ließ der Sultan drei Tage lang öffentliche Freudenfeste anstellen.

---



## VII.

# Die Hugenotten.

Eine historische Skizze.

---

Die nachfolgende gedrängte Darstellung der Hugenottengeschichte soll die blutigen Auftritte nicht rechtfertigen, sondern nur augenfällig machen, wie die schreckliche Katastrophe zu Paris, gewöhnlich die Bartholomäusnacht genannt, durch die Hugenotten selbst mit Gewalt herbeigeführt worden ist, und als der Gewaltstreich einer gottvergessenen Politik durchaus nicht der katholischen Kirche zur Last fallen kann. Es ist vielmehr diese Blutnacht die furchtbare Erfüllung jener schändlichen Devise, welche die Hugenotten in ihrem Schilde führten: „In utrumque paratus: aut vincere dolo, aut certa perire morte.“ d. h. „Wir sind zu beidem bereit: entweder durch Trug zu siegen, oder dem sicheren Tode zu verfallen.“

---

## Anfänge der Hugenotten.

Um das Jahr 1525 schaarte sich zu Meaux, nicht ferne vom Herzen Frankreichs, eine kirchenseindliche Gemeinde um den Wollenkrämer Johann Le Clerc unter stürmischen Auftritten. Ihr erstes Lebenszeichen war, daß sie eine an der Hauptkirche angeheftete päpstliche Bulle am hellen Tage abrißten und dafür eine Schmähschrift anklebten. Obgleich das Parlament von Paris gegen solche Verhöhnung der Landesreligion mit strengen Strafen einschritt, obgleich selbst die freisinnige Sorbonne sich gegen die neue Lehre ausgesprochen und die Schriften der Irrlehrer zum Feuer verdammt hatte, so fanden diese doch weiteren Anhang und eine einflußreiche Beschützerin an Margaretha Valois, der Schwester Königs Franz I. und Gemahlin des Königs Heinrich von Navarra. Mit der wachsenden Zahl ihrer Anhänger wuchs auch deren herausfordernde Kühnheit, so daß sie schon 1534 es wagten, während der Nacht an allen Kirchen und öffentlichen Plätzen, am königlichen Schlosse, ja selbst an den Thüren der Gemächer des Königs Schmähschriften und Drohungen gegen den König und Lästerungen gegen den katholischen Glauben, besonders gegen das allerheiligste Geheimniß anzuheften.

Diese Vorgänge schreckten den König auf, und die bange Ahnung, es möchte auch über sein Reich jenes Unheil hereinkommen, unter welchem Deutschland senkte, drängte ihn zu ernststen Maßregeln. Er ließ sechs der größten Unruhestifter als Schänder der Religion und Beleidiger der königlichen

Majestät durch den Feuertod bestrafen. Dieses Beispiel war nicht ohne Wirkung; der französische Härestarch, Calvin entfloß mit dem größten Theile seiner Anhänger aus Frankreich und ließ sich nach einigem Hin- und Herziehen in Genf nieder, welches nun der Sammelplatz und die Pflanzschule der Calvinisten wurde, von wo aus ganz Frankreich mit aufrührerischen Schriften und fanatisirenden Missionären überschwemmt wurde. — Trotz aller Gegenanstrengungen wuchs die Zahl der Calviner von Tag zu Tag; doch vernieden sie noch öffentliche Demonstrationen. Als aber König Heinrich der II., welcher nach dem Tode seines Vaters Franz I. 1547 die Regierung angetreten, das Bündniß mit den Protestanten in Deutschland geschlossen hatte, glaubten sie sich zu freierem Auftreten berechtigt, und trotz der erneuerten und geschärften Verordnungen des Königs, (durch das 1551 erlassene Edikt von Chateaubriand war die Untersuchung gegen die Ketzer den kirchlichen Gerichtshöfen, welche keine Todesstrafen verhängen durften, abgenommen und den königlichen Gerichten zugewiesen worden), traten sie, besonders nach der unglücklichen Schlacht von St. Quentin, auch in den Städten, wo sie ihre Zusammenkünfte bisher nur heimlich gehalten hatten, öffentlich auf.

## Vereinigung der Hugenotten.

Schon im Jahre 1559 hielten sie in Paris selbst eine Generalsynode, auf welcher sie ihr Glaubensbekenntniß feststellten, das mit Calvins Lehre ganz übereinstimmte; auch die strengere Disciplin Calvins, welche die Verfolgung und Hinrichtung der Ketzer zur Pflicht machte, nahmen sie an.

In demselben Jahre starb Heinrich II., und nun bemächtigte sich der politische Parteigeist des Calvinismus als Mittel zur Durchführung ehrgeiziger Pläne, und von dieser Wuth gefaßt, erstarkte dieser schnell zu einem riesigen Ungeheuer, welches seine Glieder über das ganze Reich ausstreckte und seine zerfleischenden Krallen tief in das Herz und Mark Frankreichs einschlug.

Der erst fünfzehnjährige, überdies fränkliche König Franz II. fühlte sich nicht fähig, die Zügel der Regierung zu führen und überließ dieselben den Guisen, nämlich dem Herzog Franz und dessen Bruder, dem Cardinal Franz von Lothringen, dem keineswegs Fähigkeit und Kraft fehlte. Wesentlichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte behielt auch die Königin Mutter, die ränkevolle Katharina von Medicis. Das aber erregte die Eifersucht und den Groll der königlichen Prinzen Anton von Bourbon und Ludwig von Condé, welche nebst ihren Anhängern vom Hofe verdrängt wurden. Besondere Unzufriedenheit erregten diese Vorgänge auch bei den Brüdern Caspar von Coligny, Admiral, und Franz von Andelot, Obersten des Fußvolks, welche als innige Anhänger der

Bourbonen durch deren Zurücksetzung sich verletzt glaubten, und als eifrige Calviner in den beiden jungen Guisen eine gewaltige Stütze des katholischen Glaubens in Frankreich erblickten. \*) So verband sich der religiöse Fanatismus mit der Leidenschaft politischer Herrschgier und die erste Frucht dieser Verbindung war die berühmte Verschwörung von Amboise (1560).

Man hatte wegen dieses Gewaltsschrittes auch bei den Häuptern der neuen Lehre angefragt und von dort her, besonders von Beza, welcher auch später das Hauptheer der Hugenotten als Feldprediger begleitete, belobende Gutachten erhalten. An der Spitze des Unternehmens stellte sich der Prinz Condé, und als sein Bevollmächtigter agierte der Edelmann De Barry de la Renaudie. Er war aus Dijon, wo er wegen einer Fälschung gefangen saß, nach Bern und von da nach Genf geflüchtet und hatte sich Calvin angeschlossen. Dieser durchreiste nun ganz Frankreich und rief alle Hugenotten zu den Waffen und zu einer Versammlung nach Rantes, wo sie am 1. Februar 1560 sich zum Untergange der Guisen verschworen. Ihr Plan ging dahin, mit den Waffen in der Hand dem König zu Blois ihre Forderungen vorzulegen und im Weigerungsfalle sich seiner Person zu bemächtigen, alle Guisen zu ermorden und die Regierung den Händen der Bourbonen zu übergeben. Allein die Verschwörung wurde verrathen und der Plan vereitelt. Die Empörer wurden in einzelnen Gefechten getödtet oder gefangen und hingerichtet. Auch Renaudie kam dabei um's Leben; die Prinzen jedoch entgingen dem Tode.

Während nun durch Verwendung des Generalstatthalters Michael del Hospital und auf Andringen des Admirals Co-

---

\*) Von da an erhielten die Calviner den Anfangs spottweise gebrauchten Namen Hugenotten oder Hugonoten, über dessen Ableitung die Meinungen sehr verschieden sind.

ligny und anderer achthundert Edelleute das weitere gerichtliche Verfahren gegen die Hugenotten, wenn sie sich ruhig verhalten würden, eingestellt wurde, benützte Prinz Condé seine Freiheit zur Anzettlung eines neuen Complots. Die Hugenotten sollten mit Hilfe Genfer Truppen sich der Stadt Lyon bemächtigen. Auch dieser Anschlag mißglückte. Bald darauf wurde Condé nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Könige verhaftet und von einer Parlaments-Commission als Empörer zum Tode verurtheilt. Der am 5. Dezember 1560 erfolgte Tod des Königs verhinderte die Vollstreckung des Urtheils und gab dem Prinzen die Freiheit wieder.

Der Bruder des verstorbenen Königs, der eilfjährige Carl IX. bestieg den französischen Thron. Nach den Reichsstatuten erhielt die Königin Mutter die Regentschaft, deren Wahlspruch war: „Divide et impera.“ „Spalte und herrsche.“ Das listige Weib glaubte nur dadurch herrschen zu können, daß sie den Zwiespalt unter den Parteien nährte, und neigte sich deshalb bald auf die Seite der Katholiken, bald auf jene der Hugenotten, je nachdem sie die Uebermacht der einen oder der anderen fürchtete, und war darum von beiden Parteien gehaßt und verachtet. Um den Samen der Zwietracht und des Parteikampfes in den katholischen Staatsrath zu streuen, ernannte Katharina den Hugenottenbeschützer Anton, König von Navarra, zum Generalstatthalter des Reichs. Aber diesmal hatte sie sich arg verrecknet und in ihren eigenen Schlingen sich gefangen. Der neue Reichsstatthalter war edel genug, sein Parteiinteresse dem Staatswohle zu opfern und schloß sich dem Herzog von Guise und seinen Freunden, dem alten Connetable Montmorency und dem Marschall St. Andre an. Diese unerwartete Vereinigung brachte die Regentin so sehr außer Fassung, daß sie nun offen auf die Seite des Prinzen Condé und des Admirals Coligny trat. — Die Hugenotten hatten bereits seit zwei Jahren die schrecklichsten

Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken verübt, und diese, auf's Aeußerste gebracht, sich Repressalien gegen ihre Unterdrücker erlaubt. Der Hof erließ nun im Juli 1561 ein Edikt, welches volle Amnestie für das Vergangene gewährte, und für die Zukunft die Zusammenrottung der Hugenotten untersagte. Diese aber kümmerten sich um solche Verbote nichts.

Katharina hatte unterdessen vom Papste allerlei Zugeständnisse für die Calviner begehrt, als: Abschaffung der Ohrenbeicht, des Frohnleichnamsfestes, der Bilder u. s. w., was Pius IV. selbstverständlich abwies. Ebensowenig konnte der Papst unter den obschwebenden Verhältnissen die Unterredung billigen, welche zu Poissy zwischen den Katholiken und den Calvinern wegen der Glaubensdifferenzpunkte stattfinden sollte. Er beschleunigte deshalb die Wiedereröffnung des unterbrochenen Concils von Trient und ließ schon im November 1560 die Bulle publiciren, welche die Väter auf den künftigen Ostertag wieder zusammenrief; auch schickte er einen eigenen Legaten deshalb nach Frankreich. Demohngeachtet wurde die beabsichtigte Unterredung im September 1561 eröffnet, und aus Gefälligkeit gegen die Calviner präsidirte, statt der Bischöfe, Katharina von Medicis, vom König und dem ganzen Hofe begleitet, dem Colloquium. Katholischer Seits waren sechs Cardinäle, anfangs vier und später vierzig Erzbischöfe und Bischöfe und eine Anzahl Doktoren der Sorbonne gegenwärtig; die Hugenotten wurden durch zwölf Prediger, Beza an der Spitze, und zweiundzwanzig Gemeindegabgeordnete vertreten. Beza trat zuerst auf. Seine Rede floß über von Gift gegen die katholische Lehre, und als er vollends in Lästerungen wider das allerheiligste Sacrament sich ergoß, da entstand in der Versammlung ein lautes Murren. Vor Allen erhob sich der Cardinal Tournon, der schon früher die Unterredung zu verhindern gesucht hatte, wies den Lasterer zurecht und beschwor den jungen König, diesen verderblichen

Neuerungen nach den Beispielen seiner rechtgläubigen Vorfahren sein Ohr zu verschließen und nicht zu urtheilen, bevor er auch die Stimme der Bischöfe vernommen, die Gott eingesetzt habe, die Völker und die Könige zu lehren. Dennoch durfte auf Befehl der Königin Beza seinen empörenden Vortrag vollenden. Jetzt trat der Cardinal von Lothringen auf den Kampfplatz. In klarer und begeisterter Rede vertheidigte er das göttliche Ansehen der Kirche und ihre Lehre vom heiligsten Altarsacramente. Seine Begeisterung theilte sich den Uebrigen mit, und laut riefen Bischöfe und Theologen: „Das, ja das ist der wahre katholische Glaube, das ist die reine Lehre der Kirche Jesu Christi. Wir alle unterschreiben sie und sind bereit, bis in das Grab sie zu behaupten und mit unserem Blute zu besiegeln.“ Sie beschwuren den König und die Regentin, gleichfalls in dieser Lehre zu beharren und sie mit aller Macht zu beschützen. Der junge König fühlte sich durch diese Rede des Cardinals bewogen, den ferneren Versammlungen nicht mehr beizuwohnen. Außerdem zeichnete sich unter den Katholiken noch der Theologe Espenceis und der Jesuitengeneral Vainez aus, welcher letzterer durch die bei dieser Gelegenheit kundgegebene Gelehrsamkeit und seinen Glaubenseifer seinem Orden den lange verweigerten Einlaß in Frankreich erwarb. Im November trennte sich die Versammlung ohne einen anderen Erfolg, als daß sie den Irrlehrern Gelegenheit verschafft hatte, mit ungezügelter Frechheit ihre Irrthümer öffentlich vorzutragen und ihre Anhänger neu zu ermuntern.

Katharina wendete sich nun nochmals an den Papst, von dem sie unter Anderem die Aufhebung des Priester cölibat verlangte, als das beste Mittel, die Häupter der Calviner zu gewinnen, weil die Meisten lüderliche Geistliche oder aus dem Kloster entsprungene Mönche waren, denen es nach Weibern gelüstete. Der Antrag blieb natürlich ohne Erfolg.



Im Verhältnisse, als die Edikte ihnen günstiger wurden, häuften die Hugenotten ihre wüthenden Ausschweifungen. Wenige Wochen nach dem letzten Edikte hatte eine von Bivet berufene Synode zu Nismes, auf der siebenzig Prediger anwesend waren, dekretirt, daß alle katholischen Kirchen in der Stadt und der ganzen Umgegend niedergerissen und die Katholiken mit Gewalt zum Calvinismus gezwungen werden sollten. — Am 19. Februar 1562 griffen die Hugenotten zu den Waffen und besiegten am 6. März den de Flassans im offenen Kampfe. Somit war der Friede auf jede Weise gebrochen.

Während dieser Vorgänge reiste der Herzog von Guise im Auftrage des Generalstatthalters durch Bassy in der Champagne, wo eben die Hugenotten in einer Scheune versammelt waren. Einige vom Gefolge des Herzogs, welche aus Neugierde sich dem Eingange genähert hatten, geriethen dort in Wortwechsel mit den Calvinern; diese begannen zu schimpfen und mit Steinen zu werfen und man wurde bald handgemein. Der Herzog, welcher zur Vermittlung herbeigeeilt war, wurde durch Steinwürfe getroffen und im Gesichte verwundet. Als die Seinigen dessen blutendes Angesicht erblickten, geriethen sie in Wuth, zogen die Schwerter und hieben sechzig der anwesenden Hugenotten nieder. Die Hugenotten schrieken nun allerwärts über Verletzung des Friedens, den sie selbst nie gehalten hatten, und noch mehr gespornt durch die Aufreizungen und Versprechungen des englischen Gesandten, griffen sie nun überall zu den Waffen, und es entspann sich der erste Bürger- und Religionskrieg, welchen Beza, wie er selbst bekennt, den Häuptern der Hugenotten zur Pflicht gemacht hatte, und welcher von den Synoden zu Orleans, zu St. Jean d'Angely und zu Saintes als rechtmäßig und unerläßlich erklärt worden war. Die Gegner sammelten sich gerüstet um ihre Häupter: die Katholiken um den König von Navarra als Generalstatthalter, den Connetable Montmorency, den Herzog von

Guise und den Marschall St. Andre. An die Spitze der Hugenotten traten der Prinz Conde und der Admiral Coligny mit seinem Bruder d'Andelot. Die Königin Mutter schloß sich, um nicht das Aeußerste zu wagen, den Katholiken an.

## Erster Krieg.

Prinz Condé eröffnete den Krieg mit der Besetzung der Stadt Orleans, und von diesem seinem Hauptquartiere aus erließ er einen Aufruf an alle calvinischen Gemeinden, sich zu erheben und Geld- und Waffenhilfe zu senden. Doch mißtraute er seiner Kriegesmacht, welcher das königliche Heer weit überlegen war, machten ja die Hugenotten kaum den hundertsten Theil der Bevölkerung Frankreichs aus. Deshalb suchte er Hilfe bei den protestantischen Fürsten Deutschlands, welche zum Danke für die Unterstützung, welche ihnen der französische Hof gegen den Kaiser gewährt hatte, nun den Feinden des Königs hilfreiche Hand reichten. Der Beistand der Katholikenverfolgerin Elisabeth von England war den Hugenotten bereits durch den Gesandten Trolmorton zugesichert worden, und Prinz Condé erhielt von dorthier einen Succurs von 6000 Mann gegen Uebergabe der zwei wichtigen Hafensplätze Havre de Grace und Dieppe an die Engländer.

Entrüstet über solchen Landesverrath eilte nun der französische Adel in das königliche Lager bei Rouen, denn man befürchtete, diese Hugenottenstadt möchte gleichfalls in die Hände der Engländer kommen. Nach hartnäckiger Vertheidigung wurde die Stadt am 26. Oktober 1562 mit Sturm genommen und der Wuth der Soldaten preisgegeben. Bei dem Kampfe in den Laufgräben hatte der König von Navarra eine Wunde empfangen, an welcher er nach fünf Wochen starb. Nun loderte das Kriegesfeuer, von fanatischer Wuth auf der einen

Seite und von zügelloser Rachgierde auf der anderen angefacht und genährt, in furchtbaren Flammen auf, welche die Regentin vergeblich durch mancherlei Friedensvorschläge zu dämpfen suchte.

Während das königliche Heer noch in der Normandie stand, stürmte Condé, durch 4000 deutsche Söldner verstärkt, auf Paris los; zog sich aber beim Anmarsche der Königlichen nach Havre zurück. Am 19. Dezember 1562 kam es bei Dreux zwischen den beiden Heeren zur blutigen Schlacht, in welcher zwar die Katholiken den vollständigsten Sieg erfochten, allein zwei ihrer Helden verloren, indem der Connetable Montmorency und der Marschall St. Andre in die Hände der Hugenotten fielen und dieser erschossen wurde. Die Königlichen hatten dagegen den Prinzen Condé in ihre Gewalt bekommen.

Der Herzog von Guise, welcher jetzt den Oberbefehl über das königliche Heer erhielt, begann im folgenden Jahre den Feldzug mit der Belagerung von Orléans, wohin auch der Gefangene Connetable von den Hugenotten war abgeführt worden. Schon war der Herzog in die Vorstadt eingedrungen, als er, am 18. Februar 1563, durch einen hugenottischen Edelmann, Poltrot mit Namen, der sich als Ueberläufer in dessen Gefolge hatte aufnehmen lassen, einen meuchlerischen Schuß erhielt, an dessen Folgen er nach sechs Tagen starb, und sterbend zum Frieden rieth. Der Mörder gab in seinen Verhören den Admiral Coligny, Theodor Beza und andere Häupter der Hugenotten als die Anstifter dieses Meuchelmordes an. Von dieser Zeit an verfolgte das Haus der Guisen den Admiral als den Mörder ihres Vaters mit unverföhllichem Hass. Der hingerichtete Poltrot aber erhielt eine Stelle im Genfer Verzeichnisse der calvinischen Martyrer.

Auf Befehl der Königin Mutter wurde der Prinz Condé gegen den Connetable, Montmorency ausgewechselt, und beide nahmen Theil an den bei der Stadt Orléans eröffneten

Friedensverhandlungen. Bei denselben zeigten sich die calvinischen Prediger so fanatisch und unnachgiebig, daß Condé, um nicht den ganzen Friedensversuch scheitern zu lassen, sie von der weiteren Theilnahme an den Verhandlungen gänzlich ausschließen mußte. Dafür zerstörten sie noch während der Friedensverhandlungen neunzehn Kirchen der Katholiken. Endlich am 19. März kam das den Hugenotten günstige Pacificationsedikt von Amboise zu Stande. Diese versprachen Treue und erhielten dagegen die Erlaubniß, in einer Stadt jeden Amtsbezirkles ihren Gottesdienst zu halten.

Während dieses Krieges hatte Coligny und seine Hugenottenheere die Abscheulichkeiten und Gewaltthaten über alles Maas gehäuft und überall wie wilde Thiere gewüthet durch Mord, Raub, Brand und Verwüstung. Das Edikt von Amboise war nicht geeignet, die Katholiken diese Dinge vergessen zu machen, so wenig es andrerseits den Forderungen der Hugenotten genügte, welche deshalb ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen gegen die vermutheten geheimen Pläne der Regentin laut kund gaben. Dazu kamen noch die, die Hugenotten ermuthigenden Gewaltthatigkeiten der verwittweten Königin von Navarra, welche sich 1563 für die Calviner erklärt, die Priester verjagt, die geistlichen Güter eingezogen und in ihrem ganzen Gebiete die Uebung der katholischen Religion völlig aufgehoben hatte.

Katharina von Medicis durch diese Vorgänge in Unruhe und Besorgniß versetzt, die Bourbonen möchten im Bunde mit den Hugenotten zu übermächtig werden, begann jetzt durch das erläuternde Edikt von Roussillon 1564 die den Calvinern gemachten Zugeständnisse wieder zu beschränken; besonders wurde darin die Bilderstürmerei unter Todesstrafe verboten und die calvinischen Synoden der Aufsicht der Regierung unterstellt. Als bald nahmen die Hugenotten wieder eine

drohende Stellung an, was den Hof bewog, Sicherheitsmaßregeln zu treffen, um neue Verschwörungen zu verhindern; allein die Hugenotten setzten ihre bedrohende Thätigkeit voll Eifer fort und brachten in kurzer Frist einen neuen Bürgerkrieg zum Ausbruch.

## Zweiter Krieg.

Die Hugenotten hatten für diesmal einen entscheidenden Handstreich vorbereitet, welcher den König selbst in ihre Gewalt liefern sollte. Sie wollten den jungen, am 17. August 1567 volljährig gewordenen Karl IX. in seinem Schlosse Monceaux überfallen und gefangen nehmen. Der 29. September dieses Jahres war zur Ausführung dieses arglistigen Planes festgesetzt; allein er mißlang. Der Hof, noch rechtzeitig gewarnt, hatte die ebenso tapferen als treuen Schweizertruppen aufbieten lassen, welche den König und dessen Mutter in ihre Mitte nahmen und, gegen die Angriffe der Meuterer unermüdet kämpfend, nach Paris führten. Zur nämlichen Zeit richteten die Hugenotten zu Nismes ein gräßliches Blutbad an (die sog. Michelade), indem sie dort achtzig der angesehensten Katholiken aus ihren Wohnungen rissen, auf der Straße hinschlachteten und die verstümmelten Leichen in einen Brunnen warfen.

Nach dem ersten Mißlingen ihres Anschlages gaben die Hugenotten ihre Hoffnung nicht auf, den König in ihre Gewalt zu bekommen. Condé zog jetzt mit einem Heere gegen Paris selbst, bemächtigte sich der Vorstadt St. Denis und blockirte sechs Wochen lang die Stadt, während er ringsum Alles verwüstete. Am 10. November 1567 drängte ihn aber der alte Connetable zur offenen Schlacht, worin die Königlich-siegten. Doch kostete der Sieg ein schmerzliches Opfer,

denn der greise Held Montmorency ward schwer verwundet und starb bald darauf.

Der Verlust, welchen diese Niederlage den Hugenotten beigebracht hatte, ward bald wieder ersetzt durch ein bedeutendes Hilfsheer, welches der Curfürst von der Pfalz, Prinz Johann Casimir, ihnen zuführte. Die Folge davon war, daß bei dem am 23. März 1568 abgeschlossenen Frieden von Longjumeau den Auführern eine allgemeine Amnestie bewilligt und das Edikt vom Januar 1562 ohne alle Beschränkung wieder in Kraft gesetzt wurde. — Dies war aber nur ein Scheinfriede, die Franzosen nennen ihn den „kleinen“ oder den „hintenden Frieden“. Die Hugenotten dachten nicht an die Erfüllung der Friedensbedingungen, sie gaben weder die festen Plätze heraus, noch entließen sie die fremden Truppen, noch lösten sie ihr geheimes Bündniß mit Elisabeth, welche ihnen hunderttausend Goldthaler und Artillerie lieferte, und mit den deutschen protestantischen Fürsten, welche ihnen ihre Unterthanen zu Schlachtopfern des Krieges verkauften; vielmehr setzten sie ihre Kriegerüstungen und ihre blutigen Verfolgungen der Katholiken fort. Dies bewog endlich Karl IX., die auf jene Bedingnisse sich stützenden Vergünstigungen der Hugenotten zurückzunehmen. Es wurde die Uebung einer andern Religion als der katholischen bei Lebensstrafe verboten; die Calviner mußten ihre Aemter niederlegen, und das Parlament verordnete, daß, wer immer zu einer Richterstelle gelangen wolle, sich mit einem Eide verbinden müsse, im katholischen Glauben zu leben und zu sterben.

Das war den bereits mächtig gerüsteten Hugenotten ein erwünschter Anlaß zum Beginn eines neuen Bürgerkrieges, welcher am Ende des Jahres 1568 mit jener Wuth losbrach, welche nur der blindeste Fanatismus zu entzünden vermag.



### Dritter Krieg.

Mit Englands Unterstützung und mit dem aus verkauften Kirchengütern gewonnenen Gelde hatten die Hugenotten ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern gesammelt. Gleich zwei vernichtenden Sturmeswolken stießen die beiden gleichstarken Heere am 13. März 1569 bei Jarnac in Angoulême gegen einander. Das königliche Heer unter der Anführung des Herzogs von Anjou, Bruders des Königs, behauptete als Sieger das blutgetränkte Schlachtfeld. Die Hugenotten wichen und ließen ihren Anführer, den Prinzen Condé als Gefangenen in den Händen der Sieger. Schon war diesem eine ritterliche Haft zugesagt, da stürmte der wilde Gardecapitain Montesquieu herbei und streckte ihn, als einen Landesverräther, durch einen Pistolenschuß leblos nieder.

Doch es konnte weder der Verlust ihres Heerführers die Hugenotten entmuthigen, noch die erlittene Niederlage ihre Kraft brechen. Alsbald stieß ein Heerhaufen von 11,000 deutschen Reitern und Landesknechten, welche der, unterwegs gestorbene Herzog Wilhelm von Zweibrücken zugeführt, zu ihnen. Um die Einheit im Heere zu erhalten, erschien jetzt die Königin-Wittve von Navarra und stellte ihren sechzehnjährigen Sohn, den Prinzen von Bearn (nachmals Heinrich IV.) den Hauptleuten vor. Heinrich, von seiner Mutter mit Haß gegen die Katholiken entflammt, trat unter die Krieger und schwur nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Sieg

oder der Tod sie vom Joche der Katholiken befreit haben werde. Auf der Stelle rief ihn das Heer zum Oberbefehlshaber aus, und bald hatte sich um ihn eine Armee von 20,000 Mann gesammelt. Doch erhielt Coligny die Leitung des neuen Unternehmens, welches von neuen Grausamkeiten gegen die Katholiken begleitet war. Da die königliche Macht zu schwach war, diese Greueln zu hindern oder zu bestrafen, so schien die Hand des Allmächtigen denselben Einhalt gebieten zu wollen.

Es brach eine ansteckende Seuche aus, wüthete fürchterlich in dem Hugenottenheere und machte ganze Abtheilungen kampfesunfähig.

Nach mehreren kleineren Gefechten kam es endlich am 3. Oktober 1569 bei Montcontour zur entscheidenden Schlacht, welche das gänzliche Verderben der Hugenotten herbeigeführt haben würde, hätte nicht Schwäche und Eifersucht am königlichen Hofe sie gerettet. Sie verloren in der Schlacht ihre Fahnen, Geschütze und alle Kriegsgeräthschaften, und kaum einige tausend Mann entrannten dem Tode. Trotzdem endete dieser Krieg zum Vortheil der Hugenotten. Der durch mancherlei Intriguen hinausgeschobene Friedensschluß von St. Germain (8. August 1570) gestattete ihnen vollkommene Amnestie und freie Religionsübung außer an den Orten, wo der Hof sich aufhielt. Sie erhielten das Recht zu allen Staatsämtern, und in jedem Parlament sechs Richter zu verwerfen. Sie konnten sich auf zwei Jahre vier Sicherheitsstädte wählen und darin die Statthalter und Besatzungen bestellen. Sie wählten Rochelle, la Charité, Montaubon und Cognac.

Ehe wir nun zur Schilderung jener grauenvollen Katastrophe schreiten, welche unter dem Namen der „Pariser Bluthochzeit“ oder „Bartholomäusnacht“ berüchtigt ist, müssen wir

einen Blick zurückwerfen, um wenigstens die hauptsächlichsten Gewaltthaten der Hugenotten gegen die Katholiken zu betrachten, da wir sie, um den Verlauf der Hauptereignisse nicht zu unterbrechen, früher nur angedeutet haben.

## **R ü c k s i c h t.**

Gleich nach ihrer Vereinigung auf der Synode zu Paris im Jahre 1559 hatten die Hugenotten angefangen, besonders in den Provinzen Languedoc, Guyenne, Poitou und Saintonge die Katholiken zu verfolgen und den altkirchlichen Gottesdienst zu vernichten, indem sie die Kirchen und Klöster plünderten, anzündeten oder niederrißen. Dieses Schicksal traf unter Anderen die Abtei St. Eglise. Um Weihnachten dieses Jahres hatten sie es schon gewagt, in Paris den ihnen feindlich gesinnten Präsidenten Minard zu ermorden. Im folgenden Jahre verheerten sie die Abtei St. Cyprien in der Vorstadt Poitiers. Bald darauf überfiel Coligny mit seinen Horden die Abtei Bellevaux, sie wurde geplündert, die Mönche vor seinen Augen zusammengehauen und die Gebäude bis auf die Grundmauern zerstört. Nachdem die Meuterer im Jahre 1561 sich der Stadt Montauban am Tarn bemächtigt hatten, mußten sich die Geistlichen und angesehenen Katholiken aus der Stadt flüchten, alle kirchlichen Gebäude wurden geplündert und verwüstet, und jede Aeußerung des katholischen Glaubens mit äußerster Strenge bestraft. Im Mai desselben Jahres wurden die Abteien von Bernay, Breau, Beaumont, sowie die Kathedrale von Lesieux Opfer ihrer Raserei. Der herrliche Dom zu Pamiers sammt den übrigen Stadtkirchen, das bischöfliche Palais, die Häuser der Domherren, die Wohnungen vornehmer Katholiken wurden in Schutthaufen verwandelt; die Sanctinskirche zu Meaux wurde geplündert und alle Cruci-

fire und Bilder unter den gränlichſten Pöſterungen zertrümmert Gleiches geſchah zu Orleans, wo ſie das Carmelitenkloſter nach Verjagung der Mönche plünderten, die Kreuzbilder auf den öffentlichen Plätzen zerſchlugen, die Frohnleichnamſprozeſſion zerſprengten und dann auf die Katholiken feuerten. — Zu Amiens, der ehrwürdigen Reſidenzſtadt Clodowigs, erſtürmten ſie unter Blutvergießen die Kathedrale.

Bei all dieſen Greuelthaten waren die calvinischen Prediger die Anführer und entſamnten durch die abſcheulichſten Reden die fanatiſche Wuth der zügelloſen Haufen, welche dann in die Kirchen ſtürmten, die Altäre ſtürzten, Orgeln, Taufbecken, Kreuz und Reliquien zertrümmerten, Bilder und Kirchengewänder zerriffen, die geweihten Gefäße frevelnd verunreinigten und dann eſchmolzen. Dies geſchah z. B. in Nîmes, wo ſie durch des ſchändlichen Virets Predigten entſammt, ſelbſt die heiligen Hoſtien verbrannten und unter kanibaliſchem Freudengetrüll den Scheiterhaufen umtanzten. Derſelbe Viret hatte auch die früher ſchon erwähnte Synode von 70 Predigern geleitet, welche beſchloß, daß alle katholiſchen Kirchen in der Diöceſe niedergeriſſen und die Papiſten mit Gewalt zur Abſchwörung des katholiſchen Glaubens ſollten gezwungen werden. Zu Caſtres ertheilte das calvinische Conſiſtorium dem Stadthauptmann den Befehl, alle Katholiken auf den Straſſen ergreifen und in die Predigt treiben zu laſſen, welchen Auftrag derſelbe mit ſolchem Dienſteſeifer ausführte, daß die Prieſter ſelbſt vom Altare weggeriſſen und zur calvinischen Predigt geſchleppt wurden. Ja ſelbſt in der Hauptſtadt des Reiches, in Paris ließen ſie ihrer Zerſtörungswuth freien Lauf. Im December 1561, als ein calvinischer Prediger durch das Glockengeläute der nahen Medarduskirche in ſeinem Vortrage ſich geſtört glaubte, brachen die Hugenotten in dieſe Kirche während des Gottesdienſtes ein, tödteten oder verwundeten viele der anweſenden Gläubigen, zerſtörten,

zertrümmerten, entweihten, was sie an liturgischen Gegenständen fanden, und traten die heiligen Hostien mit Füßen. Und Beza, welcher dabei war, nennt diese schändliche Gewalththat „einen herrlichen Sieg, für den man Gott danken soll.“

Grauenvoller noch waren die Scenen, welche den zweiten Bürgerkrieg begleiteten, und welche besonders der blutdürstige Coligny herbeiführte. In dem erstürmten Städtchen Montagne ließ er fast alle Priester ermorden. Die Abteien St. Jean und Etoile wurden vertilgt und die Mönche vertrieben. Im Mai 1562 plünderten sie die Cathedrale zu Beziers, schändeten die Gräber und verwandelten das Heiligthum in einen Viehstall. Brennend und mordend durchwütheten sie das ganze Bisthum Uzès. In Montpellier verschwanden mehr als 46 Kirchen. In Orleans, wo sie den Bürgern Schutz und Gewissensfreiheit zugesichert hatten, stürzten sie unter den Augen des Prinzen Conde und der Gebrüder Coligny die Altäre um, zerschlugen die Bilder, schmolzen die heiligen Gefäße ein und hoben die katholische Religionsübung auf, so daß alle Priester und treuen Katholiken die Stadt verließen. Von da aus durchzog Coligny mit seinen Mordbrennervandeen das ganze Bisthum, plünderte und verwüstete alle Kirchen, auf die er stieß, so daß im Districte Beauce allein 300 Kirchen und fast alle Klöster zerstört wurden. In die Stadt Sully an der Loire hatten sich alle Geistliche der Umgegend geflüchtet. Am 14. Januar 1563 wurden 36 Priester erwürgt und die Uebrigen in den Fluß gestürzt. Gleiches Schicksal hatten die Priester zu Pithiviers, wo man sie sämmtlich aufknüpfte; anderswo begrub man sie lebendig. Zur Grausamkeit fügten die Unmenschen immer auch noch teuflischen Spott; so wurde der Bischof von Contanons, wo man die Kirchen geplündert hatte, rückwärts auf einen Esel gesetzt und nach St. Lo geführt. Ein Hugenottenanführer trug die Ohren, welche er den Geistlichen vom lebendigen Leibe

abgeschnitten oder abgerissen hatte, in einer Schnur gefaßt als Säbelkugel um seine Schulter.

Reichlicher noch floß das Blut der wehrlosen Katholiken im dritten Religionskriege. Zu Orthez in der Grafschaft Bearn wurden 3000 Katholiken, auch Weiber, Kinder und Greise, grausam gemordet, und bei St. Sever 200 Priester in einen Abgrund gestürzt. In der Provinz Dauphine wurden während dieser Vertilgungskriege 256 Priester, und 112 Mönche um's Leben gebracht und 900 Städte und Dörfer in Asche gelegt. Ueberhaupt zählt man 20,000 Kirchen, welche die rebellischen Fanatiker zerstörten, und die Zahl der unschuldig gemordeten Katholiken ist nicht viel geringer.

Selbst die Todten blieben von der Raserei der Wüthenden nicht verschont. Die Wüthrige gingen so weit, daß sie ihre gottesräuberischen Hände an die kostbaren Ueberreste der Martyrer und Bekenner legten, mit Gewalt die Leiber der Heiligen, welche der Tod selbst nicht zu versehren gewagt hatte, aus den Behältnissen rissen, verbrannten und die Asche in den Wind streuten. Der Leib des heiligen Franz von Paula († 1508) lag in der Kirche des Klosters Pleffis bei Tours und genoß einer großen Verehrung. Im Jahre 1562 überfielen die Hugenotten das Kloster und verübten in der Kirche die greulichsten Entweihungen; unter Anderen zerschlugen sie den Sarg des Heiligen, rissen den noch unverwesten Leichnam heraus, schleiften ihn durch die Strassen bis zu einem freien Platze, wo sie mit dem Holze eines großen Crucifixbildes ein mächtiges Feuer schürten und den heiligen Leib verbrannten. — In demselben Jahre brachen sie in die prachtvolle Kapelle, welche König Carl VIII. in der Franziscanerkirche am Fuße der Bergfestung Pierre Encise bei Lyon gestiftet hatte, und wo der Leib des heiligen Bonaventura aufbewahrt wurde. Sie zertrümmerten den Sarg, raubten die Kostbarkeiten, verbrannten die Reliquien auf öffentlichem Platze

und warfen die Asche in die Saone. Darauf erschlugen sie den Guardian des Klosters nebst einem gefangenen katholischen Hauptmann und steckten die Gebäude in Brand.

Doch genug der Greuelthaten, welche selbst von dem Wüthen der ersten Christenverfolgungen nicht übertroffen werden! Aber ist es zu verwundern, wenn das Alles die Katholiken in Wuth versetzte? War ja fast Keiner unter ihnen, der nicht den Verlust eines Verwandten, oder seines Seelenhirten, oder seines Gotteshauses zu beklagen hatte. Ist es zu verwundern, wenn dort, wo der schauerliche Ruf: „Verrath“ durch die Nacht schallte, das Volk aufuhr und racheschnaubend durch Vertilgung der gefürchteten Feinde neuen Greueln zuzukommen suchte. Das Blutbad zu Paris, so ruchlos es an sich ist, erscheint doch nur als eine schwache Vergeltung in Verhältnisse zu diesen vorausgegangenen Gewaltthaten der Hugenotten.



## Die Bartholomäus-Nacht.

Coligny, das Haupt der Hugenotten, angebetet von seiner Partei, gefürchtet von den Könighchen, gesucht von den auswärtigen Feinden Frankreichs, stand da wie ein selbstständiger Herrscher. Er hatte an den meisten protestantischen Höfen seine Gesandte und in jeder Provinz des Reiches Beamte, die verpflichtet waren, seine Befehle zu vollziehen. Von nah und ferne flossen reichliche Geldbeiträge in seinen Schatz, und Tausende von Streichern waren stets bereit, sich um ihn zu sammeln, sobald er die Fahne des Krieges erhob, — Umstände, welche ebenso geeignet waren, den Admiral zum Gegenstande des höchsten Mißtrauens bei Hofe zu machen, als ihm Einfluß auf den jungen König Carl zu verschaffen. Wirklich hatte er diesen durch Schmeicheleien, durch Verdächtigung der Absichten der Mutter und des Bruders des Königs und durch verlockende Vorspiegelungen hinsichtlich der niederländischen Wirren für sich eingenommen, kam öfter an den Hof und stand später in vertrautem Briefwechsel mit Carl. Seit der Ermordung des Herzogs von Guise hatte es der Admiral trotz öfterer Einladung nur einmal gewagt, sich nach Paris zu begeben; nun aber traf man dort Zubereitungen zu einem Feste, bei welchem der Hugenotten-Häuptling nicht fehlen wollte. Um nämlich dem Frieden von Montcontour größere Festigkeit und Dauer zu geben, war die Vermählung des Prinzen Heinrich, Königs von Navarra, mit Margaretha, der Schwester Königs Carl IX. beschlossen

worden. Zu dieser Hochzeitfeier wurden auch Coligny und viele andere Hugenottenhäuptlinge geladen und der Admiral eilte, von seinem Parteiinteresse getrieben, nach Paris.

Coligny fand den König für die früher ihm gemachten Anträge ziemlich erkaltet und begann nun, ihn von Neuem zu bearbeiten. Er drang in ihn, die Protestanten in Flandern gegen Herzog Alba zu unterstützen, wozu er ihm ein Hilfsheer von 10,000 Hugenotten anbot, und als der König sich nicht willfährig zeigte, so drohte er, die Hugenotten würden auf's Neue die Waffen gegen ihn selbst ergreifen. Zugleich ermahnte er ihn, sich der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter zu entziehen. Die Regentin erkannte nur zu bald aus dem Benehmen ihres Sohnes, welchen Eindruck Coligny's Einflüsterungen auf dessen jugendliches Gemüth gemacht und in welcher Gefahr sie und ihre Anhänger schwebten, und es reifte der Entschluß, die Welt von diesem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Als der Admiral am 22. August 1572 aus dem Rathe durch die Stadt nach Hause ging, wurde aus einem Dachfenster aus einer Arquebuse ein Schuß abgefeuert und eine Kugel zerschmetterte Coligny's rechte Hand und eine zweite Kugel saß ihm in der Schulter; beide Wunden waren jedoch nicht tödtlich. Bei der ersten Nachricht hievon strömten Schaaren von Hugenotten nach dessen Wohnung und erklärten sich bereit, seine Verwundung schrecklich zu rächen.

Als Carl den Vorfall erfuhr, gerieth er außer sich und brach in Wehklagen und dann in Drohungen der Rache gegen die Urheber aus. Er machte sich auf, den Admiral zu besuchen, und die Königin-Regentin hielt es für's Beste, ihn mit ihren beiden anderen Söhnen und den vornehmsten Hofherren dahin zu begleiten. Der Verwundete lag im Bette und ersuchte alsbald den König um eine geheime Unterredung, worauf Carl seiner Mutter und seinen Brüdern bedeutete, sich zurückzuziehen. Dies waren für Katharina, wie sie selbst

in der Folge gestand, die peinlichsten Augenblicke ihres Lebens. Die Vorwürfe ihres Gewissens, die Aufmerksamkeit, welche der König den Worten des Admirals schenkte, die Schaaren der bewaffneten Hugenotten, welche im Hause in beständiger Bewegung waren, ihre drohende Blicke, ihr unheimliches Flüstern, — Alles erfüllte sie mit Entsetzen und mit so unausstehlicher Angst, daß sie die Unterredung unterbrach mit dem Vorwande, die Genesung des Admirals erfordere Ruhe und Stille. Sie zog den König mit sich fort in den Wagen und bot unterwegs alle Kunst auf, um den Inhalt jener geheimen Unterredung dem Könige zu entlocken. Das Wenige, was er sagte, war genug, um ihre peinliche Unruhe zu vermehren und ihr zu sagen, daß sie ein Ungewitter herauf beschworen habe, welches ihrem ganzen Hause den Untergang drohe.

Es galt jetzt, einen raschen Entschluß zu fassen; es kam nun darauf an, ob man sich den unberechenbaren Folgen des mißlungenen Mordversuchs am Haupte der Hugenotten bloßstellen und zum größten Nachtheile des Reiches und zum eigenen Verderben einen durch die Hugenotten vorbereiteten Gewaltstreich wolle zur Ausführung kommen lassen, oder ob man diesem durch einen raschen Staatsstreich zuvorkommen solle. Nach schlaflos vollbrachter Nacht hielt Katharina Rath mit ihren Vertrauten. Die Zeit drängte zur schnellen Entscheidung, und man entschied sich. Am Nachmittag eröffnete sie den gefaßten Beschluß dem Könige. Sie stellte ihm die früheren Gewaltthatigkeiten der Hugenotten vor und schilderte ihm das Unheil, welches nun drohe, da in diesem Augenblicke sich die Häupter der Feinde über die Vernichtung ihrer Widersacher beriethen, und vielleicht schon am nächsten Morgen seine Mutter, seine Brüder, seine treuesten Diener, ja er selbst Opfer der Rache würden, und beschwor ihn, nicht zu hindern, daß man dem drohenden Untergange zuvorkomme

durch Vernichtung der Urheber. Lange schwankte der König, — doch endlich gab er seine Zustimmung zur Ermordung der Hugenottenhäuptlinge, und nun wurden schnell die nöthigen Vorbereitungen getroffen und die Rollen vertheilt zum gräßlichen Trauerspiele, welches anheben sollte, sobald die Uhr von St. Germain die erste Stunde des 24. August verkünden würde.

Die verhängnißvolle Mitternacht war herangerückt. Der König, seine Mutter und seine Brüder befanden sich auf einem Balkon des Schlosses. Da hallte durch die Nacht der Knall einer Pistoie, welche in der Nähe zufällig losgebrannt wurde. Der König und seine Umgebung bebten erschrocken zusammen, ein kalter Schauer durchrieselte ihn. Das tönte wie ein Mahnruf von Oben, um von der blutigen That zurückzuschrecken. In Eile ward ein Bote mit Gegenbefehlen abgesendet. Kaum hatte dieser das Schloß verlassen, da hob der Glockenhammer aus, um von St. Germain l' Auxerois herab die verhängnißvolle Stunde, für so Viele, die es nicht ahneten, die letzte, zu verkünden.

Noch hatte die Glocke nicht ausgeklungen, als der Herzog von Guise mit 300 Mann in die Wohnung des Admirals Coligny, des Mörders seines Vaters, einbrang. Der Verwundete sprang bei dem Getöse aus dem Bette und fiel betend auf die Kniee; da stieß ihm der Böhme Dianowicz, ein Diener des Herzogs, den Degen durch den Leib, und er sank leblos nieder. Der Leichnam wurde durch das Fenster in den Hof gestürzt. Jetzt wurde es auch in den Straßen laut. Schauerlich tönte die Sturmglocke vom Parlamentshause durch die Nacht; und „Verrath! Verrath!“ erscholl's in den Straßen. Der Herzog von Nevers und der Marschall Tavannes sprengten mit der berittenen Garde durch die Stadt, um die Vereinigung der Hugenotten zu verhindern, Massen von Bewaffneten füllten die Straßen und freien

Plätze und eilten zum blutigen Werke; nicht nur die vom Hofe geächteten Häuptlinge; sondern auch Hugenotten vom geringsten Stande, ja selbst Katholiken fielen als Opfer der Wuth des Pöbels, dem Haffe, der Habsucht und der Privat-  
 rache. Doch wurden auch viele Calviner gerettet; unter diesen der König von Navarra und der Prinz Conde, welche Carl IX. in seinem Palaste zurückbehalten hatte, der junge Sully, später Minister Heinrichs IV., und der junge Laforce, in der Folge Reichsmarschall, welche durch besondere göttliche Fügung das Leben retteten, dergleichen der Edelmann Regnier, welchen sein edelmüthiger Feind, der katholische Statthalter Bezins, mit eigener Gefahr dem Untergange entriß. Viele andere Hugenotten, besonders die in der Vorstadt St. Germain, retteten sich durch die Flucht oder durch Verfrachten; oder wurden von Katholiken versteckt, Viele auch von Priestern dem Tode entrißen. Am Mittage, als das Wüthen der Mörderschaaren noch immer nicht enden wollte, ließ der König unter Trompetenschall bei Todesstrafe befehlen, alle Gewaltthätigkeit einzustellen.

Auch an die Statthalter der Provinzen waren geheime, nachher aber widerrufene Befehle zur Vertilgung der einflußreichsten Hugenotten ergangen, welche jedoch nicht überall vollzogen wurden. Die meisten Opfer fielen an jenen Orten, wo die Hugenotten durch vorausgegangene Zerstörung und Schändung der Kirchen und Ermordung der Katholiken die Wuth des Volkes am meisten gereizt hatten; wie zu Orleans und Lyon. Doch gab es auch hierin nicht wenige ehrenvolle Ausnahmen, so die Stadt Nismes, wo die Katholiken, obgleich sie früher die empörendsten Gewaltthätigkeiten von den Hugenotten erlitten hatten, dennoch sich jeder Rache enthielten. In den Städten, wo sie sich ruhig verhalten hatten, wurden sie fast ganz ungekränkt gelassen. Die Gouverneure mehrerer Provinzen, z. B. in der Provence, im Dauphinat, in Au-

vergne, Bourgogne, Mahon und anderen, stellten sich, als glaubten sie nicht, daß die ihnen zugeworbenen blutigen Befehle wirklich vom Könige erlassen worden seien, und verhinderten deren Vollzug, ja manche sprachen ihre Mißbilligung offen aus; so schrieb der Vicomte von Orthe, Kommandant in der Stadt Bayon, an den König: „Sire! ich habe die Befehle Eurer Majestät der hiesigen Bürgerschaft und den Besatzungen vorgezeigt. Ich habe an ihnen lauter gute Bürger und wackere Soldaten, aber keinen einzigen Henkersknecht unter ihnen gefunden.“

So groß der Abscheu und der Eifer des katholischen Klerus gegen die calvinische Irrlehre war, nicht weniger groß war er gegen die an den Unglücklichen verübte Grausamkeit, und die Geistlichkeit bot Alles auf, um so Viele, als möglich war, zu retten. In Liffieux machte der Statthalter bereits Anstalt zur blutigen That, da erhob sich der Bischof Jean Hennuyer dagegen. „Nein! rief er, nie und nimmer werde ich dazwischen willigen; ich bin der Hirt dieser Kirche, und die man schlachten will, sind meine Schafe. Wahr ist es, sie sind von der Heerde abgeirret, aber sie können wieder zurückkehren. Um Nichts in der Welt kann ich zugeben, daß man ihr Blut vergieße; vielmehr heißt mich das Evangelium, für sie mein eigenes Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen.“ Der treue Hirt hatte die Freude, nicht nur das Leben dieser Verirrten, sondern auch ihre Seele zu retten, indem er fast alle in den Schoos der Kirche zurückführte. — In Lyon brachte man während des Mordens bei 300 Hugenotten in den erzbischöflichen Palast, und die Mörder mußten das Haus förmlich erstürmen und die Thore mit Gewalt sprengen, um ihrer Opfer habhaft werden zu können.

Es läßt sich die Anzahl der in Paris und den Provinzen Umgekommenen nicht mit Gewißheit bestimmen. Das Parteiinteresse hat die Zahl der Getödteten auf eine Höhe hinauf-

getrieben, welche mit der Zahl der Lebenden in gar keinem Verhältnisse stand. So gaben die hugenottischen Schriftsteller Beresix 100,000, Sully 70,000, Thuanus 30,000, La Popeliniere 20,000, der reformirte Martyrologist 15,000, Masson 10,000 an. Unpartheische berechneten sie auf 4000, wovon 1000 auf Paris kamen. Ein anderer protestantischer Martyrologist veröffentlichte 1582 ein aus den Sterberegistern der verschiedenen Städte gezogenes namentliches Verzeichniß aller Personen, von denen man wußte oder auch nur vermuthete, daß sie bei jenem Blutbade um's Leben gekommen seien, und ihre Zahl beläuft sich auf 786. Doch wären es auch hundertmal weniger, so bliebe dieser Mord doch immer ein verabscheuungswürdiges Verbrechen unmenschlicher Politik und entfesselter Volkswuth.

Wie wenig die Hugenotten durch die Bartholomäusnacht geschwächt und entmuthigt worden, geht schon daraus hervor, daß sie schon fünf Monate darnach den vierten Bürgerkrieg eröffneten und anfangs nicht ohne Glück führten, und Frankreich noch ein halbes Jahrhundert beunruhigten, bis sie mit der großen Auswanderung (1635) endlich zu schwinden begannen.

König Carl war anfangs geneigt, die ganze Schuld dieses Blutbades auf den Herzog von Guise zu wälzen; doch am 26. August erschien er im Parlament und erklärte: Coligny habe gegen ihn, gegen seine Mutter und seine Brüder, ja selbst gegen den König von Navarra eine Verschwörung angeschlossen gehabt, um den Prinzen von Condé auf den Thron zu heben, dann auch diesen aus dem Wege zu räumen und sich selbst die Krone aufzusetzen. Diesem verrätherischem Vorhaben habe er zuvorkommen und gegen seinen Willen sich entschließen müssen, durch Anwendung der äußersten Mittel die äußerste Gefahr abzuwenden.

Ein Edikt gleichen Inhalts erging an das ganze Reich, und allen auswärtigen Höfen wurde das Ereigniß, von den

nämlichen Erörterungen begleitet, mitgetheilt. Auch Papst Gregor XIII. erhielt eine so gefasste Mittheilung, und hielt deshalb ein *Te Deum* ab wegen der Rettung des Lebens des Königs aus so drohender Gefahr. Gleichwohl blutete dem heiligen Vater das Herz, und er konnte sich der Thränen nicht enthalten, indem er seufzte: „Ach, wie viele Unschuldige werden mit den Schuldigen vermengt worden sein!“ — Nur blinder Partheigeist kann in dieser Dankesfeier einen Triumph des Papstes über die Ermordung der Hugenotten finden wollen. Erklärte ja selbst Elisabeth von England, diese eifrige Bundesgenossin der Hugenotten, sich befriedigt durch die vom König erhaltene Aufklärung und dankte ihm deshalb in einem Schreiben, worin sie sogleich die Hugenotten seinem Schutze empfahl.

---







**F. X. BEER**  
kgl. Hofbuchbinder  
**MÜNCHEN**  
Lederergasse N° 25



